

Werk

Titel: Heft 2

Ort: Bern

Jahr: 2003

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?519763432_0018 | LOG_0028

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Sozial.Geschichte

Heft 2
2003

Zeitschrift für historische Analyse
des 20. und 21. Jahrhunderts

DJIHAD IM ERSTEN WELTKRIEG

DIE ANFÄNGE DES BMW-KONZERNS

MIGRATIONSPOLITIK IM VERGLEICH

«CONTRE-ATTAQUE» IN FRANKREICH

DEUTSCHLAND IM BOMBENKRIEG

Peter Lang

Anschrift der Redaktion

Zeitschrift Sozial.Geschichte
Fritz-Gansberg-Straße 14, D-28213 Bremen
Redaktionssekretariat
Tel: 0049 421-218-9125
Fax: 0049 421-218-9496
E-Mail: Sozial.Geschichte@brainlift.de
Internet: www.stiftung-sozialgeschichte.de

Verlag

Peter Lang AG
Europäischer Verlag der Wissenschaften
Hochfeldstrasse 32
CH – 3000 Bern 9
Tel: 0041 31 306 17 17
Fax: 0041 31 306 17 27
E-Mail: Info@peterlang.com
Internet: www.peterlang.net

Satz und Druck

Satz: Renate Rolfs, Dreis-Brück, Deutschland
Druck: Rosch Buch GmbH, Deutschland

Erscheinungsweise

Dreimal pro Jahr: Februar, Juni, Oktober

Preis

Einzelheft: CHF 17.– / € 1* 12.30 / € 2** 11.50
Abonnement: CHF 48.– / € 1* 34.– / € 2** 32.–
zu beziehen direkt über den Verlag www.peterlang.net
ISSN 1660-2870 (früher 0930-9977)

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in Historical Abstracts and America: History and Life

Hinweise zur Manuskriptvorbereitung können aus dem Internet www.stiftung-sozialgeschichte.de heruntergeladen oder im Redaktionssekretariat angefordert werden.

Ausführliche Hinweise zur Redaktion finden sich auf Seite 2.

* Der €1-Preis ist inkl. MWSt. und nur gültig für Deutschland und Österreich.

** Der €2-Preis ist excl. MWSt.

Sozial.Geschichte
Zeitschrift für historische Analyse
des 20. und 21. Jahrhunderts

Herausgeber

Karl Heinz Roth, Angelika Ebbinghaus, Marcel van der Linden
Im Auftrag der Stiftung Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bremen

Redaktion

Die Herausgeber in Zusammenarbeit mit den Themenredaktionen

Entwicklungstendenzen des Weltsystems

Dr. Dr. Karl Heinz Roth (vorläufig)

»Ethnische Säuberungen« und Grenzregimes

Dr. Ingo Haar

Dr. Claudia Kraft

Gender History

Dr. Angelika Ebbinghaus (vorläufig)

Geschichte der NS-Diktatur

Prof. Dr. Rüdiger Hachtmann

Prof. Dr. Jörg Wollenberg

Marc Buggeln M.A.

Prof. Dr. Dietrich Eichholtz

Geschichte der Sozialwissenschaften

Prof. Dr. Lothar Peter, Gerhard Schäfer

Prof. Dr. Sergio Bologna

Prof. Dr. Heidrun Kaupen-Haas

Geschichtstheorie

Prof. Dr. Peter Schöttler

Dr. Sven Reichardt, PD Dr. Raimund Kemper

Migrationsgeschichte

PD Dr. Christiane Harzig

Dr. Michael Esch

Prof. Dr. Dirk Hoerder

Der Nahe und Mittlere Osten in Geschichte und Gegenwart

Dr. Wolfgang G. Schwanitz

Prof. Dr. Gerhard Höpp

Alexandra Senfft M.A.

Dr. Moshe Zuckermann

Psychohistorie, Psychiatrie- und Medizingeschichte

Dr. Dipl. Psych. Angelika Ebbinghaus

Prof. Dr. Wolfgang U. Eckart

Transkontinentale Arbeitergeschichte – Arbeitsverhältnisse

Prof. Dr. Marcel van der Linden

Prof. Dr. Walther L. Bernecker

Prof. Dr. Andrea Komlosy

Dr. Lydia Potts

Geschichte der USA und Kanadas

Prof. Dr. Norbert Finzsch

Prof. Dr. Dirk Hoerder, Dr. Michaela Hampf

PD Dr. Christiane Harzig, Dr. Olaf Stieglitz

Wirtschaftsgeschichte und -theorie

Bernhard Walpen M.A.

Prof. Dr. Michael Krätke

Dr. Dieter Plehwe

Weitere Angaben und Kontaktmöglichkeiten zu den Themenredaktionen finden Sie unter
www.stiftung-sozialgeschichte.de

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Walther L. Bernecker

Prof. Dr. Dietrich Eichholtz

Prof. Dr. Heide Gerstenberger

Prof. Dr. Hans Medick

Prof. Dr. David Montgomery

Prof. Dr. Adelheid von Saldern

Prof. Dr. Peter Schöttler

Prof. Dr. Hans-Josef Steinberg

Anschrift der Redaktion

Zeitschrift *Sozial.Geschichte*

Fritz-Gansberg-Straße 14, D-28213 Bremen

Lektorat Dr. Angelika Ebbinghaus

Redaktionssekretariat Jana Sonntag

Tel: 0049(0)421-218-9125 Fax: 0049(0)421-218-9496

E-mail: Sozial.Geschichte@brainlift.de Homepage: www.stiftung-sozialgeschichte.de

Hinweise zum Bestellen, Kaufpreis und Verlag finden sich auf der Innenseite des Umschlages

Sozial.Geschichte
Zeitschrift für historische Analyse
des 20. und 21. Jahrhunderts
Neue Folge, 18. Jahrgang, Juni 2003, Heft 2

Sozial.Geschichte ist die Neue Folge von 1999
Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts

Sozial.Geschichte Heft 2/2003

Inhalt

Forschung

Wolfgang G. Schwanitz Jihad »Made in Germany«:
Der Streit um den Heiligen Krieg 1914–1915 7

René Del Fabbro Internationaler Markt und nationale Interessen.
Die BMW AG in der Ära Castiglioni 1917–1930 35

Christiane Harzig Migrationspolitik im nordatlantischen Raum:
Ein zeitgeschichtlicher Vergleich zwischen Kanada, Schweden
und den Niederlanden 63

Miszelle

Stephan Moebius Contre-Attaque. Eine politische Initiative
französischer Intellektueller in den 30er Jahren 85

Diskussion

Angelika Ebbinghaus Deutschland im Bombenkrieg –
Ein missglücktes Buch über ein wichtiges Thema 101

Buchbesprechungen

Zehn Publikationen über die »Achtundsechziger«,
besprochen von Heide Berndt 123

Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento XXVII/2001
Plans and implementation of ethnic homogenisation
and ethnic resettlement policies by Germany
and by the other Axis powers during World War II,
besprochen von Imanuel Geiss 134

<i>Helmut Maier (Hg.)</i> Rüstungsforschung im Nationalsozialismus. Organisation, Mobilisierung und Entgrenzung der Technikwissenschaft, besprochen von Rüdiger Hachtmann	137
<i>Michael Pittwald</i> Ernst Niekisch. Völkischer Sozialismus, nationale Revolution, deutsches Endimperium, besprochen von Jörg Wollenberg	140
<i>Abbrich Meyer</i> Die deutsche Besatzung in Frankreich 1940–1944. Widerstandsbekämpfung und Judenverfolgung, besprochen von Anne Klein	143
<i>Sigrid Stoeckel (Hg.)</i> Die »rechte Nation« und ihr Verleger. Politik und Popularisierung im J. F. Lehmanns Verlag 1890–1979, besprochen von Heinrich Senfft	145
<i>Till Bastian</i> Sinti und Roma im Dritten Reich. Geschichte einer Verfolgung, besprochen von Jürgen Zimmerer	148
<i>Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg</i> Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht, besprochen von Marc Buggeln	149
<i>Rüdiger vom Bruch und Rainer A. Müller (Hg.)</i> Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart, besprochen von Peter Schöttler	151
<i>Herrman und Gerda Weber</i> Vom Parteigänger zum kritischen Sozialisten. Die SED-Parteischule »Karl Marx« bis 1949, besprochen von Jan Osers	152
<i>Johannes Fabian</i> Im Tropenfieber. Wissenschaft und Wahn in der Erforschung Zentralafrikas, besprochen von Jürgen Zimmerer	154
<i>Karsten Linne</i> »Weiße Arbeitsführer« im »Kolonialen Ergänzungsraum«. Afrika als Ziel sozial- und wirtschaftlicher Planungen der NS-Zeit, besprochen von Rüdiger Hachtmann	156

Annotationen	159
<p><i>Michael T. Klare</i> Resource Wars (M.v.L.); <i>Chantal Metzger</i> L'empire colonial français dans la stratégie du Troisième Reich (W.G.S.); <i>Andreas Meyhoff</i> Blohm & Voss im »Dritten Reich« (M.B.); <i>Maria Lucia G. Pallares-Burke</i> The New History (M.v.L.); <i>Johann Gustav Droysen</i> Précis de théorie de l'histoire (P.S.); <i>Gabriele Moser</i> »Im Interesse der Volksgesundheit...« (K.H.R.); <i>Jan Breman</i> The Labouring Poor in India (M.v.L.); <i>Hagen Koo</i> Korean Workers (M.v.L.); <i>Max Elbaum</i> Revolution in the Air; <i>Kees Slager</i> Het geheim van Oss; <i>Michael Steffen</i> Geschichten vom Trüffelschwein (M.v.L.)</p>	
Bucheingänge	163
Summaries	165
Errata	169
Autorinnen und Autoren	170

Wolfgang G. Schwanitz

Djihad »Made in Germany«: Der Streit um den Heiligen Krieg 1914–1915

DER Erste Weltkrieg währte ein halbes Jahr, als der holländische Arabist Christiaan Snouck Hurgronje einen Aufsatz über den »Heiligen Krieg »Made in Germany«« publizierte.¹ Sein deutscher Kollege Carl Heinrich Becker antwortete ihm zornig auf seine Kritik an der »bewußten deutschen Islampolitik«. ² Die beiden hatten sich zuvor schon brieflich ausgetauscht. Dabei hatte Becker noch vier Jahre vor dem Ersten Weltkrieg – zu einer Zeit des deutsch-französischen Streits um Marokko also – den Islam als eines der »seltenen internationalen Probleme« angesehen, »die keinen politischen Zündstoff enthalten«. Die Furcht, eine politische Macht könne sich mit dieser Religion verbinden, schien ihm wenig begründet zu sein. Denn die Solidarität des Islam sei lediglich eine Konstruktion, die »der weißen Rasse ist eine Tatsache«. Für Hurgronje aber war die Lehre vom Heiligen Krieg ein Grund dafür, warum der Islam mit anderen Religionen Verständigungsschwierigkeiten hatte.³

- 1 C. Snouck Hurgronje, Heilige Oorlog made in Germany, in: *De Gids*, Amsterdam, 79 (Januar 1915) 1, S. 1–33; auf Englisch in New York 1915 bei G. P. Putnam's Sons erschienen als »Holy War made in Germany«. Nachdruck (I): *The holy war »made in Germany*, 1915, in: Ders., *Verspreide Geschriften*, Bonn/Leipzig 1923, Bd. III, S. 257–285.
- 2 Carl Heinrich Becker, Deutschland und der Heilige Krieg, in: *Internationale Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik*, 9 (01.05.1915), S. 632–662, 641. Nachdruck (II): *Die Kriegsdiskussion über den Heiligen Krieg (1915)*. A: Deutschland und der Heilige Krieg, in: Ders.: *Islamstudien. Vom Wesen und Werden der islamischen Welt*, Hildesheim 1967, S. 281–304.
- 3 Briefwechsel Hurgronje-Becker Mai 1911 in: Ludmila Hanisch, *Gelehrtenelbstverständnis, wissenschaftliche Rationalität und politische »Emotionen«*. Ein Nachtrag, in: *Die Welt des Islams*, Leiden, 32 (1992), S. 107–123, hier S. 114–116.

So scharf der Disput auch war, bei dem beide Gelehrte im ersten Kriegsjahr noch einmal aneinander gerieten,⁴ die Wissenschaft hat erst spät begonnen, ihn aufzuarbeiten.⁵ Heute können die Kritiken und die Reaktionen neu gelesen werden, denn sie geben nicht nur über den Zeitgeist Aufschluss, sondern ihr Verständnis ist auch im neuen Millennium wichtig, nachdem der sogenannte Kampf zwischen den Kulturen global diskutiert wird.

Worum ging es im Djiha-Streit? Zuerst sollen die akademischen Positionen des Holländers und des Deutschen beschrieben werden. Weitere Themen sind: die konzertierte Djiha-Aktion von Deutschen und Osmanen; Berlins Plan sowie die deutsche Organisation und die türkische Fatwa (Rechtsgutachten) des Djiha; Hurgronjes Argumente gegen Becker und dessen Antwort; und das Fazit dieses Disputs, der so wenig an Aktualität verloren hat. Die Geschichte und die Schulen des Djiha werden in dem folgenden Beitrag nur erwähnt, sofern sie von den Beteiligten erörtert wurden.⁶

Christiaan Snouck Hurgronje war der herausragende holländische Islam-Forscher. Seit 1906 hatte er eine Professur an der Universität in Leiden inne. Aber er war auch Berater seiner Regierung für ostindische und arabische

- 4 C. Snouck Hurgronje, Deutschland und der heilige Krieg. In: Internationale Monatschrift, Leipzig-Berlin, 9 (Mai 1915) 10, Spalte 1025–1034. Nachdruck (III): Ders.: Verspreide Geschriften (wie Anm. 1), S. 287–293; Carl Heinrich Becker, Deutschland und der heilige Krieg, in: Internationale Monatschrift (wie Anm. 2), 9 (1915), Spalte 632–662, 641. Nachdruck (IV): Die Kriegsdiskussion über den Heiligen Krieg (1915). B: Schlusswort, in: Ders.: Islamstudien, S. 304–309.
- 5 Fück, der sein Werk C.H. Becker widmete, und Paret ignorierten den Djiha-Streit. Johann Fück, Die arabischen Studien in Europa, Leipzig 1955, S. 318–319; Walther Braune, Der islamische Orient zwischen Vergangenheit und Zukunft, Bern/München 1960; Rudi Paret, Arabistik und Islamkunde an deutschen Universitäten, Wiesbaden 1966, S. 16–20; einen Hinweis gab Joseph Van Ess, From Wellhausen to Becker: The Emergence of Kulturgeschichte in Islamic Studies, in: Malcolm H. Kerr (ed.), A Tradition and its Problems, Malibu 1980, S. 28–34; Heine übersah Oppenheims Djiha-Schrift in: Peter Heine, C. Snouck Hurgronje versus C.H. Becker. Ein Beitrag zur Geschichte der angewandten Orientalistik, in: Welt des Islams, 23–24 (1984) 4, S. 378–387; Hanischs Einwände zur »angewandten Orientalistik« (wie Anm. 3); zum Rahmen vgl. Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht, Königstein 1979; Landau verweist auf Hurgronjes Beitrag zum Heiligen Krieg made in Germany (I), vgl. Jacob M. Landau, The Politics of Pan-Islam. Ideology and Organization, Oxford 1994, S. 99; der Orient ohne Djiha-Faktor bei Gregor Schöllgen, Imperialismus und Gleichgewicht. Deutschland, England und die orientalische Frage 1871–1914, München 2000.
- 6 Djiha, in: Hamilton A. R. Gibb/John H. Kramers (eds.), Shorter Encyclopaedia of Islam, Leiden 1991, S. 89; Tilman Nagel, Geschichte der islamischen Theologie, München 1994; Rudolph Peters, Jihad in Classical and Modern Islam, Princeton 1996; War. In: Bernard Lewis, A Middle East Mosaic, New York 2000, S. 267–322.

Fragen. In dieser Funktion machte er der Kolonialmacht Holland Vorschläge, wie diese die Bevölkerung des heutigen Indonesiens behandeln solle. Dort, vor allem auf der Nordspitze Sumatras, bekannten sich verschiedene Gruppen zum Islam. In der imperialen Hoch-Zeit erhoben einige Mächte Anspruch auf dieses Sultanat Atjeh.⁷ Die Niederländer unterwarfen in den Jahren 1873 bis 1908 die Einheimischen in vier Kriegen. Die Atjehnesen definierten ihren Widerstand gegen die Kolonialherren als Dihad, wobei Hurgronje eine Doppelrolle spielte. Ein niederländisch-indischer Informationsdienst schätzte seine Rolle so ein: Er setze sich einerseits für die Unterwerfung der Atjehnesen ein, andererseits verwende er sich für Reformen, die den Islam akzeptierten, ihn aber aus der Politik fern zu halten suchten. Allerdings war Hurgronje nach so vielen Opfern, die der Kolonialkrieg forderte – es starben zehntausend Holländer und zehnmal so viel Atjehnesen – in Fragen des Dihad eher skeptisch.⁸

Carl Heinrich Becker war der moderne deutsche Islam-Forscher. Bei der Gründung des Hamburger Kolonialinstituts erhielt er 1908 den Lehrstuhl für Geschichte und Kultur des Orients. Zwei Jahre später gründete er die noch heute erscheinende Zeitschrift »Der Islam«. Als er in der Hansestadt sein Seminar aufbaute, lag ihm vor allem an der aktuellen Ideen- und Kulturgeschichte. Einen Ruf nach Bonn nahm er 1913 an. Drei Jahre später reduzierte er seine Forschung wesentlich, weil er in das Preußische Kultusministerium eintrat und dort seine Karriere bis an die Spitze des Hauses verfolgte.⁹

Becker, der wie viele zu Beginn des Ersten Weltkrieges kriegsbegeistert war und im Bündnis mit der Türkei sein Konzept vom Islam als Kulturgeschichte verwirklicht sah,¹⁰ gilt als der Begründer der gegenwartsbezogenen Islamkunde in Deutschland.¹¹ Sein Kollege Hurgronje nahm eine ähnliche Stellung¹² in Holland ein. Der in Amsterdam geborene Becker, ein

7 Geschichte, Karten, Dokumente: Aceh 1496–1908: www.stabi.hs-bremerhaven.de/whkmla/region/seasia/aceh.html.

8 Hurgronje (1875–1936) und Indonesia online – The Aceh Wars: www.indonesia.com/indonesia/sumatera/sumatera.php.

9 Becker (1876–1933) war im Preußischen Kultusministerium 1919 Staatssekretär, 1925–1930 Minister.

10 Carl Heinrich Becker, *Der Islam im Rahmen einer allgemeinen Kulturgeschichte* [1921], in: Ders.: *Islamstudien*, Leipzig 1924, Band 1, S. 24–32.

11 Fritz Steppat, *Der Beitrag der deutschen Orientalistik zum Verständnis des Islam*, in: *Zeitschrift für Kulturaustausch*, 35 (1985), 3, S. 387; dazu ferner Hanisch (wie Anm. 3), S. 108.

12 Hollands Arabistik zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Fück (wie Anm. 5), S. 325–328.

Jahr älter als Hurgronje, starb im Jahr des Machtantritts der Nazis, während der Holländer diese Zäsur um drei Jahre überlebte.

Beide waren überzeugt, dass der türkische Halbmond nicht verlöschen und der Islam nicht vergehen werde, weil er reformfähig sei. Diese Grundannahme, die in der These über das Ende der Universalgeschichte und deren Zerfall in die Geschichte von Kulturkreisen, also auch in die des islamischen Kulturkreises, mündete, wurde von den Jungtürken¹³ aufgenommen. Mit ihnen rückten die besonderen Beziehungen zwischen Türken und Deutschen in das Zentrum der außereuropäischen Bemühungen Berlins. »Der aufsteigende Halbmond«¹⁴ symbolisierte das Gefühl dieser neuen Dimension in der auswärtigen Politik, das »Bündnis mit dem Islam«.

*Im »Türkenfieber«: Die Inszenierung, der Startschuss
und die Wahrheit des Dihad*

Sowohl Hurgronje als auch Becker waren gestandene Hochschullehrer; der eine mit, der andere ohne Erfahrungen in der Politik, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Anfang August 1914 sahen sich die beiden Vierzigjährigen in ein blutiges Geschehen gerissen, das damals noch bejubelt und als von kurzer Dauer eingeschätzt wurde. Aber es erforderte eine klare Positionierung.

Ende Oktober 1914 trat das Osmanische Reich auf Seiten der Zentralmächte in den Weltkrieg ein. Dieser Schulterschluss mit den Deutschen galt als eines der umstrittensten Ereignisse seiner Zeit und sorgt noch heute für Debatten. Es war die »weitaus wichtigste Einzelentscheidung« in der jüngsten Geschichte des Nahen Orients: sie sei nicht zwingend, sondern auf prodeutsche Jungtürken um Enver Pascha zurückzuführen gewesen. Nichts habe das Schicksal der Region mehr beeinflusst als das türkisch-deutsche

13 Ausf. Bernard Lewis, *The Emergence of Modern Turkey*, New York 2002, S. 207 ff.

14 Ernst Jäckh, *Der aufsteigende Halbmond*. Stuttgart 1915. Er erlebte die jungtürkischen Juli-Erhebung 1908 und arbeitete wie Max von Oppenheim auf den Dihad zum Kriegsbeginn hin. Am 20.08.1914 schrieb er, S. 237: »Die Fahne des Propheten mußte den Panislam zum vernichtenden Hass aufrufen gegen die englische und französische Fremdherrschaft von Indien bis Marokko.« Und am 05.11.1914, S. 244: »Wer in diesen Tagen in Konstantinopel in die Räume des Generalissimus Enver Pascha hineinblicken konnte, der konnte dort die Abgesandten der fernsten und wildesten Stämme aus Afrika und aus Asien sehen, freudig bereit zum Schwur auf das Schwert des Kalifen, das gegen Rußland, gegen England und gegen Frankreich ausholt für Deutschland; der mußte aber auch über die weitreichende Organisation staunen, die den Islam bereits belebt und stärkt.«

Bündnis im Weltkrieg.¹⁵ Die Deutschen hingegen frohlockten. Sie befahl ein »Türkenfieber«, wie Becker die Hochstimmung noch im zweiten Kriegsjahr bezeichnete.¹⁶

Hurgonje war nicht vom Kriegsrausch befallen. Er sah sich herausgefordert, als Mitte November 1914 der höchste osmanische Rechtsgelehrte, der Scheich des Islam, den Djihaad an der Seite der Deutschen legitimierte. Dies geschah so, wie es die Deutschen mit den Türken besprochen hatten. Max von Oppenheim drängte Mitte August darauf¹⁷, planmäßig Kriegsberichte im Orient zu verbreiten. Zudem forderte der Kaiser den Kriegsminister der Türkei Enver Pasha zum Angriff auf. Auch sollte der Sultan alle Muslime in Asien, Indien, Ägypten und Afrika zum Heiligen Krieg für das Kalifat aufrufen,¹⁸ aber laut Oppenheims Djihaad-Plan nicht zum Kampf gegen alle Ungläubigen, sondern nur gegen gewisse Fremdherren.¹⁹

Ein besonderes Schauspiel inszenierte in diesem Kontext der Dragoman Karl E. Schabinger Freiherr von Schowingen. Nachdem die Russen den Türken den Krieg erklärt hatten und die Briten und Franzosen gefolgt waren, suchte der rechtskundige Experte für orientalische Sprachen 14 Kriegsgefangene aus Paderborns Sennelager aus. Am 1. November 1914 kablete er Kanzler Theobald von Bethmann Hollweg, dass er diesen Arabern mitgeteilt habe, der Kaiser würde sie aus Anteilnahme mit den islamischen Staaten zu ihren Glaubensgenossen zurückführen lassen. »Als Wanderzirkus getarnt«, reiste der Diplomat im Orientexpress mit den 14 Marokkanern, Tunesiern und Algeriern nach Konstantinopel.²⁰

15 Efraim Karsh / Inari Karsh, *Empires of the Sand. The Struggle for Mastery in the Middle East 1789–1923*, London 1999, S. 1–6.

16 Beckers Brief an O. Franke, 29.03.1916, zit. in Cornelia Essner/Gerd Winkelhane/Carl Heinrich Becker (1876–1933), *Orientalist und Kulturpolitiker*, in: *Die Welt des Islams*, 28 (1988), S. 157–158.

17 Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, PArchAA, WK11, Bd. 1, Memoranda Oppenheims an Bethmann Hollweg, Berlin, 18.08.1914, zit. in: Landau (wie Anm. 5), S. 105.

18 PArchAA, Botschaft Konstantinopel, 15.08.1914, R20936; ferner: *Julikrise und Kriegsausbruch 1914*. Bearb. und eingel. von Immanuel Geiss, Hannover 1964, Bd. 2, Nr. 698, S. 293, Nr. 1070, S. 622–627, Nr. 1161, S. 696–697.

19 Sal. Oppenheim jr. & Cie., Hausarchiv, Oppenheim 25/10, Max Freiherr von Oppenheim, *Denkschrift betreffend Die Revolutionierung der islamischen Gebiete unserer Feinde*, Berlin 1914, S. 7. Ich danke Gabriele Teichmann, Köln für ihre freundliche Hilfe.

20 Karl Emil Schabinger Freiherr von Schowingen, *Weltgeschichtliche Mosaiksplitter. Erlebnisse und Erinnerungen eines kaiserlichen Dragomans*, hrsg. von Karl Friedrich Schabinger Freiherr von Schowingen, Baden-Baden 1967, 219 S.

Nach der Ausrufung des Dihad²¹ zog eine große Anzahl von Menschen vor die Kaiserlich Deutsche Botschaft, auf deren Balkon der Gesandte Hans von Wangenheim und Karl E. Schabinger mit den »Turkos« standen. Der Dragoman schrieb darüber: »Ich stellte die Nordafrikaner vor mir auf und soufflierte ihnen ›Hoch lebe der Sultan, der Kalif««. Der deutsche und der österreichische Botschafter sowie Nazim Bey und Mukhtar Bey hielten Reden, anschließend begaben sich die Vertreter beider Seiten in das Stadttinnere. Schabinger berichtete: »Ich sehe jetzt noch den türkischen Polizisten, der ebenfalls mit hineinging (ins beste Stadthotel; das Tokatlian gehörte einem Armenier – W.G.S.) und sich zwei oder drei Meter entfernt vor eine schöne englische Stehuhr stellte, den Revolver zog, und in die Uhr hineinschoss. Das war der Anfang des ›Heiligen Krieges«.«²²

Von Konstantinopel aus begleitete Schabinger den tunesischen Scheich Salih ash-Sharif at-Tunisi nach Berlin. Vermutlich hatte Kriegsminister Enver Pascha den ihm nahestehenden Scheich um diese Reise nach Deutschland ersucht.²³ Der Theologe, der sich als ein »Nachfahre aus der Familie des Propheten Muhammad« bezeichnete, hatte im Vorfeld bereits negative Erfahrungen mit den Italienern in Tripolis und mit der französischen Okkupation in Tunesien gemacht. Im libyschen Derna hatte er gemeinsam mit Enver Pasha den Dihad gegen die Italiener geführt. Scheich Salih war Enver nach Konstantinopel gefolgt, nachdem dieser »Held des Islams und Herzgeliebte der Muslime« 1908 mit den Jungtürken an die Macht gekommen war. Doch dann ging Enver für drei Jahre als Militärattaché nach Berlin und beteiligte sich danach an den Kriegen auf dem Balkan und gegen Italien. Seit Anfang 1914 übte er in der »Stadt des Kalifats« das Amt des Kriegsministers aus.

Scheich Salih brachte nach Berlin ein Traktat mit, das er Ende Oktober 1914 verfertigt hatte. Zu dieser Zeit ließen Kreise um Enver Pascha von einem Rechtsgelehrten, einem Mufti, eine Fatwa, ein islamisches Rechts-

21 Im Auftrag des Sultans verlas der Scheich des Islams die fünfteilige Dihad-Fatwa in der großen Moschee Mehmed des Eroberers am 14.11.1914 in Konstantinopel. Hiernach wandte sich die Prozession durch die Stadt zur österreichischen und deutschen Botschaft, wo Reden gehalten worden sind. Vgl. Hurgronje (I) (wie Anm. 1), S. 273–274.

22 Schabinger (wie Anm. 20), S. 106–108; S. 123: »Turkos«, Gefangene aus französischen Regimentern der Kolonien.

23 Oppenheim (wie Anm. 19), S. 111, vermerkt, dass aus Konstantinopel oder Damaskus ein algerischer, »womöglich fanatisch muhammedanischer, antifranzösischer Mullah nach Berlin beordert« werden sollte, darunter auch zur Betreuung der Kriegsgefangenen.

gutachten, vorbereiten, um den Dihad ein Dutzend Tage später ausrufen zu können. Vorab geschrieben, galten die neun Seiten umfassende Ausarbeitung samt Vita des Scheich Salih den Deutschen als Begründung für die anstehende Dihad-Fatwa. Die Deutsche Gesellschaft für Islamkunde gab das Traktat im Februar 1915 in Berlin als Broschüre heraus.²⁴

Der Scheich betitelte seine Schrift mit »Haqiqat al-Dihad«, also »Die Wahrheit über den Glaubenskrieg«. Martin Hartmann, Professor des Orientalischen Seminars der Hauptstadt, führte in seinem Geleitwort aus, Scheich Salih lebe in den Gedanken der traditionellen Auffassung seiner Religion und ihrer Lehren, wie sie das orthodoxe System biete, das sich um 1100 etabliert habe. Diese Ordnung sei »im ganzen sunnitischen Islam anerkannt«, doch unterteile sie sich in eine strengere und eine gemäßigtere Richtung. Der Scheich vertrete die gemäßigtere und glaube sogar, dass auf ihrer Basis eine Versöhnung der Franken²⁵ und Islamwelt möglich sei. Zudem wolle er beweisen, dass die Lehre vom Dihad mit Europas Ideenwelt vereinbar sei. Seine Schrift erhelle den Geist, in dem Theologen der gemäßigten Schule das schwierige Problem des Dihad behandelten und sich, ermutigt von der jüngsten Entwicklung, tolerant äußerten. Er habe die Lehre des Heiligen Gesetzes über den Dihad leicht verständlich dargestellt.²⁶

24 Schaich Salih Aschsharif Attunisi: *Haqiqat Aldschihad. Die Wahrheit über den Glaubenskrieg*. Aus dem Arabischen übersetzt von Karl E. Schabinger, mit einem Geleitwort von Martin Hartmann, hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde. Berlin 1915, 18 S. [unterschieden 03.11.1914], S. 18: Nach dem Krieg in Derna ging Scheich Salih nach Konstantinopel. Dort sei er in Begleitung Enver Paschas im Dienste der islamischen Gemeinde geblieben, »bis ich zu der Mission berufen wurde, die mich nach Berlin führte. Als die Reise hierher feststand, verfaßte ich diese Abhandlung und brachte sie mit mir hierher, um sie unter dem deutschen Volke zu verbreiten.« Die Vita, S. 17–18, verfasste er erst in Berlin. Ferner zu Scheich Salih Landau (wie Anm. 5), S. 114–115; Gerhard Höpp, *Texte aus der Fremde. Arabische politische Publizistik in Deutschland, 1896–1945*, Berlin 2002, S. 80–83. Ich danke Gerhard Höpp, Berlin, für die Lokalisierung der Schrift Scheich Salih.

25 Georg Jacob, *Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenhöfen aus dem 9. und 10. Jahrhundert*, Berlin-Leipzig 1927, S. 48 (Index): Franken, arabisch *Ifrandja*, hatte einige Bedeutungen. Früh betraf es Franken in West- und Mitteleuropa, im 10. Jahrhundert mit Paris als Zentrum (S. 25), bald auch germanische Stämme, die Deutschen speziell im Rhein-Main-Gebiet, wobei »Franken« in Europa seit dem 19. Jahrhundert ungebrauchlich wurde. Noch im 20. Jahrhundert galt *al-Ifrandj* für Europäer. Max von Oppenheim (wie Anm. 19), S. 89, notierte 1914, *Farangies* hießen in Indien Engländer. Hans Wehrs Wörterbuch vermerkte 1952 zum arabischen Verb *tafarnadja*, »sich europäisieren, die Europäer nachahmen«.

26 Hartmann in Attunisi (wie Anm. 24), S. 3.

Die »Wahrheit des Djjihad« thematisiert dessen Bedeutung, Nutzen und Geltung. Während der Große Djjihad das Ringen mit der eigenen Seele, die spirituelle Selbstüberwindung darstelle, sei der Kleine Djjihad die Entfaltung von aller Energie und Kraft, um die Feinde des Islams mit Hab und Gut zu vernichten. Diese seien nicht alle Andersgläubige, sondern nur die, »die uns wegen unserer Religion bekämpfen« und »aus unseren Wohnungen vertreiben«, »indem sie sich unserer Heimat bemächtigen oder unseren Feinden beistehen« wie »Russen, Engländer und Franzosen«. Ausnahmen seien die »Schutzgenossen« oder jene, »mit denen wir in einem von ihnen beachteten Bundesvertragsverhältnis stehen« wie zum Beispiel die Deutschen. Der Djjihad fordere nicht die Tötung eines jeden Andersgläubigen, sondern mache es möglich, die Energie zur Tötung der Feinde des Vaterlands aufzubringen, »so wie es eine jede wahrhaft gesittete Nation halte, indem sie in würdiger und freier Weise zu leben wünscht«. ²⁷

Der Scheich interpretierte die Lehre des Djjihads antikolonialistisch. Ursprünglich habe sie verlangt, die Ungläubigen außerhalb der islamischen Räume zu bekämpfen, meist Juden und Christen im Kriegsraum (Dar al-Harb), um so pflichtgemäß den islamischen Friedensraum (Dar as-Salam) zu erweitern. Denn der Kriegsraum existiert dem islamischen Friedensraum zuwider. So schließt diese Lehre den Djjihad unter Muslimen aus, gegen Abtrünnige aber ein. Der Djjihad soll gegen Andersgläubige – Angehörige von Naturreligionen und Heiden, alle als »Ungläubige« definiert – geführt werden, bis die Welt zur islamischen Friedenszone werde. ²⁸ Dabei gibt es den Djjihad als Angriffs- und Verteidigungskrieg. Beides, so der Scheich, treffe zu: Zum einen gegen die genannten Angreifer, zum anderen gegen diese als Besetzer islamischer Räume.

Scheich Salih empfahl den Djjihad nach innen, gegen sogenannte Fremdherrn, und nach außen, gegen Angreifer. Ausnahmen bildeten die sogenannten inneren Schutzgenossen, geduldete Minoritäten wie Christen und Juden, und äußere Bundesgenossen, wie beispielsweise die Deutschen. Da aber auch auf der gegnerischen Seite Muslime in den besetzten Ländern kämpften – etwa Inder und Nordafrikaner auf Seiten der Briten oder Turkvölker auf Seiten der Russen – musste auch dafür eine Lösung gefunden werden, worauf ich noch am Beispiel der Djjihad-Fatwa eingehen werde.

²⁷ Attunisi (wie Anm. 24), S. 5–7.

²⁸ Ausf. Gibb/Karmers (wie Anm. 6), S. 205–206.

Jeder Krieg, den Muslime gegen Ungläubige führten, galt als Dihad. Wer dabei fiel, wurde ein Märtyrer (Shahid) und war sich des Paradieses mit besonderen Vergünstigungen sicher.²⁹

Den Nutzen des Dihad sah der Scheich darin, die Folgen einer feindlichen Besetzung abzuwenden und Gottes Religion wieder herzustellen. Denn barbarische Feinde wie die Russen, Engländer und Franzosen brächten Chaos in die Wirtschaft eines eroberten Landes: Sie rissen alles an sich und besteuerten das Volk; sie verdrängten das Buch Gottes, wandelten Moscheen in Kirchen um und hoben religiöse Gesetze auf; sie brächten soziale Demütigung und religiöse Zerrüttung. Ihre Religion sei des Teufels und ihre Helfer seien Freunde des Satans. Diesen Weg wollten sie der ganzen Welt vorschreiben. Der Dihad sei zwar nicht der Kampf gegen alle, »die mit uns nicht in der Religion übereinstimmen, aus Rache und religiösem Fanatismus, wie das die Feinde verbreiten und selbst tun«, er müsse jedoch so lange geführt werden, »bis die Feinde aufgeben und wir und die Alliierten vor Unordnung« bewahrt werden, ja bis der allgemeine Friede für das Recht und seine Helfer in Ewigkeit gesichert sei.³⁰

Der Dihad, erklärte Scheich Salih weiter, sei eine Individualpflicht für jeden Muslim, für Mann und Frau, alt und jung. Die islamische Welt habe die Pflicht, sich unter der Fahne des Kalifats der erhabenen Familie Osman einmütig zu erheben und sich um ihren treuen Verbündeten, die Deutschen, zusammenzuscharen, um die Menschenwelt von der Herrschaft der Briten, Franzosen und Russen zu erlösen. Dabei seien vier Pflichten zu befolgen: Tapferkeit, Gottvertrauen und Gotteslob sowie die Befreiung der islamischen Welt von ihren Eroberern, wobei es verboten sei, den Feind zu verstümmeln sowie Frauen und Kinder zu töten.³¹

Martin Hartmann ordnete Scheich Salih der toleranten Schule zu. Doch dem Widerspruch zwischen dem universellen Anspruch des Islam mit seinem »globalen Dihad-Auftrag« – solange es Ungläubige gab – und einem zeitweiligen Bündnis mit diesen, konnte sich auch der Scheich nicht entziehen. Er ging pragmatisch vor, wusste er doch um die damalige Unter-

29 Der Islam kennt keine der Bibelkritik vergleichbare Entwicklung. So gibt es Streit um seine Quellen und was davon, wie die Paradiesvorstellung, bei der Kompilation des Korans interpoliert oder bei späteren Vokalisationen hinzukam. Ausf. Michael Cook, *Der Koran. Eine kurze Einführung*, Stuttgart 2002.

30 Attunisi (wie Anm. 24), S. 7–9.

31 Attunisi (wie Anm. 24), S. 9–13.

legenheit der islamischen Räume. Dabei sprach er sich nicht nur für einen möglichen Pakt mit Vertretern anderer Religionen aus, sondern stellte auch einen allgemeinen Frieden mit ihnen in Aussicht. War es ein Burgfrieden oder die Aufgabe des heiligen Auftrags zur Globalisierung der gottgewollten Ordnung? Stets stritten Gelehrte um das Konzept des Versöhnungsraumes (Dar as-Sulh), der einen Zwitterstatus – »weder Islam noch Dihad« – einnimmt.³² Kam Scheich Salih's Friedensidee daher? War sie mehr als eine zeitweilige Selbstbeschränkung, gar ein »partieller Dihad« bis zu dessen völligen Aufgabe?

Wie früher beließ es Scheich Salih nicht bei Worten. Er ging an die Westfront, wandte sich an die Muslime mit Reden sowie Flugschriften und traf sich mit Kronprinz Rupprecht von Bayern. Er sprach »in geschlossenen Räumen (erstklassige Hotels) zu erlesenem Publikum« sowie zum »gesamten diplomatischen Corps« in Berlin. Der Kaiser, dem der Text des Scheichs übersandt worden sein soll,³³ empfing ihn im Schloss Bellevue. »Für unsere Propaganda« zum Dihad, so Karl E. Schabinger, »hatten wir auch andere bedeutende« Muslime wie den großen Redner 'Abd al-'Aziz Shawish, die Aufrufe und Lageberichte herausgaben.³⁴

Wie die Deutschen eine Art ›Türkenfieber‹ befiel, so brach auch bei manchen Muslimen eine Art ›Deutschenfieber‹ aus.³⁵ Nicht, dass die Deutschen den Dihad erfunden hätten, doch setzten sie ihn in einer bisher beispiellos konzertierten Aktion auf die Agenda des Weltkrieges. Wie insgeheim verabredet³⁶, trat Konstantinopel Berlin im Krieg bei. Beide Länder propagierten, von ganz oben gesteuert, den Dihad gegen ihre europäischen Feinde, und zwar in deren afro-asiatischen Kolonien. Am Bosphorus verlas ein Mufti die Dihad-Fatwa, patriotische Reden wurden gehalten, ein Schauspiel fand vor der Moschee statt, in der Loge saß ein deutscher Souffleur, der dem Reichskanzler direkt darüber berichtete.

32 Ausführlich Gibb/Kramers (wie Anm. 6), S. 68–70.

33 Heine (wie Anm. 5), S. 387.

34 Schabinger (wie Anm. 20), S. 110–114.

35 Celal Nuri (Ileri): *Ittihad-I islam ve Almanya* (The Union of Islam, and Germany). 1913, in: Landau (wie Anm. 5), S. 80–83.

36 Am 02.08.1914, zwei Tage vor den britisch-deutschen Kriegserklärungen, gingen Enver Pascha und Hans von Wangenheim ein geheimes Militärbündnis ein, eine Weichenstellung für später.

Ein osmanischer Polizist, ein Muslim als »Zeitstürmer«, schoss auf eine »christliche Uhr«, dass sie zum Stillstand kam: Sollte das die neue Djihad-Ära sein? Ein deutscher *maitre d'islamologie*³⁷ und sein Schüler edierten den Djihad-Text eines tunesischen Würdenträgers, den Wilhelm II. empfing. Darin wurde der türkische »Sultan und Kalif« gelobt, der als entscheidende Figur diesen Glaubenskrieg ausgerufen hatte. Aber erkannten alle den Kalifen an und galt sein Djihad überall? Durften Rechtgläubige mit Ungläubigen gegen andere Ungläubige und »deren« Muslime kämpfen?

Das versuchte Scheich Salih auf Anweisung von Enver Pascha mit einem Kommentar speziell für Deutsche zum Djihad zu beantworten. Aus Sicht der »toleranten Schule« nahm er sich das Recht, alles nach Opportunitätsgründen zu bewerten. Er verfasste den Text, aber nicht etwa als Gegenschrift,³⁸ sondern vorab und benannte, wie von Berlin gewünscht, konkret Freund und Feind sowie Schutz- und Bundesgenossen. Er wollte die Briten, Russen und Franzosen als »koloniale Barbaren« vertreiben und erhob den Djihad von der Gemeinde- zur Individualpflicht. Er predigte »religiösen Anti-Imperialismus«, warb aber auch um allgemeinen Frieden, ja er hielt die Europa- und Islamräume für versöhnbar. Zwar hatte Scheich Salih neue Ideen eingebracht, doch folgten sie aus der ihm bewussten Schwäche und erhofften Stärke. Sie waren kein defensiver Kommentar³⁹, sondern im Gegenteil eine offensive Anpassung der Lehre über das Heilige Gesetz des Djihad.

37 So wurde Martin Hartmann, 1912 Mitgründer der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde und ihres Organs, »Die Welt des Islams«, vor allem in Frankreich gewürdigt. Vgl. Fück (wie Anm. 5), S. 269–273.

38 Heine (wie Anm. 5), S. 385: Er stellte es so dar, als habe die NfO Scheich Salih's Text als »Gegenschrift« nach dem Ende der Kontroverse Hurgronje-Becker (Mai 1915) veranlasst, um Deutsche zu beruhigen. Das war aber nicht möglich, denn der Scheich schrieb seinen Text schon Ende Oktober 1914 und signierte ihn am 03.11.1914. Da hatte der Streit noch nicht begonnen (Januar 1915).

39 Heine (wie Anm. 5), S. 385: Heine fiel Scheich Salih's Schrift durch eine »eher defensive Interpretation« der fünfteiligen osmanischen Djihad-Fatwa (11.11.1914) auf. Nicht so Hartmann und Schabinger, die ihre fast revolutionären Neuerungen in Geleit- und Nachworten beschrieben haben. Eine defensive Djihad-Interpretation (Ibn Abidin) in Fritz Steppat, Kalifat, Dar al-Islam und die Loyalität der Araber zum Osmanischen Reich bei Hanafitischen Juristen des 19. Jahrhunderts. In: Ders., Islam als Partner, Würzburg 2001, S. 167–186.

*Der Berliner Plan, die deutsche Organisation
und die osmanische Djihad-Fatwa*

Ein deutscher Plan und ein osmanischer Rechtsbescheid sollten auf praktische Fragen Antwort geben. Max von Oppenheim war als Archäologe und Diplomat⁴⁰ ein Architekt der muslimischen Revolutionierung.⁴¹ Der deutsche Abu Djihad hatte 20 Jahre Orientenerfahrung und der Kaiser kannte seine Berichte. Oppenheim, ein Mittfünfziger, legte Ende Oktober 1914 seine geheime und umfangreiche Schrift »Die Revolutionierung der islamischen Gebiete unserer Feinde« vor. Arthur Zimmermann, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, gab sie in das Große Hauptquartier zum Kaiser weiter. Wilhelm II hieß Oppenheims Idee gut, den Djihad durch intensive Mitwirkung der Türken unter der Fahne des Sultan-Kalif in zielbewusster Organisation einzusetzen.⁴²

So kam es zur Gründung der Nachrichtenstelle für den Orient (NfO), als Übersetzungs- und Agitationsbüro mit Orientalen wie Scheich Salih und diversen Helfern im Orient: Ein akademischer Propagandadienst des Auswärtigen Amtes für den Krieg. Diese Kollegialbehörde war kein Geheimdienst und Max von Oppenheim war kein Spion. Ihre »eigentliche Aufgabe« lag auch nicht in der »Beschaffung von Nachrichten aus dem Orient«,⁴³ denn dazu hätte sie eine andere Struktur, geschultes Personal, Residenturen, aber nicht Lesesäle haben müssen.⁴⁴ Die Nachrichtenstelle für den Orient hatte ihren ersten Sitz im Reichskolonialamt in Berlin Mitte und zog später

40 Martin Kröger, Mit Eifer ein Fremder im Auswärtigen Dienst. In: Gabriele Teichmann/Gisela Völger, (Hrsg.), Faszination Orient. Max von Oppenheim, Köln 2002, S. 106–139.

41 Der Einwand [Herbert Landolin Müller, Islam, gihâd (»Heiliger Krieg«) und Deutsches Reich, Frankfurt a. M. 1991, S. 196], Oppenheim sei nicht Vater des Djihads, da er sich auf Envers Berichte gestützt habe, ist nicht stichhaltig: Sicher haben sie kooperiert, aber Oppenheim war doch der »deutsche Abu Djihad«. Ihm halfen von Wangenheim, Helmut Jäckh, Arthur Zimmermann und NfO-Akademiker.

42 Oppenheim (wie Anm. 19), S. 1.

43 Heine (wie Anm. 5), S. 385, vgl. hingegen Oppenheims Memoranda.

44 [Landau (wie Anm. 5), S. 98] Dass die NfO vor allem auf Djihad-Propaganda angelegt war, geht aus Oppenheims drei Memoranden von Mitte August bis Ende Oktober 1914 und aus Schabingers Memoiren klar hervor. Sicher ist sie in den Medien Nachrichtendienst oder Geheimdienst genannt worden, begünstigt durch etwas schwierige Übersetzungen für Nachrichtendienst und NfO wie »Intelligence Office for the East«. Treffender wäre »Oriental News Service« oder »News Department of the Orient« gewesen, denn sie war doch kein Geheimdienst.

in ein geräumigeres Quartier im Westen der Stadt um⁴⁵. Die 15 ordentlichen Mitarbeiter wurden vom Auswärtigen Amt bezahlt. Ihre Aufgaben waren in Oppenheims Schrift nachzulesen: Sie sollte den Kampf an den Hauptfronten durch den Djihaad »an den verwundbarsten Stellen, im kolonialen Hinterland der Feinde« unterstützen. Das war eine Doppelstrategie zwischen vorderer Front und Tiefe, deren Tiefendimension die Bindung von Feinden in den weiten Räumen der Muslime durch die Anzettelung von Djihaad-Aufständen sozusagen im Rücken ihrer Beherrscher anstrebte. Man nannte dies später »war by revolution«.⁴⁶ Besser wäre folgende Beschreibung: »waging of an asymmetrical war by incitement to Djihaad and by anti-imperial uprisings«. Ein Plan, der Orientalisten mit den Militärs in Expeditionen⁴⁷ und Aufständischen über Gesandtschaften vor Ort verband. Um ihn zu realisieren, gab Max von Oppenheim siegessicher weitere Millionenbeiträge privat hinzu.⁴⁸ Neben Flugschriften in vielen Sprachen erschien das wöchentliche Propagandablatt »Al-Gihad«.⁴⁹

Max von Oppenheims Hauptideen lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Die islamischen Feindgebiete sollen unter der Mitwirkung des türkischen Sultans revolutioniert werden. Deshalb möge der Sultan-Kalif die Muslime zum Djihaad gegen ihre Fremdherrscher aufrufen. Berlin stelle ihm dafür – gegen Britisch-Ägypten und Indien – Personal, Geld und Material zur Verfügung. Mit dieser Absicht sei auch der türkische Krieg in russisch-islamischen Ländern und im Kaukasus zu unterstützen. Ebenso seien Frankreichs Gebiete in Algerien, Tunesien und Marokko zu revolutionieren. Die Orientalen sollten in ihren Sprachen und ihrer Psyche entspre-

45 Schabinger (wie Anm.20), S. 115; Fischer (wie Anm. 5), S. 110–116; zur NfO gibt es noch beträchtlichen Forschungsbedarf.

46 Donald M. McKale, War by Revolution. Germany and Great Britain in the Middle East in the Era of World War I. Kent 1998.

47 Djihaad-Expeditionen nach Iran, Afghanistan und Palästina – Hans-Ulrich Seidt, Berlin, Kabul, Moskau: Oskar Ritter von Niedermayer und die deutsche Geopolitik, München 2002.

48 Oppenheim forderte in seiner Denkschrift (wie Anm. 19), S. 7, den Türken allein für Propaganda und Krieg 100 bis 300 Millionen Mark zu geben. Daneben verlangte er für andere Kriegskassen weitere Gelder. Müller (wie Anm. 41), S. 208, wiederholte nach Fischer die Gesamtausgaben für Propaganda und Expeditionen von 382 Millionen Reichsmark. Kröger (wie Anm. 40), S. 131–132, veranschlagte 1916 das NfO-Jahresbudget auf eine Million Mark. Die Rückzahlung der Privatgelder Max von Oppenheims verwehrt das Auswärtige Amt nach dem Krieg, da die fragliche Summe zu hoch war.

49 Gerhard Höpp, Arabische und islamische Periodika in Berlin und Brandenburg, Berlin 1994, S. 8, 60.

chend zum Djihad motiviert werden. Für die Nachrichtenstelle für den Orient arbeiteten die Kaiserlichen Konsulate in Nordafrika und Westasien. Deutsche Militärs und Fachleute, keine Abenteurer, gingen deshalb auch nach Afghanistan und in den Iran.

Ein Aufruhr in Indien hätte kriegsentscheidend sein können. Deshalb sah man in der dortigen Opposition einen potentiellen Partner. Französisch-afrikanische und indische Gefangene, etwa 900, sollten bei Berlin (Zossen oder Döberitz)⁵⁰ zusammengeführt werden und an die Front gehen.⁵¹ Ihre Kampfmoral sei nicht zu unterschätzen. Denn der Kaiser habe im Orient ein hohes Ansehen. Für den Kriegseinsatz und die Propaganda müsse die Türkei bis zu dreihundert Millionen Mark erhalten. Der Islam sei zur Selbstverteidigung im Krieg nach Kräften auszunutzen und zu stärken. In diesem Sinne möge Berlin auf die Presse Einfluss nehmen.

Deutsche betrieben demnach Aufklärungspropaganda, Türken aber Revolutionierungspropaganda. Aus einem siegreichen Krieg würden ein starkes Osmanisches Reich, ein Bund arabischer Staaten und neue freie Länder wie Ägypten, Persien und Afghanistan hervorgehen. Indien würde sich selbst regieren. »In dem uns aufgedrängten Kampfe gegen England, den dieses bis aufs Messer führen will, wird der Islam eine unserer wichtigsten Waffen werden.«⁵² Der Kaiser, der einst den 300 Millionen Muslimen seine Freundschaft versicherte, habe erkannt, dass im Orient Absatzgebiete und Bodenschätze vorhanden seien und dass das Eingreifen des Islams im Krieg für England einen furchtbaren Schlag bedeuten würde. »Tun wir alles, arbeiten wir vereint mit allen Mitteln, damit derselbe ein tödlicher werde.«⁵³

Wie Max von Oppenheim gehofft hatte, erließ der Scheich des Islams seinen Rechtsbescheid zum Djihad. Am 11. November 1914 stimmte er den fünf detaillierten Fragen zu, die hier verkürzt aufgeführt werden: Nach dem Angriff durch die Feinde der Islamräume wird der Djihad als eine allgemeine Mobilmachung angeordnet; laut Koran ist es die Individualpflicht jedes Muslims, diesen zu befolgen. Da sich nun Russland, England und Frankreich feindlich gegen das Kalifat stellten, ist es an allen Muslimen, die von diesen Regierungen beherrscht werden, den Djihad neu einzusetzen.

50 Gerhard Höpp, *Muslime in der Mark. Als Kriegsgefangene und Internierte in Wünsdorf und Zossen, 1914–1924*, Berlin 1997.

51 Gerhard Höpp/Brigitte Reinwald (Hrsg.), *Fremdeinsätze. Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen, 1914–1945*, Berlin 2000.

52 Oppenheim (wie Anm. 19), S. 125–126.

53 Oppenheim (wie Anm. 19), S. 136; Schabinger (wie Anm. 20), S. 115–125.

Die Aufgabe, das Osmanische Reich zu beschützen, hängt davon ab, dass alle Muslime ihn befolgen. Wer sich ihm entzieht, begeht eine Sünde. Zwingen Feinde »ihre« Muslime gegen Muslime zu kämpfen, so ist ihnen dies verboten, da sie sonst dem Höllenfeuer anheimfielen. Die Muslime, die für England, Frankreich, Russland, Montenegro, Serbien und ihre Verbündeten gegen das Kalifat und seine Verbündete Deutschland und Österreich vorgehen, würden sich versündigen.⁵⁴ Die NfO verbreitete diese Fatwa in mehreren Sprachen.⁵⁵

Hurgronje: Beckers Anteile am Dihad-Rausch »Made in Germany«

Diese Fatwa war Hurgronje und Becker bekannt, nicht aber die Oppenheimsche Schrift und andere geheime Abmachungen – vielleicht wurde ihnen von Kollegen darüber berichtet. Dass aber Oppenheims Dihad-Anliegen in Berlin bestätigt und mit Konstantinopel besprochen worden war,⁵⁶ wussten sie nicht, zumal es laut Karl E. Schabinger sehr »lange streng geheim gehalten« wurde.⁵⁷

Zum Dihad gab es also den Berliner Plan, die NfO-Organisation, die osmanische Fatwa und Scheich Salihs Kommentar. Wer wie Hurgronje gegen den Dihad war, musste die Differenzen betonen: Gab es denn einen Kalif, den alle anerkannten? Durften Rechtgläubige an der Seite und im Dienst von Ungläubigen kämpfen? Wie war das Verhältnis von Muslimen im Osmanischen Reich und außerhalb, wo lebte ihre Mehrheit, wo ihre Minderheit? War der Scheich des Islams am Bosphorus für alle Muslime die höchste Autorität?

Darüber hinaus kritisierte Hurgronje, dass deutsche Autoritäten der Islamkunde nun plötzlich das ignorierten, was sie zuvor in ihren Schriften verbreitet hatten. Natürlich ist es unmöglich, auf alle Facetten dieser komplexen Debatte einzugehen. Daher sollen nur Hurgronjes Hauptargumente auf der theoretischen wie auch der persönlichen Ebene vorgestellt werden, also

54 Fatwa in: *Der Islam*, 5 (1914), S. 391–393; deutsche Übersetzung Martin Hartmanns, *Kriegsurkunde Nr. 1*, in: *Die Welt des Islams*, 3 (1916), S. 2–6; Rudolph Peters, *Islam and Colonialism: The Doctrine of Jihad in Modern History*, The Hague 1979, S. 90–91.

55 Landau (wie Anm. 5), S. 98 ff.

56 Über weitere deutsch-osmanische Konsultationen mit Enver Paschas und gemeinsame Büros in Konstantinopel, Berlin und Bern vgl. Landau (wie Anm. 5), S. 106.

57 Schabinger (wie Anm. 20), S. 115–125.

seine konkreten Einwände gegen Becker und die anderen, wobei er Hartmann als Gegner des Djihad-Konzeptes lobend hervorhob. Dies hätte er wohl nicht getan, wenn er damals das freundliche Geleitwort des Professors zu Scheich Salihs Djihad-Kommentar gekannt hätte. Schließlich werden Beckers Argumente hier aufgenommen, um sie anschließend problematisieren zu können.

Hurgronje polemisierte gegen die Gefahren des Heiligen Kriegs »Made in Germany«. Zwar währte er »seine« Muslime vor der Übernahme derartigen Positionen sicher, ahnte aber nicht, dass Max von Oppenheim eine Operationsbasis der NfO in Holländisch-Indien bereits angeregt hatte.⁵⁸ Dennoch hegte der Holländer Zweifel am Djihad und am Kalifat. Zwar bestätigte er sie als Säulen im Islam und erkannte den Kalifen als Nachfolger des Propheten Muhammad an, jedoch war für ihn die Ära einer einheitlichen Religion vorbei. Panislamismus, Kalifat und Djihad fehlten die Basis. Die Türken begrüßten damals hingegen den Segen eines allgemeinen Religionsfriedens und der Freiheit des Denkens.⁵⁹

Der Djihad würde die Türkei zu einem Vasall Deutschlands machen und zu einem Kalifat aus einer mittelalterlichen Mischung zwischen Religion und Politik führen, kritisierte Hurgronje. Die Muslime seien von Europa politisch und sozial unterworfen worden. Dort missverstehe man den Islam, indem man das Kalifat mit dem Papsttum gleichsetze. Die Unterwerfung der Muslime gehöre der Vergangenheit an, und letzteres habe es nie gegeben, auch wenn der osmanische Sultan den Titel Kalif usurpiert hatte. Die Türkei, die von nicht-islamischen Mächten abhängig sei, gebiete lediglich über fünf Prozent aller Muslime, die diesen Kalif anerkannten. Das Kalifat und der Djihad führten nur zu Chaos und Unruhe. Die Fatwa zum Djihad hätten die Jungtürken Enver Pasha und Talat Pasha diktiert. Der Sultan und der Scheich des Islams seien letztlich deren Marionetten.

Mit einer zweiten Argumentationslinie wandte sich Hurgronje gegen die Deutschen, die den Fetisch des mittelalterlichen Fanatismus – Kalifat und Djihad – aus dem Museum der Antiquitäten geholt hätten: So der Ökonom Hugo Grothe, der in seinem Buch über Deutschland, die Türkei und den Islam eine »natürliche deutsch-türkische Interessengemeinschaft« beschworen hatte. Demnach könne nur Berlin das Osmanische Reich retten, denn

⁵⁸ Oppenheim (wie Anm. 19), S. 97: Es sei aber zu beachten, dass niederländische Interessen keinen Schaden leiden.

⁵⁹ Hurgronje (I) (wie Anm. 1), S. 259 ff.

im Gegensatz zu den anderen Großmächten – auch wegen seiner geographischen Ferne – beanspruche es keine osmanischen Gebiete. Berlin könne nur bei Erhaltung des Osmanischen Reichs seine wirtschaftliche Position ausbauen, die es seit dem Anatolischen Bahnbau erlangt habe.

Becker trage diese Djiha-Manie in der von Ernst Jäckh edierten Reihe »Politische Flugschriften« mit, beklagte Hurgronje. In seinen jüngsten Werken spreche Becker von der deutsch-türkischen Interessengemeinschaft und der bewussten deutschen Islam-Politik, wonach Deutschland von Anfang an den Islam als einen internationalen Faktor betrachtet habe. Millionen unzufriedener Muslime, von Europäern beherrscht, wollten von der Türkei befreit werden. Deutschland wolle diese Stimmung nun nutzen.

Hurgronje nannte Gelehrte, die sich früher gegenteilig geäußert hatten. Beispielsweise habe Johannes Marquardt von der Universität Berlin (Becker bezeichnete ihn als »Islam-Hasser«) bezweifelt, dass der Islam ein Kulturbringer sei und ironischerweise den »Segen des Djiha« darin gesehen, Raubmord im Namen Allahs zur religiösen Pflicht zu erheben. Diese Pflicht erlege Berlin nun der Türkei wieder auf.⁶⁰

Laut Martin Hartmann sei die seitens der Osmanen usurpierte Doppelqualität als Sultan und Kalif von zivilisierten Mächten nie anerkannt worden. Er warnte, die überkommene Idee des Djiha in religiösen Fanatismus umzusetzen, denn diesem würden alle zivilisierten Nationen widerstehen. Hartmann bezeichnete den Islam als eine Religion des Hasses und Krieges. Er dürfe nicht zu einem herrschenden Prinzip in einer Welt zivilisierter Nationen gemacht werden. Der Islam predige Feindschaft und Hass gegen alle Andersgläubigen, weil es die Pflicht der Muslime sei, gegen Ungläubige zu kämpfen.⁶¹ Hurgronje wurde ferner von den Nachwirkungen des Besuchs Wilhelms II. im Nahen Orient im Jahr 1898 bestärkt, wie auch Becker und Oppenheim von der Rede Nazim Beys auf dem Balkon der deutschen Botschaft.⁶²

Diese Reise des Kaisers nannte Becker den »Beginn der bewussten deutschen Islam-Politik«, während Hurgronje ihn als eine »politische Wallfahrt«

60 Hurgronje (I) (wie Anm. 1), S. 277.

61 Hartmann, in: Hurgronje (wie Anm. 1), 1915 (I), S. 278, da auch die zitierten Werke Martin Hartmanns; Heine (wie Anm. 5), S. 380 f., bringt das volle Zitat nach: Martin Hartmann, Das Ultimatum des Panislamismus, in: Das freie Wort, 11(1916), S. 605–610.

62 Klaus Jaschinski/Julius Waldschmidt (Hrsg.), Des Kaisers Reise in den Orient 1898, Berlin 2002; Alex Carmel/Ejal Jakob Eisler, Der Kaiser reist ins Heilige Land, Stuttgart 1999.

bezeichnete. Beide irrten sich in einem Punkt. Als der Kaiser in Damaskus das Grab Salah ad-Dins ehrte, gab der Alim der Stadt ein Festmahl. Scheich 'Abdullah versicherte dem Kaiser zunächst, er habe nicht nur die Dankbarkeit der Osmanen erworben, sondern auch die begeisterte Liebe von dreihundert Millionen Muslimen, die zum Kalifen als ihrem geistigen Oberhaupt emporblickten. Der Monarch ging darauf sofort ein. Der Sultan und die 300 Millionen Muslime, die in ihm auch den Kalifen verehrten, würden im deutschen Kaiser zu allen Zeiten ihren Freund haben.⁶³ Dieser Trinkspruch, einst auf Postkarten versandt, wurde oft aus seinem Entstehungskontext gerissen und als Anbiederung gesehen. Auch Hurgronje monierte, Salah ad-Din sei »ein orthodoxer Hasser der Ungläubigen, aber nicht der Weise aus Lessings Ringparabel«, und »300 Millionen« sei eine falsche Zahl gewesen.⁶⁴

Bei den Muslimen unter holländischer Herrschaft war sich Hurgronje sicher, dass »unsere« Muslime kaum Kontakt zum türkischen Reich gehabt hätten. Der Sultan sei für sie nur eine legendäre Figur gewesen. Hurgronje setzte hingegen auf die Erziehung: Je besser und je länger diese sei, desto immuner würden die breiten Schichten gegen das Kalifat und den Djjihad werden. Man müsse nur die Prinzipien der vollen Religionsfreiheit für Muslime garantieren, dann brauche man sich nicht um solch eine »intellektuelle Waffe« zu sorgen, wie sie erstmals mit der Warenmarke »Made in Germany« aufgekommen sei. Im Interesse des Humanismus sei zu hoffen, dass dieses neue Produkt rasch wieder vom Markt genommen werde.

Becker: Hurgronje verrät die deutsche Islampolitik

Bevor Beckers Erwiderung auf Hurgronjes Kritik skizziert wird, sei an Schabingers Nachwort zu Scheich Salihs Schrift erinnert, in der der Drago-man zwei Thesen aufstellte: Erstens die vom »partiellen Djjihad«, der nur

63 Karl Wippermann, Deutscher Geschichtskalender für 1898, Leipzig 1899, Bd. II, S. 29–30, Kaiser: »Möge seine Majestät der Sultan und die 300 Millionen Muhammedaner, die, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Kalifen verehren, dessen versichert sein, dass zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird. Ich trinke auf das Wohl Sr. Majestät des Sultans Abdül Hamid.« Der Satz ist bunt überliefert. Selbst Zeitgenossen wie Ernst Jäckh (wie Anm. 14), S. 215, verfremdeten ihn: »Ich will der Schutzherr der 300 Millionen Muhammedaner sein.« Des Kaisers Spruch auf der Postkarte siehe Peter Hopkirk, Östlich von Konstantinopel. Kaiser Wilhelms Heiliger Krieg um die Macht im Orient, Wien/München 1996, S 236 ff.

64 Hurgronje (wie Anm. 1), 1915 (I), S. 280–281.

auf »bestimmte Ungläubige, also auf gewisse feindliche Christen beschränkt werden könne«, und der das den Muslimen Heilige, die »Freiheit und ureigene Kultur«, verteidigen wolle. Daher kann man sich fragen, ob, wenn diese Freiheit und Kultur einmal als verteidigt gelte, dann noch die Lehre vom (Angriffs-)Djihad anzuwenden ist. Die zweite These des Dragomans lautete, dass der Djihad nicht »Made in Germany« sei. Vielmehr bringe er ein allgemein gültiges Entwicklungsgesetz zum Ausdruck, und die Stunde der Befreiung würde die »islamischen Idee« vom Djihad weiterentwickeln.⁶⁵ Wie islamisch aber war *diese* Idee?

Ähnlich war der Tenor bei Becker. Da er vom Kriegsausbruch begeistert war, aber als kriegsuntauglich eingestuft wurde, suchte er im Auswärtigen Amt eine sinnvolle Tätigkeit und fand sie schließlich 1916 im Kultusministerium. In der Zwischenzeit antwortete er Hurgronje, wobei er persönliche, spekulative, historische und prognostische Argumente verwandte. Dies soll kurz resümiert werden, ehe abschließend der zweite Streitpunkt dargestellt wird.

Die deutschen Islamforscher, meinte Becker, verehrten Hurgronje als Begründer ihrer Disziplin. Aber seine »Schmähschrift«, in der er den Misserfolg des Djihad-Aufrufs behauptete, zeige, dass auch die größten Gelehrten der neutralen Staaten dem politischen Fanatismus, und sei es dem des Pazifisten und Weltverbesserers, verfallen seien. »Unser Meister« brandmarke diese Islampolitik, besorge die Geschäfte des Gegners und »wecke Misstrauen gegen unsere Absichten bei der Türkei«.⁶⁶

Becker griff Hurgronje auch persönlich an. Es schien, als hätte der Kriegsausbruch dem Begründer der gegenwartsbezogenen Islamkunde in Deutschland den Sachverstand getrübt und ihn vom »Parteigänger der Bildung« zum Apologeten der Politik seiner Regierung gemacht. Was er Hurgronje vorwarf, nämlich politisch entgleist und fanatisch zu sein, das traf doch eher auf Becker zu. Wieder können nur die Hauptargumente aus seiner Replik referiert werden, wobei der interne Disput der Gelehrten zumindest am Rande Erwähnung finden soll.

Zunächst zu Beckers Spekulationen. Becker ging auf Hurgronjes Kritik ein, dass die Deutschen die Türken zum fanatischen Glaubenskrieg und zur Ausrufung des Djihads gedrängt hätten, »gut aufgezogen wie eine Offenbacheroperette«. Die Prämisse seines Gegners ließ er durchaus gelten: Angenom-

⁶⁵ Schabinger, in: Attunisi (wie Anm. 24), S. 15–16.

⁶⁶ Becker (II) (wie Anm. 2), S. 282.

men, der Djiḥad sei ein deutsches Fabrikat: »Tun wir das aus Grausamkeit und Vergnügen?«⁶⁷ Man lebe nicht im pazifistischen Wunderland Bertha von Suttner und ihrer Genossen,⁶⁸ sondern in der rauhen Wirklichkeit eines Existenzkampfes um das nationale Dasein gegen eine Welt von Feinden. Deshalb sei jedes nicht durch gegenseitige Vereinbarung ausgeschlossene Mittel, den Feind zum Frieden zu zwingen, berechtigt und werde rücksichtslos von allen Parteien angewandt. Das entsprach nicht der historischen Wahrheit. Zwar führte beispielsweise Thomas E. Lawrence die Araber für die Entente an, er versuchte jedoch keinen Djiḥad zu entfachen, weder unter Muslimen gegen Deutsche noch gegenüber den wenigen Muslimen in den deutschen Kolonien Mittelafrikas.⁶⁹

Schwierigkeiten in den eigenen Reihen, so Becker, seien oft schlimmer als der Feind vor den Toren. Diese deshalb beim Gegner zu erzeugen, sei ein übliches Mittel der Kriegführung, wobei religiöse Differenzen hierbei nicht sakrosankt seien. Der Panislamismus (für ihn zählte der Djiḥad dazu) sei kein religiöses, sondern ein politisches Band, freilich mit religiösem Einschlag.

Aus historischer Sicht gesehen räumte Becker ein, dass dieser Djiḥad keine Parallele in der Geschichte habe und für die aktuelle Situation zugeschnitten sei. Das wisse man auch in der deutschen Gelehrtenwelt. Aber solle denn ein unter Umständen wirksames Mittel, die Gegner zu treffen, lediglich deshalb abgelehnt werden, weil die wissenschaftliche Lehre – der von Stubengelehrten vor Jahrhunderten verfassten Rechtsbücher und ihre Interpreten – eine andere Auffassung vom Djiḥad und Kalifat vermittelte als die gegenwärtige türkische Regierung?⁷⁰

Wer nutzte die religiösen Hebel zur Auflösung der Türkei zuerst? Becker bemühte weitere historische Beispiele: Wer hetzte immer wieder die Armenier, Syrer und Griechen auf und zwang die Türkei zu Repressalien, gegen die man dann die Entrüstung der zivilisierten Welt mobilisieren konnte? Allerdings reduzierte Becker die Art und Weise, wie die Europäer auf das

67 Becker (II) (wie Anm. 2), S. 288.

68 Ausf. auch August Bebel, *Die Mohammedanisch-Arabische Kulturperiode* [1884, 1889]. Berlin, 1999.

69 Ludwig Schoen, *Das koloniale Deutschland*, Berlin/Leipzig 1940; Horst Gründer, *Geschichte der deutschen Kolonien*, Paderborn 1995; Imre Josef Demhardt, *Deutsche Kolonialgrenzen in Afrika*, Hildesheim 1997; Carl Heinrich Becker, *Ist der Islam eine Gefahr für unsere Kolonien?* In: Ders. *Islamstudien*, Bd. II, S. 156–186.

70 Becker (II) (wie Anm. 2), S. 288 f.

Osmanische Reich eingewirkt hatten, zu sehr auf die Problematik des Aufhetzens und übergang damit die Aspekte der Aufklärung und der Modernisierung, aber auch die Rolle der Minderheiten.⁷¹

Selbst zu der folgenden Aussage ließ sich Becker hinreißen: Der türkische Staat, dessen Rückgrat von je her der Islam gewesen sei, sollte trotz seiner Schwärmerei für die Ideale der Französischen Revolution auf Kampfmittel verzichten, die ihm die Internationalität des Islams an die Hand gebe; ja, die ihm durch das Zurückschrecken der Gegner vor dieser Waffe geradezu aufgedrängt würden. Hurgronje interpretiere den modernen Panislamismus als Produkt der Presse Europas, die den Popanz des Djihad verbreite, weshalb der Djihad, wie man sich das in Europa vorstellte, in Szene gesetzt worden sei. Recht habe Hurgronje mit der Auffassung, dass die Erklärung zum Djihads durch die Fatwa überflüssig gewesen sei, denn jeder Krieg der Türkei sei ein Djihad.⁷²

Becker warf Fragen auf, auf die auch Scheich Salih und Schabingers neue These eingingen. Gerade in diesem Moment, in der Stunde der Befreiung, werde die Lehre vom Djihad fortentwickelt. Sinngemäß bedeutete dies, dass der Djihad erstens mit Ungläubigen gegen Ungläubige geführt werden könne, zweitens dass er allein auf bestimmte feindliche Christen begrenzt oder gänzlich eingestellt werden müsse und dass er drittens von einer Gemeinde- zur Individualpflicht erhoben werden könne. Vergleicht man dies mit der Interpretation Scheich Salih, so unterschied Becker nicht zwischen dem Großen und Kleinen Djihad, wobei er darauf hinwies, dass ihm diese Unterscheidung neu sei. In apologetischer Absicht stellte er die Frage, ob die Türkei, die jetzt so günstig wie nie ihren Traum von der islamischen Großmacht erproben könne, auf die wichtigste Waffe – auf die Sympathien als Vormacht des Islams bei den islamischen Untertanen ihrer Feinde – verzichten solle, weil mit diesen Leidenschaften auch »mittelalterlicher Glaubenshaß« aufgerührt werden könnte.

Zu Unrecht werfe man dem Islam einen Stillstand vor. Doch wenn er sich anpasse, dann meine Hurgronje, würden alte Vorschriften verletzt. Wenn sich die Türkei im Krieg nun Deutschland anschließe, müssten deshalb auch die ihrem Staatsgedanken zugrunde liegenden Mittel und Methoden notwendigerweise »Made in Germany« sein? Gewiss hätten sich die Mittelmächte

71 Bernard Lewis, *What Went Wrong? Western Impact and Middle Eastern Response*, New York 2002.

72 Becker (II) (wie Anm. 2), S. 291 f.

auch über den Djiḥad verständigt. Hurgronje jedoch sah darin vor allem eine »deutsche Islampolitik«. Er sei von der französisch-englischen Hetze beeinflusst, selbst die öffentlich bekannte Rolle Max von Oppenheims und Curt Prüfers,⁷³ dieser deutschen *Agents provocateurs par excellence*, sei im Frieden eine andere gewesen, als sich dies der Gegner mit seiner erhitzten Phantasie vorstellte.⁷⁴

Berlin betreibe also eine anständige Politik, so Becker über die deutsche Islampolitik. Es gefalle sich als Islamfreund und hüte sich, Kolonien mit »höher stehenden« Muslimen zu erwerben, denn sonst hätte es das Prestige verloren, die einzige Großmacht ohne nach Selbständigkeit drängende Muslime zu sein. »Unsere bewusste Islampolitik« habe darin bestanden, durch die Freundschaft zur Türkei und die Anerkennung des internationalen Zusammenhanges des Islams als Freund der Muslime zu gelten. Dann kam der Weltkrieg, in dem genau diese Vorteile genutzt werden konnten. Sollte Deutschland der Türkei entrüsted in den Arm fallen, wenn sie Perser, Ägypter, Algerier usw. zum Freiheitskampf aufrief, weil dieser Kampf im Orient nur in der Form des Djiḥad geschehen könne? Man bräuchte dies ausschließlich vom Standpunkt der Wirklichkeit und nicht von dem veralteter Bücher und pazifistischer Verärgerung über den Krieg zu sehen. Gebe es denn eine andere Formel als den Djiḥad? Da es die Türkei betreffe, sei der Islam bindend.⁷⁵

Bei Becker fällt eine biologistische Argumentationsweise auf. Er unterschied zwischen höher und niedriger stehenden Muslimen. Erstere waren für ihn die Türken und Araber, zu letzteren zählten die »Neger« Afrikas. Und sicher hätte es eine andere Möglichkeit gegeben, als den Djiḥad zu entfachen, wie Becker selbst zugab. Hurgronje ging es weniger um die Türkei noch darum, dass Deutschland ihr Einhalt gebieten sollte, sondern dass Berlin unter diesen problematischen Umständen die Idee des Djiḥad nicht auch noch in der Türkei verbreitete. Aber Becker ließ sich auf keine Einwände ein. Er propagierte die »Fortentwicklung des Islams« und die Idee der »Freiheit«.

Becker kolportierte Hurgronje, dass bei einem Krieg europäische Kulturwerte zerstört werden könnten, die orientalische Barbarei wiederkomme und Blutopfer gezollt werden müssten. Aufgrund dieser Aussicht hätte Berlin

73 Donald M. McKale, Curt Prüfer. *German Diplomat from the Kaiser to Hitler*, Kent 1987.

74 Becker (II) (wie Anm. 2), S. 293–295.

75 Becker (II) (wie Anm. 2), S. 295–299.

die Türkei davon abhalten sollen, den schon durch ihr Eingreifen in den Krieg Realität werdenden Dihad auch noch zu propagieren. Doch zweierlei stünde dem entgegen: Krieg sei Krieg und kein Sport. England, Frankreich und Russland sollten dadurch verunsichert werden, dass sie ihre Kräfte zersplittern mussten und sich ihrer muslimischen Truppen im Orient und in Europa nicht mehr sicher sein konnten. Hingegen habe der Krieg im türkisch-arabischen Heer eine feste ideelle Basis. Wenn man gegen die Deutschen »farbige Muslime« im Krieg einsetze, müsse es doch erlaubt sein, mit Hilfe des Alliierten alles zu tun, um den Einsatz der Gegner zu erschweren.⁷⁶

Dass Flugblätter erschienen wären, die auch die »holländischen Muslime« zum Dihad aufforderten, sei zwar unangenehm, denn man solle die Neutralität Hollands korrekt beachten. All das zeige, dass der Dihad als Kampfmittel der Türkei von Deutschland anerkannt und gebilligt worden sei, aber gewiss sei er nicht »Made in Germany«.⁷⁷

Empört zitierte Becker abermals Hurgronje, dass sich die Deutschen ihrer Islampolitik einst schämen würden, während Holland in seinen Kolonien an der Erziehungspolitik festhalte. Im Fall des Sieges werde die Türkei kein deutsches Protektorat, schrieb Becker. Ein Bund beider Staaten wäre denkbar, denn die jüngste Geschichte habe gezeigt, dass sich Völker wie die Türken und Araber auf Dauer »nicht im Stile der Neger »kolonisieren«« ließen. »Gott behüte uns vor solchen Kolonialuntertanen! Man sieht ja, wie die anderen sich damit quälen.«⁷⁸

Zu recht weist Becker darauf hin, dass die Deutschen seit 1871 keine kolonialen Ansprüche auf Gebiete in Nah- und Mittelost erhoben hätten, und dies nicht nur, wie Hurgronje meinte, aufgrund der geographischen Ferne. Überdies hatten die Deutschen aus den kolonialen Problemen anderer gelernt. In den deutschen Orient-Gründerjahren entstanden auch deutsche Kolonien in Mittelfrika, in den drei Jahrzehnten ab 1884 also, in denen Berlin auch zum Nahen Orient mit seinem türkisch-ägyptischen Zentralraum recht intensive Beziehungen knüpfte. Doch kam man in Berlin zu der Einsicht, in dieser aufgeteilten Region auch ohne Territorialbesitz Handel treiben und Einfluss haben zu können.⁷⁹ So verfolgte Berlin eine sekundäre Politik des Friedens gegenüber dem Nahen Orient, die zwar aktiv

76 Becker (II) (wie Anm. 2), S. 299.

77 Becker (II) (wie Anm. 2), S. 301.

78 Becker (II) (wie Anm. 2), S. 302.

79 Wolfgang G. Schwantz, *Gold, Bankiers und Diplomaten. Zur Geschichte der Deutschen Orientbank 1906–1946*, Berlin 2002.

und direkt, aber stets der Europa- und Amerika-Politik untergeordnet war. Das änderte sich erst mit dem Kriegsausbruch, als Berlin eine primäre Orientpolitik des Krieges einschlug.

Das Nachspiel: Orientierungen nach hinten oder nach vorn?

In dieser Debatte ergriffen die beiden Kontrahenten nochmals abschließend das Wort. Während Hurgronje sich versöhnlicher zeigte, obwohl er auf seiner Meinung beharrte, versuchte Becker den Streit als Kontroverse politischer Gegner abzutun, die sich jedoch als Wissenschaftler in der Bewertung des Kalifats und Dihad einig seien.

Hurgronje brachte vier Argumente ein: Er hob erstens hervor, dass die deutsche Politik von ganz anderen Motiven als einer spezifischen Sympathie für den Islam und die Osmanen getragen sei. Zweitens seien die Notabeln, Intellektuellen und Kaufleute für den Dihad und das Kalifat ebenso wenig empfänglich wie für deren jungtürkische Neuschöpfungen. Anklang finde der Dihad-Aufruf nur beim Pöbel und bei reaktionären Schriftgelehrten. Als Auswirkungen seien höchstens – von fanatischen Banden angestiftet – lokale Unruhen und Morde zu erwarten. Drittens sei es nicht auszuschließen, dass Muslime in Niederländisch-Indien doch noch von fanatischen Leidenschaften erfasst würden, die leichter zu entfesseln als einzugrenzen seien. Viertens sei er über den jungtürkischen Begriff des Großen Dihad anderer Meinung als Becker. Der Prophet solle jedes Mal, wenn er von einer Razzia gekommen sei, gesagt haben, er kehre wieder vom Kleinen zum Großen Dihad zurück, wobei letzterer die Bekämpfung der eigenen Leidenschaft meine.⁸⁰

Becker setzte sich mit Hurgronjes politischer Kampfschrift gegen die deutsche Islam-Politik zu einer Zeit auseinander, in der Europa in Flammen stand. Mit keinem Wort wurde erwähnt, dass genau diese Politik darauf abzielte, das Kriegsfeuer zu globalisieren. Er meinte statt dessen, der Holländer hätte mit seiner Kritik bis nach dem Krieg warten können. Die Dihad-Fatwa der Jungtürken entspreche der Volksstimmung und es sei offensichtlich, dass die politische Einbeziehung des Islam in den ersten Weltkrieg unausweichlich gewesen sei. Er, Becker, habe sich bereits anderenorts über die deutsch-türkische Interessengemeinschaft geäußert. Auch die Deutschen

⁸⁰ Hurgronje (III) (wie Anm. 4), S. 292.

habe nationaler Egoismus getrieben. Gesunder nationaler Eigennutz müsse sie mit den Türken zusammenführen. Im Gegensatz dazu habe Hurgronje offen seine Beziehung zur Kolonialpolitik als Motiv benannt. Er sehe sein kolonialpolitisches Lebenswerk bedroht. Aber der nationale Egoismus Deutschlands decke sich mit den Wünschen der Asiaten. Eine Folge des Krieges könnte sein, dass die muslimischen Untertanen überall eine freiere und bessere Stellung gegenüber ihren Kolonialherren erlangten.⁸¹

Intern hegte Becker allerdings Zweifel am Dihad, den er als »politisches Bindemittel« verstand.⁸² Doch war der Dihad wie die Islampolitik für ihn nicht »Made in Germany«. Ohne fundiertes Wissen über den Dihad-Plan Max von Oppenheims verteidigte Becker beides. Er ahnte wohl, dass es Abmachungen zwischen Enver Pasha und dem Kaiser gegeben hatte, denn seine Hinweise auf die Rolle Oppenheims und Prüfers sowie sein »angenommen, es wäre Made in Germany« legen dies nahe.

Fazit: Kolonialpolitischer Gelehrter versus chauvinistischen Akademiker

Die Auswirkungen der deutsch-osmanischen Dihad-Aktion können an dieser Stelle nicht erörtert werden.⁸³ Der Dihad entschied nicht den Krieg, aber er enttäuschte seine Planer. Schabinger meint, der Gegner habe wegen der Dihad-Propaganda gezögert, Muslime an die Front zu senden. Überläufer und Freiwillige unter den gefangenen Muslimen seien gemeinsam mit den Deutschen ins Gefecht gezogen. Die Folge sei »eine sich schleichend ausbreitende Wirkung in unterdrückten Völkern« gewesen, so dass sie alsbald gegen ihre Fremdherrscher rebellierten, die deshalb wiederum zu einer konzilianteren Kolonialpolitik gezwungen worden seien.⁸⁴ Dennoch trafen Beckers Worte, der Dihad sei ein türkisch-arabisches Bindemittel, nicht zu, da der arabische Nationalismus schon zu stark war. Zudem liefen Araber zum Feind über oder versagten militärisch, und damit zerstoben die Illusionen der Deutschen, die sich von der Dihad-Fatwa eine kriegsentscheidende Wirkung erhofft hatten.⁸⁵

81 Becker (IV) (wie Anm. 4), S. 304–309.

82 Beckers Brief an H. Ritter, 12.05.1915, in: Essner/Winkelhane (wie Anm. 16), S. 157.

83 Ausf. Landau (wie Anm. 5), S. 94–121.

84 Schabinger (wie Anm. 20), S. 142–149.

85 Reichsarchiv (Hrsg.), »Jildirim«. Deutsche Streiter auf heiligem Boden, Berlin 1925, S. 65.

Aber auch Hurgonjes Vorhersagen bewahrheiteten sich nicht. Die Räume des Islam diversifizierte sich nicht so, dass der Panislamismus seine Basis verloren hätte. Auch immunisierte eine gute Erziehung allein nicht gegen den Dihad. Beide Vorhersagen griffen zu kurz. Die panislamische Idee lebte auch nach der formellen Aufhebung des Kalifats im März 1924 fort – trotz oder wegen der säkularen Experimente für eine bessere Erziehung und einen höheren Lebensstandard. All dies verhinderte auch nicht, dass Islamisten dem Islam ihren Stempel aufdrückten und im neuen Millennium den sogenannten Kampf der Kulturen globalisierten. Hatten sie von Europa gelernt? Ansichten wie: »Die islamische Existenz rechtfertigt islamistische Mittel« oder: »Existentieller Druck im Krieg heiligt die extremsten Methoden«, halfen in ihren Augen immer dem Krieg, also dem Dihad, solange es Ungläubige gibt.

Die Hoffnung Beckers, Muslime könnten nach dem Krieg politisch freier werden, realisierte sich nicht. Sie erhielten zwar eigene Staaten, aber sie verloren auch viele Freiheiten und mussten unter diktatorischen Regimes in Unterdrückung leben. Dagegen traf eine andere Vorhersage Hurgonjes zu: Bald sahen die Deutschen den »Dihad Made in Germany« kritisch. Beckers Replik besagte im Kern: »Innerimperiale Zwiste heiligen islamistische Radikalisierung«. Denn wer mit der Religion anderer Völker spielt, dessen Glaube ist selbst gestört. Das führt dazu, »aus Not« andere zu einem Glaubenskrieg anzustacheln.

Waren nicht Europas Aufklärer stolz auf ihren Rationalismus? Die Kreuzzüge, die Glaubenskriege und das durch sie provozierte aufklärerische Erwachen sowie der Kulturkampf – ließen diese Erfahrungen nicht alle Religionen als kulturelle Essenz und Kriegsmittel »sakrosankt« werden? Islamforscher trugen viel zu der von Immanuel Kant erhofften Emanzipation der Menschen aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit bei. Doch es waren auch sie, die Muslime zum Kriegsrausch anstachelten; Gelehrte, von denen man selbst in einem vermeintlich gerechten Krieg Mäßigung erwarten konnte. Aber Becker mokierte sich nur über Hurgonje, die Jungtürken und ihre Billigung der Französischen Revolution.

Europäische Gelehrte glaubten Staat und Religion wie Naturgesetze aus der Vernunft und Erfahrung herleiten zu können. Experten des Islam wie Becker hatten zu Beginn des Ersten Weltkriegs, der die Welt in einen zivilisatorischen Abgrund riss, versucht, eine beispiellose Hetzaktion mit scheinbar »islamischen« Argumenten zu rechtfertigen. Becker schlug sich damit

auf die Seite der Gegenaufklärung, während Hurgronje weiterhin am großen humanistischen Projekt festhielt. Sicher hatte auch er kolonialpolitische Kalküle, jedoch blieb er in seiner Kritik fest.

Niemand wird Wissenschaftlern verwehren, eine politische Meinung zu haben oder Politik zu betreiben. Jedoch zeigt das Beispiel dieser Orientalisten, wie eng sie ihre Fächer an der Staatspolitik anlehnten, obwohl sich besonders die Deutschen von der Politik weit entfernt gaben. Becker verkörpert im Gegensatz zu Hurgronje das Scheitern wissenschaftlicher Werte und der kritischen Distanz gegenüber der Politik. Kaum war die gegenwartsbezogene Islamkunde entstanden, da verlor sie mit Beginn des Ersten Weltkriegs bereits ihre Unschuld.

Der niederländische Gelehrte Hurgronje verstand sich auch als Kolonialpolitiker, um sein Erziehungswerk zu realisieren. Becker, der »reine Akademiker«, wollte den Islam nutzen, um den Sieg im Krieg zu sichern. Beide sorgten sich um die Auswirkungen des Weltkriegs, insofern dadurch europäische Kolonien aufgerührt oder europäische Kulturgüter zerstört werden könnten. War das angewandte Orientalistik? Und beide verkörperten Europas Doppelspiel gegenüber den Muslimen.

Die Islamkunde ist wie alle anderen Wissenschaften auch in einen nationalen Rahmen eingebunden. Ihre Vertreter haben nicht selten entsprechende Gefühle und Loyalitäten. Denn Wissenschaftler, die die Kriegs- und Kolonialpolitik ihrer Regierungen verteidigten, opferten ihre wissenschaftliche Eigenständigkeit. Hurgronje behielt sie im Dihad-Streit, Becker schaffte dies nicht.

Die konzertierte deutsch-osmanische Dihad-Aktion war politisch folgenreich, da die Deutschen nichtreligiöse Kriegsziele religiös verbrämt und dem Dihad den Kontext eines »Made in Germany« übergestülpt hatten. Die Jungtürken wandelten ihrerseits den Islam ab. Dafür wurden Dihad-Lehren zugeschnitten. Ihr Motto, das von Becker, Hartmann, Jäckh, Schabinger und von Oppenheim bejaht wurde, hieß: »Der islamische Zweck heiligt islamistische Mittel«. Denn dem Dihad fehlte in der Konstruktion des Kriegs von Rechtgläubigen mit Ungläubigen gegen Ungläubige (und deren Muslime) seine Legitimation. Insofern war er nicht wie üblich islamisch, sondern politisch konstruiert islamistisch – deshalb die Fatwa und der Kommentar. Becker versuchte die warnende Stimme seines holländischen Kollegen durch Diffamierung zu entkräften. Er wurde persönlich, zieh ihn einen Weltverbesserer und Pazifisten; er habe unlautere Motive, er wolle »das Geschäft des Feindes betreiben«, und er Sorge sich vor allem um die holländische Kolonialpolitik.

Damit machte er aus dem Dihad-Streit einen politischen Disput, statt einen akademischen Diskurs. Doch schon in dieser Debatte zeigten sich bereits die Grundzüge des neuen Jahrhunderts der Globalität: An allen Fronten und im Hinterland kämpften die Anhänger verschiedener Religionen miteinander. Es gab keine geschlossenen Ausgangsstellungen mehr. Um so unhaltbarer erschien es, einen Glaubenskrieg anzetteln zu wollen. Was wäre passiert, hätte sich Becker der Kritik Hurgronjes angeschlossen? Das bleibt Spekulation, außer dass ein Wissenschaftler mehr zumindest seine Funktion erfüllt hätte.

Nach wie vor stellt sich die Frage, warum eine größere Gruppe von deutschen Islamwissenschaftlern so schnell bereit war, ihr Spezialwissen in den Dienst dieser Dihad-Politik zu stellen. Hurgronje hatte die Unverträglichkeit des Islams gegenüber anderen Religionen wegen des Dihad unterstrichen. Ist ein Islam ohne den (Angriffs-)Dihad im Sinne eines Auftrags zur weltweiten Expansion möglich, und welchen Hinweis gab Scheich Salih? Noch einmal setzten Deutsche wie Max von Oppenheim und Fritz Grobba im Zweiten Weltkrieg auf diese Karte. Ihr Dihad-Plan geriet 1941 subtiler als 1914. Wieder waren Muslime zum Krieg bereit, auch unterm Hakenkreuz. Wie stand es damals um das Verhältnis von staatlicher Politik und Wissenschaft? Immerhin gaben sich die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg ein Grundgesetz, das Völkerhetze zum Krieg kriminalisiert.

Wenn auch Kriege damit nicht verhindert werden können und nach wie vor Krieg als taugliches Mittel der Konfliktregelung angesehen wird, so wurden doch Schlüsse aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gezogen und es begann ein Prozess des Umdenkens. Hurgronjes Religionsfrieden der Aufklärung sollte gegen die rückwärtsgewandten Glaubenskrieger verteidigt werden. Insbesondere auch von denjenigen, die sich als Wissenschaftler mit dieser Thematik befassen. Beckers Chauvinismus kann uns eine Mahnung sein.

René Del Fabbro

Internationaler Markt und nationale Interessen. Die BMW AG in der Ära Castiglioni 1917–1930

BEI der komplizierten Gründungsgeschichte der Bayerischen Motoren Werke muss man genau genommen von drei Gründungen sprechen. Im Juli 1917 wurden die Rapp-Motorenwerke GmbH in Bayerische Motoren Werke GmbH umbenannt.¹ Hier tritt der Unternehmensname erstmalig auf. Die zweite Gründung erfolgte im August 1918 als Bayerische Motoren Werke Aktiengesellschaft,² während die BMW GmbH unter dem Namen Maschinenwerke Schleissheimer Strasse in Liquidation ging.³ Zur dritten Gründung kam es 1922, als die Berliner Knorr-Bremse AG, die BMW 1920 aufgekauft hatte, den Flugmotorenbau und den Unternehmensnamen »Bayerische Motoren Werke« an die Münchener Bayerischen Flugzeugwerke (BFW) veräußerte. Die 1918 gegründete Bayerische Motoren Werke AG bezeichnete sich nach dem Namensverkauf fortan als Süddeutsche Bremsen AG und die BFW nahmen den Namen Bayerische Motoren Werke an.⁴ Die 1918 gegründete Aktiengesellschaft steht demnach nicht in einer rechtlichen Kontinuität zur heutigen BMW AG, diese existiert erst seit 1922, als die Bayerischen Flugzeugwerke AG den Namen Bayerische Motoren Werke AG annahm. Die BMW AG selbst nennt 1916, als die BFW entstanden, als ihr Gründungsjahr.

1 Archiv Knorr-Bremse KG, 1899 AH, Auszug aus dem Handelsregister, 29.10.1917.

2 Ebd., 1896, Notarielle Urkunde über die Gründungsversammlung, 13.08.1918.

3 Ebd., 1893, Niederschrift über die [...] Versammlung der Gesellschafter der Maschinenwerke Schleissheimer Strasse G.m.b.H. in Liquidation, 21.11.1918.

4 Ebd., 1888, Notarielle Urkunde über eine außerordentliche Generalversammlung der BMW AG (Abschrift), 06.07.1922.

Gründungsgeschichte und Gründerpersönlichkeiten

Die BMW GmbH wurde gegründet, weil die Habsburger Monarchie über geringe Produktionskapazitäten für Flugmotoren verfügte, die durch eine Ausweitung der Fertigung auf das Ausland vergrößert werden sollten. Die ersten BMW-Produkte – Austro-Daimler-Flugmotoren im Lizenzbau – wurden an die österreichischen Marineflieger geliefert. Zwei herausragende Persönlichkeiten prägten die Startphase und die weitere Entwicklung des Unternehmens: der Ingenieur und Offizier der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine Franz Josef Popp als Geschäftsführer bzw. Generaldirektor sowie der Wiener Finanzier Camillo Castiglioni, der sich 1918 erstmalig finanziell an dem Flugmotorenwerk beteiligte und bis Ende 1929 in wechselnden Konstellationen als Allein- und Minderheitsaktionär entscheidenden Einfluss auf das Unternehmen ausübte.⁵

Die Persönlichkeit Camillo Castiglioni, Sohn eines Triestiner Oberrabbiners, war von vielen Kulturen – der jüdischen, der italienischen und der deutsch-österreichischen – geprägt.⁶ Am 22. Oktober 1879 im damals österreichischen Triest geboren, hielt er sich nach seinem Studium als Kaufmann in Konstantinopel auf, bis ihn die Österreichisch-Amerikanische Gummwarenfabrik AG als Leiter ihrer Exportabteilung nach Wien berief und später zum Direktor ernannte. Castiglioni setzte sich für die Einführung von Luftschiffen im österreichisch-ungarischen Heer ein. Auf seine Initiative entstand die Motor-Luftfahrzeug-Gesellschaft mbH, die im November 1910

5 Historisches Archiv der BMW AG, München, BMW UA 434, Franz Josef Popp, Die Geschichte meines Lebens, Typoskript 1946, S. 3, 6. Alle weiteren Signaturen beginnend mit »BMW« aus dem genannten Archiv.

6 Zu Castiglioni finden sich in der Literatur einige biographische Artikel: Felix Pinner, Camillo Castiglioni, in: ders., Deutsche Wirtschaftsführer, Berlin 1924, S. 217–223; Paul Ufermann, Könige der Inflation, Berlin 1924; Wolfgang Zorn, Unternehmer und Unternehmensverflechtung in Bayern im 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 3, 1979, S. 180–188; Valerio Castronovo, Castiglioni, in: Dizionario Biografico degli Italiani, Bd. 22, Rom 1979; Franz Mathis, Camillo Castiglioni und sein Einfluß auf die österreichische Industrie, in: Sabine Weiss (Hg.), Historische Blickpunkte. Festschrift für Johann Rainer, Innsbruck 1988, S. 423–432; über seine Rolle im österreichischen Wirtschaftsleben unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg: Karl Ausch, Als die Banken fielen. Zur Soziologie der politischen Korruption, Wien/Frankfurt/Zürich 1968, insbes. S. 118–144, 155–168; kurz Gerald D. Feldman, Die Deutsche Bank und die Automobilindustrie, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 1, 1999, S. 3–14. Eine Biographie fehlt.

die Produktion von Flugzeugen aufnahm.⁷ Im Ersten Weltkrieg brachte er die Gummi- und Autoreifenwerke Semperit in seinen Besitz und kaufte Anteile an Motoren- und Automobilunternehmen sowie der Flugzeugindustrie. Die Fabriken der Österreichischen Daimler Werke (Austro-Daimler) und Puch stellte er auf Massenfabrikation um.⁸ Die territorialen Neuordnungen im Gefolge des Versailler Vertrags ermöglichten es dem in Triest Geborenen, für die italienische Staatsbürgerschaft – die einer Siegermacht also – zu optieren,⁹ was dem in Wien Ansässigen auch wirtschaftliche Vorteile eintrug.

Nach Kriegsende investierte Castiglioni unter Aufnahme riesiger Kredite in Sachwerte und vertraute darauf, dass die Inflation seine ungeheuren Schulden nach und nach minimieren werde.¹⁰ Die Rechnung ging auf. Schnell griff sein Wirtschaftsimperium über die Grenzen Österreichs hinaus: nach Italien, Ungarn, der Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien und Deutschland.¹¹ Auf dem Höhepunkt seiner Macht hielt er unter anderem an folgenden Unternehmen maßgebliche Beteiligungen: Alpine Montan AG, Österreichische Automobilwerke AG, Österreichische Daimler Werke AG, Österreichische Brown-Boveriwerke, Felten & Guillaume AG. Darüber hinaus gehörten zu seinem Einflussbereich Unternehmen in Italien (unter anderem Fiat), der Tschechoslowakei, der Schweiz und Holland. In Wien kontrollierte er vier Zeitungen und ein illustriertes Wochenblatt.¹² Der italo-österreichische Finanzmann verfügte über einen derart sagenhaften Reichtum, dass die Italiener seinen Namen Castiglioni, Castimiliardi, Castibilioni geradezu superlativierten.¹³

Franz Josef Popp wurde am 14. Januar 1886 in Wien geboren, lebte seit 1901 in Brünn und leistete ab 1909 seinen Militärdienst bei der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine.¹⁴ Seine erste berufliche Anstellung fand der Ingenieur bei der AEG in Wien.¹⁵ 1916 lernte Popp den späteren BMW-

7 Artikel »Castiglioni«, in: Braunbeck's Sportlexikon, Berlin 1911/12, S. 66; Ufermann, ebenda, S. 69.

8 Pinner, Camillo Castiglioni (wie Anm. 6), S. 218f.

9 Pinner, Camillo Castiglioni (wie Anm. 6), S. 218; Ufermann (wie Anm. 6), S. 70; Paul Ufermann/Carl Hüglin, Stinnes und seine Konzerne, Berlin 1924, S. 138.

10 Pinner, Camillo Castiglioni (wie Anm. 6), S. 219.

11 Pinner, Camillo Castiglioni (wie Anm. 6), S. 220.

12 Ufermann, Könige der Inflation (wie Anm. 6), S. 73.

13 Ufermann/Hüglin, Stinnes und seine Konzerne (wie Anm. 9), S. 139.

14 BMW UA 434, Popp, Die Geschichte meines Lebens, S. 2; zu Popp und Patrick Oelze, Artikel »Popp« in: Deutsche Biographie 20, Berlin 2001, S. 623–624.

15 BMW UA 434, Popp, Die Geschichte meines Lebens, S. 1.

Finanzier Castiglioni kennen. Ihm verdankte er viele internationale Beziehungen, an die er auf seinen häufigen Auslandsreisen anknüpfen konnte. Popp hatte 1916 die Idee, zur Deckung des österreichischen Flugmotorenbedarfs eine deutsche Fabrik zu übernehmen und wurde beauftragt, sie zu realisieren. Bis Ende der 1920er Jahre fungierte er als oberster »Manager« Castiglionis bei den Bayerischen Motoren Werken. Popp blieb BMW-Generaldirektor, bis ihn der Generalluftzeugmeister Erhard Milch Anfang 1942 aus dieser Stellung herausdrängte.

Nach den Erfolgen der Gebrüder Wright im Motorflug hatten in Deutschland zuerst vor allem die Unternehmen Daimler und Benz den Bau von Flugmotoren aufgenommen. Im Flugzeugbau drängten auch kleinere Unternehmen wie die Flugwerk Deutschland GmbH in Brand bei Aachen auf den Markt. Sie eröffnete 1912 in München-Milbertshofen eine Zweigstelle. Karl Rapp, einem von Daimler kommenden Ingenieur, der zuvor auch in ausländischen Automobilfabriken tätig gewesen war, wurde in München-Milbertshofen Gesamtprokura erteilt. Der Flugwerk Deutschland GmbH war keine lange Lebenszeit beschieden. Mit Beschluss der Gesellschafterversammlung vom 16. April 1913 wurde sie wieder aufgelöst.¹⁶ Dies veranlasste Rapp noch im selben Jahr, auf dem Gelände des liquidierten Flugwerks unter dem Namen Rapp-Motorenwerke GmbH ein eigenes Unternehmen zu gründen.¹⁷

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs stieg in Deutschland der Bedarf an Flugmotoren enorm. Deshalb litten auch die Rapp-Motorenwerke keinen Beschäftigungsmangel. Zusätzlich gingen aus Österreich Bestellungen der kaiserlichen und königlichen (k.u.k.) Seeflugstation Pola in Istrien und der k.u.k. Luftschiffer-Abteilung in Wien ein. Doch bald stufte die deutsche Heeresverwaltung den Rapp-Motor als »frontdienstuntauglich« ein und nahm ihn nicht mehr ab. Auch die bayerischen Fliegertruppen zogen sich als Kunde zurück. So basierte die Existenzgrundlage des kleinen Unternehmens allein auf den Bestellungen der österreichischen Marine.¹⁸ Mitte 1915 über-

16 Historisches Archiv der BMW AG, unverzeichneter Bestand, Amtsgericht in Aachen, Abt. 5, Abschrift aus dem Handelsregister, Abteilung B, Nr. 263, 22.06.1938.

17 Archiv Knorr Bremse KG, 1902 AH, Auszug aus dem Handels-Register, 30.04.1915.

18 Bundesarchiv Berlin (im folgenden BArchB), Bestand R 8119 F, P 3080, Bl. 51, Die Bayerischen Motoren Werke. Die Geschichte dreier Fabriken [Autor: Franz Josef Popp], S. 2–5; im folgenden zitiert als »Geschichte dreier Fabriken«. Alle weiteren Signaturen beginnend mit »P« aus dem genannten Bestand des Bundesarchivs, der in der Deutschen Bank im Rahmen des BMW-Aufsichtsratsvorsitzes von Emil Georg von Stauß (1926–1943) entstand.

nahm Castiglioni, der in dem Mangel der Donaumonarchie an Flugmotoren ein glänzendes Geschäft voraussah, die Vertretung der Rapp-Motorenwerke für Österreich-Ungarn. Die abgeschlossenen Provisionsverträge waren sehr vorteilhaft für ihn. In der Zeit vom Oktober 1915 bis Ende 1916 soll er nicht weniger als 2,6 Millionen RM an Provision bezogen haben. Die Rapp-Motorenwerke trieben nicht zuletzt deshalb, aber auch infolge des schlechten Managements – insbesondere des Gesellschafters Max Wiedmann – sowie des praktischen Endes österreichischer Aufträge ab Herbst 1916 schrittweise dem Ruin entgegen.¹⁹

Seit dem 1. April 1915 stand Popp erneut im Dienst der österreichischen Marine. Mehrere Wochen verbrachte er in Pola, wo er erstmals die Rapp-Motoren sah und den Mut der Piloten bewunderte, »die mit diesen gefährlichen Maschinen nicht erst vor dem Feind zu fliegen brauchten, um ihr Leben zu riskieren.«²⁰ Popp wurde schließlich im Juni 1915 nach Wien zurückbeordert, um die Marinebauaufsicht bei den Österreichischen Daimler Werken zu übernehmen. Die österreichische Armee brauchte dringend einen starken Flugmotor. Austro-Daimler konstruierte einen Motor mit zwölf Zylindern, der bereits ab September 1916 erfolgreich eingesetzt wurde. Allerdings fehlten in Österreich die nötigen Produktionskapazitäten. Popp jedoch erkannte einen Ausweg: »Endlich«, hielt er fest, »fand ich die erlösende Idee: Diesen Motor in Lizenz bei den Rapp-Motorenwerken in München zu bauen! Ich kannte die Rapp-Werke nicht; ich wusste nur, dass sie unbrauchbare Motoren herstellten, dass sie für niemand anderen mehr lieferten als für die österreichische Marine, dass sie aber jedenfalls eine komplette Einrichtung für den Flugmotorenbau besitzen mussten und mit dieser Einrichtung und den großen deutschen Hilfsquellen sicherlich in der Lage sein mussten, auch gute Motoren zu bauen, wenn man ihnen die Lizenz auf einen solchen Motor geben würde.«²¹

Die österreichische Marine trat im Herbst 1916 in Vertragsverhandlungen mit Rapp. Es ging um einen ersten Auftrag über den Bau von 224 Austro-Daimler-Motoren im Wert von rund zehn Millionen Mark. Im Zuge der Verhandlungen lernte Popp Castiglioni kennen, der ihn mit den Worten begrüßt haben soll: »Ich habe von Ihnen schon viel gehört, Sie haben eine glänzende Idee gehabt mit der Lizenz des großen Daimler-Motors für die

19 Ebd., S. 6.

20 Ebd., S. 8–12.

21 Ebd., S. 12.

Rapp-Motorenwerke!«²² Vor Vertragsabschluss reiste Popp am 29. November 1916 im Auftrag des österreichischen Kriegsministeriums nach München, um die Fabrik in der Schleißheimer Straße zu besichtigen. Sie hinterließ auf ihn einen nur mäßigen Eindruck: »So hatte ich das erste Mal die Rapp-Motorenwerke gesehen. In drei armseligen Holzhallen und einigen sonstigen provisorischen Bauten war die Fabrik untergebracht. Aber es war doch eine Flugmotorenfabrik und ich konnte und wollte meine Idee nicht fallen lassen.«²³ Popp erkannte, dass ohne einen guten Konstrukteur auch keine Garantie für einen erfolgreichen Lizenzbau bestand. Als neuen Mann engagierte er deshalb zum Jahresbeginn 1917 den Ingenieur Max Friz von der Daimler-Motorengesellschaft, dem sein bisheriger Arbeitgeber eine Erhöhung seines monatlichen Gehalts von 400 auf 450 Mark und die Verwirklichung seiner konstruktiven Ideen im Flugmotorenbau verwehrt hatte.²⁴ Die Rapp-Motorenwerke wurden am 21. Juli 1917 in Bayerische Motoren Werke GmbH umbenannt und Rapp schied aufgrund seiner geringen Erfolge aus dem Unternehmen aus. Der Geschäftsführer der BMW GmbH hieß ab 4. Oktober 1917 Franz Josef Popp.²⁵

Während des Anlaufs der Lizenzproduktion entwickelte Friz einen völlig neuen Motor, den BMW IIIa. Innerhalb von nur vier Monaten, von Mai bis September 1917, stand er auf dem Prüfstand. Die Inspektion der deutschen Fliegertruppen erteilte bereits im Juli 1917 einen ersten Auftrag über 600 BMW IIIa-Motoren.²⁶ Seither wandte Castiglioni der BMW GmbH verstärkte Aufmerksamkeit zu. Durch Vermittlung des Kölner Bankiers Carl Hagen hatten Wiedmann und Castiglioni Verbindungen zu Hjalmar Schacht von der Nationalbank hergestellt. Diese stellte dem IIIa-Programm große Kredite zur Verfügung. Bereits Anfang 1918 bemühte sich Castiglioni, der das Interesse Stinnes' für BMW gewinnen konnte, eine Aktiengesellschaft zu gründen, um der neuen Größenordnung des Unternehmens gerecht zu werden und mehr Einfluss auf das Flugmotorenwerk zu gewinnen. Nach der notariell bereits erfolgten Gründung kam es jedoch zum Eklat. Der Mehrheitsgesellschafter Wiedmann weigerte sich im letzten Augenblick, seine

22 Ebd., S. 13.

23 Ebd., S. 14.

24 Ebd., S. 15.

25 Archiv Knorr Bremse KG, 1899 AH, Auszug aus dem Handels-Register, 29.10.1917; BMW UA 560, Mitteilung der Rapp-Motorenwerke, 23.07.1917.

26 Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Iluft 201, XX. Bericht der Kommission zur Regelung der Arbeiterfrage, undatiert [08.1917], S. 6.

Anteile an der GmbH zu verkaufen, um den größeren Einfluss Castiglionis zu verhindern. Verärgert zog sich Stinnes zurück.²⁷ Schließlich erfolgte am 13. August 1918 auf Druck der an einem reibungslosen Geschäftsgang interessierten bayerischen und preußischen Kriegsministerien sowie auf Betreiben Castiglionis die geplante Gründung der Aktiengesellschaft.²⁸ Zu diesem Zeitpunkt, drei Monate vor Kriegsende, war BMW bereits die größte deutsche Flugmotorenfabrik mit dem gefragtesten Fabrikat.²⁹

BMW-Flugmotoren – Der internationale Geschäftszweig

Nach der militärischen Niederlage Deutschlands war BMW aufgrund des Versailler Vertrags von internationalen Verbindungen und damit der internationalen Entwicklung im Flugmotorenbau weitgehend abgeschnitten. Eine »erzwungene Untätigkeit«³⁰ bis zum Frühjahr 1922 war die Folge. Castiglioni betätigte sich nach Kriegsende als erfolgreicher Finanzmann in Wien, so dass den Bayerischen Motoren Werken nicht mehr sein Hauptinteresse galt. Folge davon war, dass die Berliner Knorr-Bremse AG Ende 1920 für 28 Millionen Mark die BMW-Aktien Castiglionis übernahm.³¹ Erst einhalb Jahre später – zeitgleich mit der teilweisen Aufhebung des Versailler Bauverbots für Flugmotoren – zeigte Castiglioni Interesse am Rückkauf des Motorenbaus und des Namens »Bayerische Motoren Werke«. Der Auskauf erfolgte dann im Mai 1922 für eine Summe von 75 Millionen Mark. Castiglionis entscheidendes Motiv, den BMW-Flugmotorenbau seinem Wirtschaftsimperium erneut einzugliedern, war die Perspektive, Flugmotoren wieder in größerem Umfang produzieren und legal exportieren zu können.

Von diesem Zeitpunkt an versuchte Popp, wieder Auslandsbeziehungen anzuknüpfen. Im Jahr 1923 stand BMW aufgrund der bevorstehenden Wiederaufnahme des internationalen Flugmotorengeschäfts vor der Entscheidung, entweder eine eigene Auslandsabteilung für dessen Abwicklung einzurichten oder eine externe Stelle damit zu betrauen. Nicht zuletzt infolge

27 BAArchB, R8119F, P 3080, Bl. 51, Geschichte dreier Fabriken, S. 26–30.

28 Ebd., S. 31–33.

29 Ebd., S. 35.

30 BMW FK 3, BMW AG (Hg.), Luftgekühlte Flugmotoren, München 1928, o. Paginierung, Vorwort; im folgenden zitiert als »Luftgekühlte Motoren«.

31 Archiv Knorr-Bremse KG, 1855 Mo H, Notarielle Urkunde über die Außerordentliche Generalversammlung der BMW AG, 09.11.1920.

des dominierenden Einflusses ihres Großaktionärs wählte die BMW AG die zweite Variante. Die Generalvertretung für das Auslandsgeschäft wurde ab 1923 zunächst durch die von Castiglioni kontrollierte International Investment Co. mit Sitz in Zürich ausgeübt, danach mit Wirkung zum 1. Januar 1926 der ebenfalls dem BMW-Finanzier gehörenden Bank voor Handel en Crediet in Amsterdam übertragen. Für ihre Vermittlungstätigkeit und die Zahlung von Provisionen erhielt die Bank von sämtlichen Auslandsaufträgen einen Anteil von zehn Prozent.³² Als Mittelsmann in den Beziehungen zur Russischen Handelsvertretung in Berlin fungierte für die Bank voor Handel en Crediet der Ingenieur Joseph Steinberg, ein ehemaliger russischer Staatsbürger.³³

Das deutsche Geschäft mit Flugmotoren war in der Weimarer Zeit aufgrund mangelnder inländischer Absatzmöglichkeiten stark auf den Export orientiert. So resümierte Popp 1930, bereits 1922 bei der Wiederaufnahme des Baus von Flugmotoren habe Klarheit darüber bestanden, dass neben einer modernen Serienproduktion nicht das Inlands-, sondern das Auslandsgeschäft die Grundlage für den Fortbestand des Unternehmens bildete. Zudem habe das Interesse aller wichtigen Auslandskunden eine Fabrikanlage erfordert, die ihre Produktion kurzfristig auf das Vielfache steigern konnte. In der Tat lieferte BMW seine von 1922 bis 1929 erzeugten Flugaggregate – im Wert von fünfzig Millionen RM – zu achtzig Prozent ins Ausland.³⁴ Die Erweiterung und Modernisierung des Münchner BMW-Werks im Jahr 1928 waren nicht zuletzt eine Folge der gestiegenen Auslandsnachfrage nach BMW-Flugmotoren.³⁵ Rückblickend brachte der BMW-Generaldirektor 1931 die Verhältnisse auf den Punkt: »Wir haben in den letzten Jahren nur existieren können infolge der Auslandsaufträge.«³⁶ Die Exportabhängigkeit im Bereich Flugmotoren war zusätzlich durch starke Unwägbarkeiten seitens der

32 BAChB, R8119F, P 3125, Bl. 135, BMW an International Investment, 03.09.1925; Bl. 136, dto., 17.09.1926; BMW an Bank voor Handel en Crediet, 17.09.1926; Bl. 111, Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken/Handelsvertretung in Deutschland (im folgenden zitiert als »Handelsvertretung«) an BMW, 04.11.1929.

33 BAChB, R8119F, P 3130, Bl. 297, Aktennotiz über eine Besprechung mit Herrn Dipl. Ing. Steinberg, August 1929; Bl. 339, Bericht zur Unterredung in der Handelsvertretung am 23.10.1929.

34 BAChB, R8119F, P 3069, Bl. 22, Popp an Reichsverkehrsministerium, 11.01.1930.

35 Münchener Zeitung, 28.04.1927; Vom BMW IIIa zum BMW VIII U und BMW Homet, München 1928, Kap. V.

36 BAChB, R8119F, P 3072, Bl. 170, Popp an Milch, 22.12.1931.

ausländischen Partner und der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen in den betreffenden Staaten gekennzeichnet.

Die Geschäfte beruhten vor allem auf dem hohen internationalen Ansehen, das die Marke BMW genoss. Herausragende Bedeutung hatten für BMW in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre – mit unterschiedlichen Vorzeichen – vor allem zwei Staaten: die Sowjetunion und die USA. Die UdSSR wollte eine eigene Flugzeugindustrie aufbauen und musste deshalb die nötige Technologie importieren. Dagegen befanden sich die USA infolge der deutschen Entwicklungsdefizite eher in der Rolle eines Technologieexporteurs. Während die internationalen Kontakte Castiglioni's Vertragsanbahnungen in den USA erleichterten, war Popp bei den Verhandlungen mit der Sowjetunion die Schlüsselfigur.³⁷

Im Rahmen der Annäherung der beiden politisch isolierten Staaten Deutschland und Russland entwickelte sich seit Beginn der 1920er Jahre auch eine Zusammenarbeit auf technologischem Gebiet. In Lipezk unterhielt die deutsche Luftwaffe eine geheime Erprobungsstelle und Junkers versuchte in Fili bei Moskau mit Unterstützung des Reichs eine Flugmotorenfertigung aufzubauen.³⁸ Popp reiste 1924 erstmalig in die Sowjetunion, um die Motorenproduktion in dem Junkersprojekt zu begutachten.³⁹ Seit 1924 avancierte die Sowjetunion zum größten Auslandskunden der BMW AG. 152 Motoren des Typs BMW IIIa, 164 Motoren BMW IV und 708 Motoren BMW VI wurden zwischen 1924 und 1929 dorthin geliefert⁴⁰. Dies entsprach in etwa zwei Dritteln des Gesamtumsatzes des Auslandsgeschäfts in einem Wert von mehr als sieben Millionen US-Dollar.⁴¹ Der junge Sowjetstaat wurde somit zum wichtigsten, aber auch mit vielen Unbekannten auf-

37 So wird von zahlreichen und schwierigen Verhandlungen Popp's in der Russischen Handlungsvertretung berichtet: BArchB, R8119F, P 3073, Bl. 213, S. 8–14: »Die B.M.W. in der Nachkriegszeit« [Autor: Waldemar von Buttlar], 31.07.1933, S. 8; im Folgenden zitiert als »Bericht Buttlar«.

38 Lutz Budraß, *Flugzeugindustrie und Luftrüstung in Deutschland 1918–1945*, Düsseldorf 1998, S. 101–128.

39 Ebd., S. 127.

40 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 127.

41 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 107. Dieser Anteil ergibt sich aus den Provisionszahlungen, die von 1924 bis 1929 an die Castiglioni-Gesellschaften International Investment Co. und Bank voor Handel en Crediet gezahlt wurden. Von knapp 2 Millionen RM, wurden allein 1,3 Millionen aus dem Geschäft mit der Sowjetunion fällig. Ebd., Bl. 107, BMW an Quaatz, 22.01.1930.

wartenden Geschäftspartner von BMW. Damit waren viele Probleme vorprogrammiert.⁴²

Ein Beispiel für jene Unwägbarkeiten ist der »Paukenschlag«, der BMW Ende 1929 in Form einer immensen Geldforderung traf, die die Handelsvertretung der UdSSR in Deutschland geltend machte. Sie monierte, entgegen den Lieferverträgen für Flugmotoren seien fortlaufend Provisionen an Dritte gezahlt worden und forderte deshalb eine Vertragsstrafe in Höhe von zwölf Millionen RM. Für den Fall einer »freiwilligen und unverzüglichen Zahlung« bis zum 2. Januar 1930 – so die knappe Fristsetzung der Handelsvertretung – wollte sich die Klägerin mit der Hälfte zufrieden geben.⁴³ Die Höhe der im Raum stehenden Summe, die BMW kaum aufzubringen in der Lage war, bedrohte im Falle einer gesamthaften Fälligkeit den Fortbestand des Unternehmens. Da BMW zur Zahlung des geforderten Millionenbetrags, der Hälfte des gesamten Auftragswerts, nicht bereit war, beantragte die Handelsvertretung eine Einberufung des für Streitfälle vertraglich vorgesehenen Schiedsgerichts.⁴⁴ Nach Ansicht des Mittelsmanns Steinberg ging die Initiative zu dieser Aktion nicht von Moskau aus, sondern vom Leiter der Rechtsabteilung der sowjetischen Handelsvertretung, Rapaport, dessen 26 Mitarbeiter Beschäftigung und Erfolge benötigten.⁴⁵

Was war geschehen? BMW hatte auf sämtliche Lieferungen ins Ausland Provisionen an Castiglioni's holländische Bank gezahlt. Ein geringer Teil hiervon war an Steinberg geflossen.⁴⁶ Das Delikate der Angelegenheit lag darin, dass Popp die Zahlungen an die Castiglioni-Bank auf Vorhalt der russischen Seite, die über die Transaktion informiert war, hatte einräumen müssen und dabei das Wort »Schmiergelder« benutzte.⁴⁷ Laut Steinberg war dieses Ge-

42 Zur Verbindung von theoretischen Postulaten der Interkulturalität mit empirischen Forschungsergebnissen René Del Fabbro, *Interkulturelle Kompetenz im Unternehmen – Die historische Dimension*, in: *Historical Social Research* 3/4, 2000, S. 75–113.

43 BAArchB, R8119F, P 3125, Bl. 6, Handelsvertretung an BMW, 23.12.1929.

44 BAArchB, R8119F, P 3125, Bl. 27, Handelsvertretung an BMW, 03.01.1930.

45 BAArchB, R8119F, P 3125, Bl. 49, Notiz. Besprechung mit Herrn Steinberg in Gegenwart von Herrn von Buttlar, 08.01.1930.

46 BAArchB, R8119F, P 3125, Bl. 19f., BMW an Handelsvertretung, 31.12.1929; siehe auch die Provisionszusagen an Steinberg in ebd., Bl. 132, Popp an Steinberg, 26.07.1924, Bl. 133f., dto., die Provisionszusagen an die International Investment Co., Bl. 135, BMW an International Investment Co., 03.09.1925 und die Abmachungen mit der Bank voor Handel en Crediet von September 1926 bis Juni 1929, Bl. 137–141.

47 BAArchB, R8119F, P 3125, Bl. 83, Lewinski an Stauß, 14.01.1930; Bl. 244, Pinner an Klopfer, 25.02.1930.

spräch in der Handelsvertretung durch »verdeckte Personen« mitgeschrieben worden.⁴⁸ Auch in der Deutschen Bank war man in Sorge darüber, dass Popp allzu offen gegenüber den Russen über Provisionen und Schmiergelder gesprochen habe, statt die Angelegenheit in eine »sorgfältig überlegte diplomatische Form zu kleiden.«⁴⁹ Was darüber hinaus Popp persönlich in einige Aufregung versetzte,⁵⁰ war die Konstruktion, wie seine Tantiemenminderung infolge von Castiglionis »Gewinnabsaugung« – gemeint waren die Auslandsprovisionen – ausgeglichen worden war: der BMW-Großaktionär hatte Pops Einkommensverluste, die aus der Schmälerung des BMW-Gewinns resultierten, durch Zuwendungen der Bank voor Handel en Crediet kompensiert.⁵¹

Die BMW-Vertreter mussten in dieser prekären Situation sehr vorsichtig agieren, konnte doch ein ungünstiger Ausgang des Schiedsgerichtsverfahrens einen vollkommenen Verlust des Geschäfts mit der Sowjetunion und damit des größten Kunden nach sich ziehen. In dieser Lage überbrachte Steinberg einen überraschenden Vorschlag. Über einen Vermittler, so die Schilderung Steinbergs, hätten ihm drei der Handelsvertretung nahe stehende Juristen angedeutet, die Angelegenheit in zehn bis 14 Tagen erledigen zu können. Es habe sich »durchweg um Familienväter« gehandelt, die »notwendig Geld« gebraucht hätten und sich einen »Notpfennig« verschaffen wollten. Konkret wurde die Hinterlegung von auszuhandelnden Geldbeträgen zwischen 75.000 und 250.000 Mark gefordert. Nach Erhalt der Gelder wollten die betreffenden Juristen die rechtliche Position der Handelsvertretung gegenüber deren Leiter Labinow als ungünstig darstellen. In Vergleichsverhandlungen wollten sich die Russen dann mit der Schenkung einiger Flugmotoren, möglicherweise einer weiteren Lizenz oder der kostenlosen Entsendung des BMW-Chefkonstruktors Max Friz nach Moskau begnügen.⁵²

Die Geschäftsleitung von BMW ging auf diesen dubiosen Vorschlag Steinbergs nicht ein. Die Behörden setzten den staatenlosen Steinberg mit ausländer- und finanzpolizeilichen Mitteln unter Druck, so dass er seine

48 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 252, Klopfer an Pinner, 01.03.1930; auch P 3130, Bl. 338–340, Handelsvertretung an BMW, Bericht zur Unterredung in der Handelsvertretung am 23.10.1929, 04.11.1929.

49 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 83, Lewinski an Stauß, 14.01.1930.

50 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 244, Pinner an Klopfer, 25.02.1930.

51 BArchB, R8119F, P 3069, Bl. 76–78, Popp an Stauß, 17.02.1930.

52 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 335 f. Notiz über zwei Besprechungen mit Herrn Dipl. Ing. Steinberg, 18./19.03.1930.

Ausweisung befürchtete. Schließlich arbeiteten BMW-Vertreter einen Lösungsvorschlag für den Fall aus, dass Steinberg einen erheblichen Teil der von den russischen Juristen geforderten Zahlungen übernehmen sollte. Verhandlungen über einen neuen russischen Auftrag sollten im Erfolgsfall binnen acht bis zehn Tagen aufgenommen werden.⁵³ Die BMW-Verantwortlichen witterten Morgenluft: »Es geht uns wie einem Mann, der glaubte sterben zu müssen und nun erfährt, dass ihm nur ein Zahn gezogen wird«, kommentierte der stellvertretende BMW-Aufsichtsratsvorsitzende Hergt den Wandel der Lage.⁵⁴

Obwohl sich ein Ende der Affäre abzeichnete, scheiterten die Vergleichsverhandlungen dennoch.⁵⁵ Deshalb wurde für den 11. Juni 1930 eine Verhandlung vor dem Schiedsgericht anberaumt.⁵⁶ Während der über fünfständigen Sitzung wendete sich das Blatt jedoch zunehmend zu Gunsten der BMW AG. Im Vergleichswege forderten die Russen gegen eine Zahlung von etwa 400.000 RM, die freie Verfügung über die Lizenz des BMW VI-Motors zu erhalten. Schließlich einigten sich die beteiligten Parteien diesbezüglich auf eine Summe von 650.000 RM.⁵⁷

Im Gegensatz zu anders lautenden Stimmen, die »Schmiergeldzahlungen« als unumgängliche Voraussetzung für Geschäfte mit der UdSSR ansahen,⁵⁸ hatte BMW erkennen müssen, dass Provisionen im Russland-Geschäft nichts bewirken konnten, da die relevanten Entscheidungen allein in Moskau getroffen wurden.⁵⁹ Klipp und klar hieß es bereits Anfang 1930 im Schreiben eines Beraters der Deutschen Bank: »[W]er mit Schmiergeldern in Russland Geschäfte machen zu können glaubt, täuscht sich [...]. Keine der Personen, die – sei es in der hiesigen Handelsvertretung oder in Russland – selbst mit

53 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 403, 406, Aktenvermerk, 09.05.1930.

54 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 402, Hergt an Lewinski, 09.05.1930.

55 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 407–409, Pinner an Meyer [Vorsitzender des Schiedsgerichts], 15.05.1930.

56 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 412, Schiedsgericht Handelsvertretung ./ BMW, 26.05.1930.

57 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 444–451, Bericht über die Sitzung des Schiedsgerichts vom 11. Juni 1930 in Sachen Russische Handelsvertretung gegen Bayerische Motoren Werke (Hergt), 17.06.1930.

58 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 72, Artikel »Uralzeff ›drückt auf die Knöpfe«, in: Der Abend. Spätausgabe des Vorwärts, 11.01.1930; Bl. 99, Artikel »Uralzeffs ›Russen-Geschäfte«, 11.01.1930.

59 BArchB, R8119F, P 3130, Bl. 339, Bericht zur Unterredung in der Handelsvertretung am 23.10.1929; P 3125, Bl. 191, BMW an die Staatsanwaltschaft München I, 14.02.1930; Bl. 425, BMW an Pinner, 30.05.1930.

der Durchführung derartiger Verträge auf Seiten der Sowjets zu tun hätte, würde es wagen, hierfür persönlich etwas anzunehmen, schon nicht auf die Gefahr exemplarischer Bestrafung hin.«⁶⁰ Die Gelder an die Bank voor Handel en Crediet hatten ihren Adressaten ohnehin nicht erreicht. Den Großteil hatte Castiglioni als verdeckte Gewinnentnahmen aus der BMW AG einbehalten. Nur ein geringer Teil der Gelder war an Steinberg geflossen.⁶¹ Zwar stand nach dem Schiedsspruch ein weiterer Auftrag in Höhe von neun Millionen Mark in Aussicht.⁶² Doch endeten die Lieferungen in die Sowjetunion 1931,⁶³ was BMW in der Wirtschaftskrise hart traf.

Aus den USA importierte BMW hingegen die Technologie für seine Flugzeugmotoren. 1927 unternahmen Castiglioni und Popp eine Amerikareise, auf der sie Kontakte zu führenden Kreisen der US-Luftfahrtindustrie knüpften. Über die Ergebnisse der Fahrt liegen lediglich die mit erheblichem zeitlich Abstand gemachten, recht allgemein gehaltenen Äußerungen Pops vor.⁶⁴ Diesen zufolge lernte er in den USA die Technik eines neuen Motortyps, des luftgekühlten Sternmotors der Pratt & Whitney Aircraft Company, kennen. »Im Jahre 1927«, so der BMW-Generaldirektor knapp zehn Jahre später, »erkannte ich aufgrund der Entwicklung in England und Amerika, dass der luftgekühlte Sternmotor eine grundsätzliche Überlegenheit gegenüber wassergekühlten Reihenmotoren besitze und dass seine Entwicklungsmöglichkeiten überaus gross sein müssten. Um den Vorsprung des Auslandes einholen zu können und mit Rücksicht auf den Mangel erfahrener Fachleute in Deutschland, reiste ich nach Amerika und erwarb kurz entschlossen die Lizenz auf den Wasp- und Hornet-Motor von Pratt & Whitney.«⁶⁵ Was Popp mehr oder minder als seine Einzelleistung darstellt, basierte allerdings zum guten Teil auf der Informationsbeschaffung der BMW-Entwicklungsingenieure.

Am 3. Januar 1928 wurde ein Memorandum of Agreement zwischen der Pratt & Whitney Aircraft Company und den »Bavarian Motor Works« unter-

60 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 82, Aktennotiz für Lewinski, 14.01.1930.

61 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 107, BMW an Quatz, 23.01.1930.

62 BArchB, R8119F, P 3125, Bl. 434, Hergt an Stauß, 17.06.1930.

63 Bericht Buttler (wie Anm. 37), S. 8; auch P 3070, Bl. 215, Popp an Reichsverkehrsminister Guérard, 01.12.1930, S. 7. Welche Rolle der »Russen-Prozeß« bei dieser Entscheidung Moskaus spielte, müsste aufgrund von Dokumenten aus russischen Archiven genauer geklärt werden.

64 Zwar stellte Castiglioni Stauß einen ausführlichen Erfahrungsbericht in Aussicht (BArchB, R8119F, P 3130, Castiglioni an Stauß, 28.11.1927). Dieser wurde, da er sich in dem bearbeiteten Quellenmaterial nicht findet, wahrscheinlich nur mündlich erteilt.

65 BMW UA 368, Popp an Udet, 29.10.1936.

zeichnet.⁶⁶ Es beinhaltete die Lizenzvergabe der beiden Sternmotorentypen »Wasp« (Wespe) und »Hornet« (Hornisse) an BMW. Für die Produktion erweiterte BMW seine Fabrikanlagen und orderte in den USA eine Reihe von Spezialmaschinen.⁶⁷ Der aus den USA übernommene Lizenzbau bildete die Grundlage sämtlicher BMW-Eigenentwicklungen von Sternmotoren bis 1945.

Insgesamt gesehen war die Flugmotorenproduktion der Bayerischen Motoren Werke während der 1920er Jahre von Auslandsaufträgen abhängig. Ohne die Einnahmen aus dem Export wäre weder ein Florieren des Unternehmens während der Jahre 1925 bis 1928 noch eine substanzielle Weiterentwicklung deutscher Flugmotoren möglich gewesen. Ungefähr zwei Drittel der Auslandsaufträge erteilte die Sowjetunion, was zu einer regelrechten Abhängigkeit von diesem Auftraggeber führte, wohingegen BMW Ende der 1920er Jahre mit dem luftgekühlten Sternmotor aus den USA selbst Hochtechnologie importierte.

Der BMW-Automobilbau

Grundsätzlich bewegte sich die Suche der BMW AG nach einer Automobilbastrategie in den 1920er Jahren auf vier Problemfeldern, die sich naturgemäß überschneiden. Sie beteiligte sich erstens am Projekt eines deutschen Automobiltrust. Zweitens ging es um die Alternative Klein- oder Großwagenbau, drittens um die Eigenkonstruktion oder Übernahme eines vorhandenen Produkts sowie viertens um den Aufbau einer eigenen oder den Ankauf einer fremden Fertigung. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich der in München weiter geführte Produktionszweig nach schwierigen Anfängen zur Hauptgeschäftsgrundlage des BMW-Konzerns.

Die ersten Pläne, auch Automobile zu fertigen, entstanden 1918 und verdichteten sich nach Kriegsende. Verschiedene Vorhaben zur Autoproduktion scheiterten jedoch. 1924 verhandelte BMW erstmalig über eine Übernahme der Fahrzeugfabrik Eisenach (Dixi-Werke). Freilich verfügte das Unternehmen zu dieser Zeit nicht über genügend Kapital, um den Kauf tätigen zu können.⁶⁸ 1925 wurde mit der Übernahme aller Aktien der deutschen Verkaufsgesellschaft der Austro-Daimler Motor AG ein erster Schritt

⁶⁶ BMW FA 4, Memorandum of Agreement, 03.01.1928.

⁶⁷ Motor und Sport, 46 (1928), S. 44.

⁶⁸ BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 406, Popp an Weichsel, 04.12.1928.

ins Automobilgeschäft vollzogen.⁶⁹ Doch dürften, wenn überhaupt, nur einige wenige Austro-Daimler-Fahrzeuge verkauft worden sein. Im selben Jahr engagierte BMW den Daimler-Konstrukteur Gottlieb Dürnwächter, den Max Friz aus seiner Studentenzeit kannte. Dürnwächter wurde im Oktober 1925 als Leiter der Abteilung Chassis-Konstruktion angestellt.⁷⁰ Friz und Dürnwächter konstruierten gemeinsam einen viersitzigen Kleinwagen. Doch Popp soll unvermittelt den zukünftigen Markt in der Klasse der großen amerikanischen Luxuslimousinen gesehen haben, deren Absatz auch in Deutschland stieg. Darauf hin wurden zwei amerikanische Wagen gekauft und die beiden BMW-Ingenieure entwarfen nach diesen Vorbildern ein großes Auto mit einem V-8-Motor, das allerdings mangels finanzieller und fertigungstechnischer Mittel nicht gebaut wurde.⁷¹

Schließlich entschied sich BMW 1928 für den Erwerb einer kompletten Produktionsstätte, nämlich der im Besitz der Gothaer Waggonfabrik befindliche Fahrzeugfabrik Eisenach,⁷² über deren Ankauf bereits vier Jahre zuvor verhandelt worden war. Dort produzierte das Unternehmen unter dem Markennamen »Dixie« den britischen Austin 7. Die Lizenzfertigung war Ende 1926 zwischen der Austin Motor Co. Ltd., Longbridge bei Birmingham, und der Gothaer Waggonfabrik für die Zeit bis Ende 1932 vereinbart worden.⁷³ Mit der Fahrzeugfabrik Eisenach übernahm BMW auch den Lizenzvertrag mit Austin⁷⁴ und damit nach den amerikanischen Flugmotoren eine weitere ausländische Lizenz. Noch Ende 1928 war auch ein Vertrag mit dem französischen Austin-Lizenznehmer Automobiles L. Rosengart in Neuilly sur Seine abgeschlossen worden, um eine modernere Karosserie zu bekommen.⁷⁵

Die Fertigung mit der Austin-Lizenz bedeutete zwar die Geburt des BMW-Automobilbaus,⁷⁶ wurde wirtschaftlich allerdings nur ein Achtungserfolg.

69 Ebd., S. 10; P 3102, Bl. 259, Revisionsbericht 1925.

70 BMW XA 9, Anstellungsvertrag Gottlieb Dürnwächter, 13.07.1925.

71 Ebd., Bericht Manfred Dürnwächters [Sohn Gottlieb Dürnwächters] über ein Gespräch mit Max Friz im Sommer 1960, S. 2 f.; zum Vorhaben des Kleinwagenbaus auch Münchener Zeitung, 28.04.1928.

72 BMW UA 3, Vertrag zwischen der Gothaer Waggonfabrik AG und der Bayerische Motoren Werke AG, 14.11.1928.

73 BMW UA 1, Vertrag zwischen der Austin Motor Co. Ltd. und der Gothaer Waggonfabrik AG, 18.12.1926.

74 BMW UA 3, Vertrag zwischen der Gothaer Waggonfabrik AG und der Bayerische Motoren Werke AG, 14.11.1928, § 10.

75 BArchB, R8119F, P 3102, Bl. 40; auch Motor und Sport 47, 1928, S. 20.

76 Zur Geschichte der Fahrzeugfabrik Eisenach und ihren Rechtsnachfolgern Michael Stück/Werner Reiche, 100 Jahre Automobilbau in Eisenach, Augsburg 1998.

Dafür war gewissermaßen höhere Gewalt verantwortlich: die Weltwirtschaftskrise. Nach Lizenzzahlungen von rund 750.000 RM versuchte BMW seit Anfang 1931, ohne selbst etwas verdient zu haben, den Lizenzvertrag vorzeitig zu kündigen. Unter anderem bediente die Unternehmensleitung sich dabei des Arguments, »daß der deutschen Mentalität ein geräumiger Wagen mehr entspricht«. Zudem waren die modernen Karosserien von Rosengart gekommen, wofür Eisenach erhebliche Mittel aufgewendet hatte. Selbst Austin hatte diese Karosserie 1930 übernommen, weshalb BMW den Standpunkt vertrat, man stelle eigentlich nur noch das Chassis in Austin-Lizenz her.⁷⁷ Die Geschäftsleitung von Austin lehnte das deutsche Ansinnen ab, hatte sie doch bereits eine annähernde Halbierung der Lizenzgebühren hinnehmen müssen, um den Verkauf der Fahrzeugfabrik Eisenach an BMW überhaupt zu ermöglichen.⁷⁸ Erst die Zusicherung durch BMW-Vertreter, die Produktion auf ein Minimum von 15.000 Autos jährlich zu erhöhen, hatte sie zu der Gebührensenkung bewogen.⁷⁹

Die Wirtschaftskrise und Austins strikte Ablehnung einer Revision des Lizenzvertrags für die mittlerweile veraltete Konstruktion stellte die BMW-Automobilsparte auf eine harte Bewährungsprobe. Popp trug sich 1931 bereits mit dem Gedanken, Austin eine »sehr günstige Offerte« zum Kauf des Eisenacher Werks zu machen.⁸⁰ Nochmals schlug BMW dem Lizenzgeber vor, den Vertrag zum Jahresende 1931 zu lösen und den Markt ab 1932 selbst zu bedienen.⁸¹ Doch Austin insistierte weiterhin auf der Zahlung seiner Gebühren. BMW schaltete nunmehr das vertraglich vorgesehene Schiedsgericht ein,⁸² das seine Sitzungen am 12. Januar 1932 begann. Es hob den Lizenzvertrag mit vorzeitiger Wirkung ab Ende Februar 1932 auf und legte fest, dass BMW für die Zeit seit dem 1. April 1931 nur die Hälfte der vereinbarten Zahlungen zu leisten hatte.⁸³ Das Ende des Lizenzvertrags mit Austin und eine langsame Besserung der wirtschaftlichen Lage machten den

77 BArchB, R8119F, P 3124, Bl. 39 f., Popp an Frank [Vorstand Deutsche Bank], 07.03.1931; Bl. 41–44, Popp an Austin, 07.03.1931.

78 BArchB, R8119F, P 3124, Austin an Frank, 16.03.1931; vgl. die Änderung der Lizenzgebühren in BMW UA 1, Vertrag zwischen der Austin Motor Company Limited [...] und den Bayerischen Motoren Werken, 07.12.1928.

79 BArchB, R8119F, P 3124, Bl. 102, Austin an Popp, 26.04.1931, S. 2.

80 BArchB R8119F, P 3124, Bl. 75 f., Popp an Stauß, 13.06.1931.

81 BArchB, R8119F, P 3124, Bl. 109, Popp an Austin, 10.07.1931, S. 3 f.

82 BArchB, R8119F, P 3124, Bl. 113, Popp an Stauß, 23.07.1931.

83 BArchB, R8119F, P 3124, Bl. 148, Lewinski an Stauß, 13.02.1932.

Weg frei für die Entwicklung und Vermarktung neuer, größerer BMW-Typen in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre.

Die Stimmungsschwankungen der BMW-Verantwortlichen zwischen den beiden Polen des Kleinwagenbaus oder der Fertigung großer Automobile korrespondierten relativ genau mit den Entwicklungen auf dem deutschen Automobilmarkt. Im ersten Jahrfünft der 1920er Jahre erlebte dieser, getrieben vom ›Warenhunger‹ der Inflationszeit, eine ›Kleinautowelle‹ mit 53 neuen Modellen.⁸⁴ In dieser Phase begann BMW seine Konstruktionen im Kleinwagenbereich. In der zweiten Hälfte des Jahrzehnts veränderte sich der deutsche Markt stark. Die Hersteller produzierten überwiegend teure und luxuriöse Wagen in sehr kleinen Serien, um eine betuchte Kundschaft zu bedienen, für die ein Fahrzeug in erster Linie ein Repräsentationsgegenstand war.⁸⁵ Bei BMW setzte sich in dieser Zeit vor allem Castiglioni für eine Fertigungsaufnahme mittlerer und großer Wagen ein.⁸⁶ Der von Dürrwächter geschilderte – vorgeblich Poppsche – Sinneswandel vom Klein- zum Großwagen entsprach demnach der allgemeinen Marktentwicklung. Die von Castiglioni und Popp während ihrer USA-Studienreise gewonnenen Eindrücke dürften den Strategiewandel wenn nicht herbeigeführt, so doch gestützt haben. Sie hatten neben dem Flugmotorenbau auch Möglichkeiten der Automobilfertigung und Volksmotorisierung studiert und dabei deutlich gesehen, auf welchen Prämissen die Massenfertigung von Autos in den USA beruhte.

1947 schilderte Popp rückblickend seine Eindrücke folgendermaßen: »Ich hatte auch nicht versäumt, als ich im Jahre 1928 den Automobilbau aufnahm, eine Studienreise nach USA zu machen, dessen atemberaubende Motorisierung mich in meinen Plänen nachdrücklich bestärkte. [...] Ich war jedoch gerade durch diese Reise zur Ueberzeugung gekommen, daß Europa und besonders Deutschland auf unabsehbare Zeit hinaus nicht in der Lage sein würde, auch nur annähernd eine Motorisierung wie in USA durchzuführen. Die großen amerikanischen Automobilfabriken erlebten auch später schwere Enttäuschungen und große Verluste, als sie glaubten, in Europa die gleichen Erfolge erzielen zu können. Ich lehnte daher alle diese Pläne ab und vermied dadurch jeden Mißerfolg bei BMW, als die Weltwirtschafts-

84 Fritz Blaich, Die »Fehlrationalisierung« in der deutschen Automobilindustrie 1924 bis 1929, in: Tradition 1973, S. 18–33, hier S. 30.

85 Ebd., S. 22–26.

86 BAArchB, R8119F, P 3080, Bl. 323, Popp an Stauf, 13.07.1929.

krise sich immer mehr verstärkte.«⁸⁷ Popp hielt die Unterschiede zwischen Europa und den USA für derart fundamental, dass die Motorisierung in Deutschland seines Erachtens andere Wege gehen musste. In der Tat verfocht er noch Mitte der dreißiger Jahre während der Diskussion um den Bau eines Volkswagenwerks seine 1931 publizierte These man solle den Omnibus als Volkswagen propagieren.⁸⁸ Da die Einkommensverhältnisse der breiten Massen »niemals« die Haltung eines eigenen Wagens erlaubten, sei es nur so möglich, ihnen »die großen sozialen Vorteile der Motorisierung« zur Verfügung zu stellen.⁸⁹

Der in Österreich bereits länger im Automobilgeschäft aktive Castiglioni gehörte neben Jacob Schapiro zu den treibenden Kräften bei der Bildung eines großen deutschen Auto-Trusts.⁹⁰ Im Rahmen dieses Vorhabens kursierten unter anderem Pläne, BMW mit amerikanischen Firmen, aber auch mit Daimler, Adler oder NSU zu verbinden.⁹¹ Ein deutscher Automobiltrust war jedoch spätestens im Mai 1929 mit dem Verkauf von Opel, des modernsten deutschen Autowerks, an General Motors unrealistisch geworden.

Über seine Beweggründe, den Autobau bei BMW aufzunehmen, schrieb Castiglioni im November 1929 an Stauß, er sei der Ansicht gewesen, »dass man auch ein kleines Automobil erzeugen muss, damit man nicht einerseits auf die schwindende Motorradkundschaft, andererseits auf die Laune der Behörden bezüglich Flugmotorenbestellungen angewiesen ist, sondern dass man ein festes Dreieck schaffen muss, in welchem sich auch ein grosser Artikel befindet, dessen Verkauf nur von der Tüchtigkeit und Konkurrenzfähigkeit der betreffenden Fabrik auf dem Markte abhängt.«⁹² Auch die Presse

87 BMW UA 434, Franz Josef Popp, Zur Geschichte der Bayerischen Motoren Werke, Schrobenhausen, o. J. [1947], o. Paginierung, Kap. III »BMW als Fahrzeugfabrik vor 1933«, im Folgenden zitiert als »Zur Geschichte«. Das Dokument fällt quellenkritisch in die Gattung einer Rechtfertigungsschrift. Popp, gegen den in seinem Spruchkammerverfahren der Vorwurf der Leitung eines Rüstungstriebwerks erhoben wurde, versuchte seine friedlichen Absichten vor und während der NS-Zeit unter Aufbietung allerhand sophistischer Kunstgriffe glaubhaft zu machen, welche sich allerdings anhand der zeitgenössischen Quellen leicht widerlegen lassen. Dazu gehörte unter anderem, sich als maßgeblichen Initiator für die Aufnahme des »Friedensprodukts« Automobil in das BMW-Fertigungsprogramm darzustellen.

88 Franz Josef Popp, Das Automobil als volkswirtschaftliche Frage, in: Allgemeine Automobil Zeitung, 30.05.1931, S.12f.

89 BMW UA 434, Zur Geschichte, Kap. III »BMW als Fahrzeugfabrik vor 1933«.

90 Feldman, Die Deutsche Bank (wie Anm. 6), S. 8; zu Schapiro Helmut Reimann, Schapiros Glück und Niedergang, in: Motor und Sport 49, 1928, S. 11–15.

91 BAArch, R8119F, P 3080, Bl. 323, Popp an Stauß, 15.11.1929.

92 BAArch, R8119F, P 3130, Bl. 306, Castiglioni an Stauß, 02.11.1929.

sah in Castiglioni den Initiator des BMW-Autobaus. So berichtete der Berliner Börsen-Courier, Castiglioni sei von jeher die »Triebfeder« der Angliederung einer Automobilfabrikation an BMW gewesen und habe diese Entscheidung gegen erhebliche Widerstände in Vorstand und Aufsichtsrat durchgesetzt.⁹³ Auch in einer Wertung des Wochenblatts »Montag Morgen« wurde Castiglioni die Initiative zur Übernahme des Geschäftsfelds Automobile zugeschrieben.⁹⁴

Popps Äußerungen zum Automobilbau hingegen sind voller Brüche und Widersprüche. Nicht erst 1931, sondern bereits 1924 hatte er sich in einem Artikel skeptisch zu den Erfolgsaussichten des Autogeschäfts zu Wort gemeldet. Eine »Massenautomobilisierung« im amerikanischen Sinne sei nicht möglich, und die breiten Schichten würden – so der Autor etwas kryptisch – auf die »Seligkeit ästhetischer Daseinsfreuden« beschränkt bleiben.⁹⁵ Ein halbes Jahr nach dem Kauf der Dixi-Werke hielt Emil Georg von Stauß dem BMW-Generaldirektor vor, dass er zwar die bevorstehende Übernahme – »wenn auch eine Nummer milder als Herr Castiglioni« – mit den »größten Zukunftshoffnungen« verbunden, jedoch im Gegensatz dazu schon Mitte 1929 die Autosparte als ein Geschäft bezeichnet habe, das man »eben hätte machen müssen«, um »größeres Unheil« zu verhüten.⁹⁶ Entsprechend versah der Stauß-Mitarbeiter Lewinski einen Passus in einer Denkschrift Popp zur Zukunft der Bayerischen Motoren Werke, in dem dieser behauptete, er habe »seit jeher« den Standpunkt vertreten, dass ein dritter Fabrikationsartikel in Form eines Kleinwagens in die BMW-Produktpalette aufgenommen werden müsse, am Rand mit drei Fragezeichen. Weiter schrieb Popp, das Autoprojekt sei von Castiglioni, der aus persönlichen Gründen eine Fabrikation mittlerer und großer Wagen angestrebt habe, in »falsche Bahnen gedrängt« worden. Er habe die Pläne des Wiener Finanzmanns, die Bayerischen Motoren Werke mit anderen Automobilfirmen »zu verquicken«, bekämpft, aber den Kauf der Dixi-Werke mit der Perspektive einer späteren Verlegung des Automobilbaus nach München vom industriellen Standpunkt her befürwortet. Letztlich habe er aber den »Bissen« für zu groß gehalten.⁹⁷ Dass Popp sich nicht konsequent für den Automobilbau eingesetzt hat, belegt auch seine Reaktion

93 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 37, Berliner Börsen Courier, 05.06.1929.

94 BArchB, R8119F, P 3130, Bl. 311, Artikel »Castiglionis zweiter Niederbruch«, Montag Morgen, 04.11.1929.

95 Franz Josef Popp, Die Automobilisierung Deutschlands, in: Motor 12, 1924, S. 192.

96 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 116, Stauß an Popp, 13.07.1929.

97 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 323, Popp an Stauß, 15.11.1929.

auf einen 1930 erschienenen Zeitungsartikel: »Man scheint ausserdem zu glauben, dass ich der spiritus rector beim Kauf von Eisenach gewesen bin.«⁹⁸

Wie wenig BMW-Vorstand und -Aufsichtsrat an die wirtschaftliche Zukunft des Automobilbaus glaubten, zeigt auch die Tatsache, dass die Eisenacher Fabrik nicht nur Austin, sondern auch weiteren Interessenten, darunter General Motors, mehrfach zum Kauf angeboten wurde.⁹⁹ An der Börse wurde gerüchteweise auch Ford als Interessent gehandelt.¹⁰⁰ Je länger die Wirtschaftskrise andauerte und sich kein Käufer für das Thüringer Autowerk fand, desto drastischer forderte Popp Maßnahmen. Schließlich hielt er im Juni 1931 die Stilllegung der Serienproduktion zum Jahresende für eine »zwingende Notwendigkeit«: »Wir sind der Meinung, dass wir den kleineren Teil des Uebels erwählen, wenn wir uns aus dem Automobilabenteurer schleunigst zurückziehen.«¹⁰¹

Wenn Popp in seinen Rechtfertigungsschriften nach dem Zweiten Weltkrieg auch glauben machen wollte, die Aufnahme des Automobilbaus sei vor allem seiner Initiative entsprungen, so sprechen die Dokumente der Jahre 1929 bis 1931 doch eine andere Sprache. Seine Bemerkungen über das »Automobilabenteurer« machen deutlich, dass er die Autofertigung weniger als Chance denn als Risiko eingeschätzt hatte. Nach der jahrelang hin- und herwogenden Diskussion über die BMW-Automobilstrategie setzte Castiglioni, gewiss auch aus persönlichem Gewinnstreben, den Kauf von Eisenach gegen die Widerstände im Unternehmen durch. Seinem »unruhigen Geist« verdankt der BMW-Konzern den Einstieg in seine seit einem halben Jahrhundert dominierende Geschäftsgrundlage – den Bau von Autos.¹⁰²

Zwischen internationalem Markt und nationalen Interessen

»Was geschah bei Castiglionis endgültigem Rückzug aus BMW und Bayern?«¹⁰³ Diese vor 25 Jahren formulierte Frage des Wirtschaftshistorikers Wolfgang Zorn lässt sich auf der Basis der ausgewerteten Quellen inzwischen

98 BArchB, R8119F, P 3069, Bl. 75, Popp an Stauß, 19.02.1930.

99 BArchB, R8119F, P 3130, Bl. 232, Stauß an Erdmann, 17.09.1929; Berechnungen zum möglichen Erlös für das Eisenacher Werk P 3071, Bl. 33 f., Neubroch an Stauß, 25.03.1931.

100 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 300, Letzte Börseninformation, 29.10.1929.

101 BArchB, R8119F, P 3124, Bl. 75 f., Popp an Stauß, 13.06.1931.

102 Insofern geht die Interpretation von Oelze (wie Anm. 14), S. 624, völlig fehl, wenn er in Popp den Weichensteller für die heute klassischen Geschäftsfelder der BMW Group sieht.

103 Zorn, Unternehmer und Unternehmensverflechtung (wie Anm. 6), S. 184.

recht genau klären. Aufgrund der wachsenden Bedeutung der BMW AG als Flugmotorenproduzent seit Mitte der 1920er Jahre – man kann fast von einer Monopolstellung in Deutschland sprechen – manifestierten sich staatliche Interessen, die sowohl im Bereich der militärischen wie der zivilen Luftfahrt lagen. Dabei war es nicht ohne Belang, dass Reichsaufträge für BMW aus Steuermitteln bezahlt wurden. Den maßgebenden Kreisen im Reichsverkehrsministerium war es vor allem ein Dorn im Auge, dass der bayerische Motorenhersteller im alleinigen Besitz des Ausländers Castiglioni war. In Reichstagsdebatten wurde wegen dieser Konstellation immer wieder Kritik am Verkehrsressort geübt. Vor diesem Hintergrund vollzog sich während der Jahre 1926 und 1929 eine Neuordnung der Besitzverhältnisse der BMW AG.

Castiglionis Wirtschaftsimperium hatte bereits Anfang 1924 einen nahezu vernichtenden Schlag erlitten. Er hatte sich bei Währungsgeschäften gewaltig verspekuliert und verlor fast sein gesamtes Vermögen von ungefähr 20 Millionen Gold-Schilling.¹⁰⁴ In schwierigen Verhandlungen wurde im November 1924 erreicht, dass der Wiener Finanzmann weiterhin alleiniger BMW-Eigentümer bleiben konnte.¹⁰⁵ Popp hatte Castiglioni nach eigener Darstellung bewogen, allen anderen Besitz eher zu liquidieren als die Bayerischen Motoren Werke.¹⁰⁶

Seinen entscheidenden Einfluss als Alleinaktionär der BMW AG verlor Castiglioni schließlich beim Börsengang des Münchener Unternehmens Mitte 1926. Die Hintergründe hierzu schildert Waldemar von Buttlar, Leiter der Berliner BMW-Niederlassung, in einer ausführlichen, 1933 verfassten Retrospektive.¹⁰⁷ Demnach eröffnete ihm Popp im September 1925, er habe sich gezwungen gesehen, Schutzmaßnahmen für BMW zu ergreifen, weil der Alleinaktionär Castiglioni in der Öffentlichkeit in steigendem Maße

104 Castronovo, Castiglioni (wie Anm. 6), S. 136.

105 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 284, Hergt an Stauß, 25.10.1929.

106 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 51, Geschichte dreier Fabriken, S. 47.

107 Das Folgende nach BArchB, R8119F, P 3073, Bl. 213, Bericht Buttlar. Quellenkritisch gesehen, dürfte die Darstellung Buttlars die Funktion eines ›Persilscheins‹ gegenüber den neuen Machthabern für den mit Castiglioni »befreundeten« Popp erfüllt haben, der seine Distanzierung von dem »jüdischen Spekulanten« seit 1926 darlegen sollte. So dürfte die aktive Rolle Pops als alleiniger Initiator der Vorgänge etwas überbetont sein. Krass erscheint insbesondere der innerhalb weniger Monate vollzogene Sinneswandel im Vergleich zu Ende 1924, als Popp sich vehement für den Verbleib Castiglionis als Alleinaktionär eingesetzt haben will. Das Dokument ist dennoch von Bedeutung, da es die Hintergründe der Ereignisse von 1926 beleuchtet, zu denen ansonsten keine Aktenüberlieferung bekannt ist.

wegen seiner Geschäftsmethoden und als Ausländer angegriffen wurde. Seine »gefährliche Eigenart« hätte sich bestimmt bald zum Nachteil des Unternehmens ausgewirkt, und auf die Dauer »wurde es aus nationalen Gründen immer unerträglicher, dass Castiglioni als Ausländer der 100%ige Aktionär der einzigen deutschen Serienfabrik für Flugmotoren war.« Um darüber hinaus der Gefahr zu begegnen, dass die Behörden eines Tages eine andere deutsche Fabrik mit der Flugmotorenproduktion beauftragen könnten, sei es deshalb notwendig, eine finanzielle Beteiligung deutscher Kreise zu finden. Den Anstoß, Castiglionis Position als Alleinaktionär anzugreifen, sollte das Reichsverkehrsministerium geben.¹⁰⁸

Buttlar kontaktierte daher den leitenden Ministerialbeamten der Luftfahrt-Abteilung im Verkehrsministerium, Ernst Brandenburg. Kein Großindustrieller zeigte sich jedoch bereit, viele Millionen Mark in ein Unternehmen der mit vielerlei Unwägbarkeiten behafteten Flugmotorenindustrie zu investieren. Es blieb daher nur die Alternative, dass eine Großbank die Aktien an der Börse einführte. Brandenburg sollte deshalb Emil Georg von Stauß von der Deutschen Bank den Plan eröffnen, da dieser als Aufsichtsratsvorsitzender des deutschen Aero Lloyd, der Daimler-Benz AG sowie designierter Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Luft Hansa stark in der Luftfahrtbranche engagiert war. Mit Hilfe des Bankiers sollte eine Fusion von Daimler-Benz und BMW vollzogen werden.¹⁰⁹

Der hiervon überraschte und darüber verärgerte Castiglioni erklärte sich schließlich Ende März 1926 zu einem Treffen mit Stauß bereit. Popp hatte ihm zuvor erklärt, dass eine Verweigerung gegenüber den Plänen der Deutschen Bank zur Vergabe anstehender Luft Hansa-Aufträge an Daimler-Benz und damit zu Wertverlusten von Castiglionis BMW-Paket führen könne. Die Zusammenkunft zwischen Stauß und Castiglioni ergab folgende Vereinbarungen: Von den fünf Millionen RM Aktienkapital der BMW AG sollte Castiglioni zwei Millionen behalten, zwei weitere Millionen sollten von der Deutschen Bank an der Börse eingeführt werden, und BMW selbst

108 Ebd., S. 8–11, Zitat: S. 11.

109 Ebd., S. 11 f. Hier irrt Buttlar bezüglich des Zeitablaufs, denn die Fusion der zuvor in einer Interessengemeinschaft agierenden Unternehmen Daimler und Benz zur Daimler-Benz AG erfolgte erst durch die Genehmigung in den Generalversammlungen vom 28. und 29.06.1926. Archiv der Daimler-Chrysler AG, Kassel, Protokolle I/1, Notariatsprotokoll über die 47. (ordentliche) Generalversammlung der Aktionäre der Daimler Motoren Gesellschaft, 29.06.1926; Fritz Seidenzahl, 100 Jahre Deutsche Bank, Frankfurt a. M. 1970, S. 282 f.

sollte eine Million erwerben, um sie gegen 1,75 Millionen RM in Daimler-Aktien zu tauschen. Dem gemäß wäre Castiglioni nicht mehr Mehrheitsaktionär gewesen. Allerdings hatte dieser eine komplette Fusion von BMW mit Daimler und Benz bereits im Vorfeld verhindert. Schließlich sprangen die Stuttgarter auch beim Aktientausch ab, weshalb der Wiener Finanzier mit drei Millionen RM wieder über eine Majorität verfügte.¹¹⁰ Offensichtlich war es Castiglioni gelungen, den Aktientausch dadurch zu torpedieren, dass er die Verhandlungsposition der BMW AG auf eine für Daimler unannehmbare Bedingung einschwor: der Aktientausch sollte erst statt finden, wenn die Stuttgarter sich bereit erklärten, den Flugmotorenbau einzustellen.¹¹¹ In dieser Situation wandte sich Brandenburg am 27. Mai 1926 auf Veranlassung Buttlars an Popp und teilte ihm mit, dass er BMW keine weiteren Aufträge erteilen könne, solange die Mehrheit des Aktienkapitals nicht in deutschen Händen sei. Erst darauf hin stellte Castiglioni der Deutschen Bank eine weitere Million Aktienkapital für die Börseneinführung zur Verfügung. Die Papiere wurden schließlich im Juni 1926 in Berlin und München an die Börse gebracht.¹¹²

Obwohl Castiglioni nun nicht mehr Alleinaktionär war, ließ der Druck, der auf seine endgültige Ausschaltung bei BMW zielte, nicht nach. So meldete sich Anfang 1928 der der Deutschnationalen Volkspartei angehörige Reichsverkehrsminister Wilhelm Koch bei seinem Parteifreund Stauß. Der Anlaß waren Angriffe gegen sein Ressort im Reichstag wegen der Beteiligung des italienischen Finanzmanns Castiglioni an der für die deutsche Luftfahrt bedeutungsvollen BMW AG.¹¹³ Der Merseburger SPD-Abgeordnete Richard Krüger hatte in der Sitzung vom 9. März 1928 die Größenordnung der Beteiligung Castiglionis an BMW dargelegt und den Verdacht geäußert, das Reich zahle dem Unternehmen über sehr hohe Preise verdeckte Subventionen und ermögliche so die hohen 12- bis 14-prozentigen Dividenden.¹¹⁴ Koch sah die Aussichten von BMW als »nicht besonders günstig« an, falls es nicht gelänge, den Einfluss Castiglionis entweder vollkommen zu beseitigen oder doch auf ein Mindestmaß einzudämmen.¹¹⁵

110 BArchB, R8119F, P 3073, Bl. 213, Bericht Buttlar, S. 12f.

111 Archiv der Daimler-Chrysler AG, Kissel, Protokolle I/2, Protokoll der Gesamt-Vorstandssitzung der Daimler Benz A.G., 02.08.1926, S. 8.

112 BArchB, R8119F, P 3073, Bl. 213, Bericht Buttlar, S. 13f.

113 BArchB, R8119F, P 3130, Bl. 42, Koch an Stauß, 17.03.1928.

114 Verhandlungen des Reichstags, 3. Wahlperiode 1924, Bd. 395, Berlin 1928, S. 13333.

115 BArchB, R8119F, P 3130, Bl. 42, Koch an Stauß, 17.03.1928.

Günstige Gelegenheiten hierzu boten die fortwährenden Finanzkrisen Castiglionis. Schon aus dem Kauf der Fahrzeugfabrik Eisenach im November 1928 versuchte Castiglioni Bargeld zu erlangen. Der ursprünglich vereinbarte Kaufpreis von zwei Millionen RM bar wurde daher auf sein Betreiben in 0,8 Millionen BMW-Aktien umgewandelt, für die die Gothaer Waggonbau AG eine ausbedungene Kursgarantie von 250 Prozent erhielt. Im Gegenzug strich der Großaktionär zwei Millionen RM ein.¹¹⁶ Im Frühjahr 1929 war der in großen finanziellen Schwierigkeiten befindliche Castiglioni gezwungen, seinen wertvollsten Besitz, das BMW-Aktienpaket, bei einem Kurswert von 250 Prozent für den wesentlich niedrigeren Kurs von 180 Prozent an die Deutsche Bank zu verpfänden. Noch im Lauf des Frühjahrs 1929 erlitten die BMW-Papiere bedeutende Kursverluste. Ein wichtiger Grund hierfür war die Übernahme von Opel durch General Motors im Mai 1929, worin die Finanzmärkte eine erhebliche Konkurrenz für BMW im Kleinwagensektor erblickten. Daneben wirkte sich die Streichung öffentlicher Mittel für den Ankauf von Flugmotoren negativ aus. Schließlich befürchteten die Börsianer, dass es nach den hohen – von Castiglioni geforderten – Dividenden der Jahre 1926 (12 Prozent), 1927 (14 Prozent) und 1928 (14 Prozent),¹¹⁷ die den Aktienkurs in enorme Höhen getrieben hatten, für 1929 zu einem gänzlichen Dividendenausfall kommen könnte. Bei einem Aktienkurs von 134 Prozent verlangte die Deutsche Bank »Nachschuß«, wofür Castiglioni 1,8 Millionen Mark aufwenden musste.¹¹⁸ Doch auch weitere Stützungskäufe konnten nicht verhindern, dass die BMW-Anteile im Herbst 1929 im Gefolge der beginnenden Wirtschaftskrise unter pari fielen. Bereits im Juli 1929 hielt Max von Wassermann die Position Castiglionis für »unrettbar verloren« und war überzeugt, dass seine Aktien über kurz oder lang zum Verkauf kommen würden.¹¹⁹

Auch wegen der Provisionen aus den Geschäften mit der UdSSR kam Castiglioni unter Druck. Im April 1929 wurden zwei Verträge zwischen BMW und der Bank voor Handel en Crediet vom 16. April und 2. November 1928 aufgehoben, die das Auslandsgeschäft bzw. Provisionen aus

116 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 37, Berliner Börsen-Courier, 05.06.1929, Bl. 220, Wirtschaftlicher Ratgeber, 28.09.1929.

117 BArchB, R8119F, P 3131, Bl. 3, Exzerpt aus einem Börsenprospekt, 16.08.1934.

118 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 6, Münchner Telegramm-Zeitung, 03.06.1929.

119 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 92, Stauß an Fehr, 04.07.1929.

Dixi-Transaktionen betrafen.¹²⁰ Im Juni übernahm Raimund Hergt, Filialdirektor der Deutschen Bank- und Diskontogesellschaft in München, anstelle Castiglionis die Position des stellvertretenden Aufsichtsratsvorsitzenden.¹²¹ Ein Vertrag zwischen Castiglioni und dem Bankenkonsortium legte Ende Mai 1929 Rückzahlungen von einer Million Mark an BMW aus größtenteils von Castiglioni vereinnahmten Auslandsprovisionen fest. Infolge seiner mangelnden Liquidität versuchte der Finanzier wenige Monate später, diese Übereinkunft anzufechten.¹²² Mitte Oktober spitzte sich die Angelegenheit zu. Am 17. des Monats fanden die entscheidenden Verhandlungen in München statt.¹²³ Die Castiglioni-Unterhändler scheiterten indes mit ihrem Versuch, den bestehenden Vertrag zu revidieren.

Castiglioni akzeptierte schließlich vorbehaltlos seine Verpflichtungen aus den Provisionszahlungen, ohne deren Anerkennung weitere Verhandlungen ausgeschlossen gewesen wären.¹²⁴ So kam es am 21. und 22. Oktober in Berlin zu Übereinkünften über Castiglionis Schulden an das Bankenkonsortium einerseits und an BMW andererseits. Hierzu lagen am 26. Oktober 1929 die Unterschriften aus Wien vor.¹²⁵ Am 29. Oktober erging die telegrafische Mitteilung an die Mitglieder des Aufsichtsrats, dass Castiglioni wie auch seine Vertrauensmänner Eduard Nelken und Berthold Schweiger aus dem Kontrollgremium der BMW AG ausgeschieden waren.¹²⁶ Für BMW hatte die Ära Castiglioni im Herbst 1929 ihr Ende gefunden. Popp wertete die Ereignisse des Jahres 1929 als »Befreiungskampf«. Castiglioni, den man noch wenige Jahre zuvor den österreichischen Stinnes genannt hatte, galt in Wien als »völlig erledigt«.¹²⁸

Der Epilog zu den Ereignissen wirft ein bezeichnendes Licht auf das Verhältnis von Wirtschaft und Nationalstaat: Die Deutsche Bank empfand den riesigen Bestand an BMW-Aktien, über den sie jetzt schlagartig verfügte, als

120 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 46, BMW an Bank voor Handel en Crediet, 07.06.1929, Bl. 47, dto.

121 BArchB, R8119F, P 3130, Bl. 174, Hergt an Austin, 19.06.1929.

122 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 231, Bericht Hergt, 12.10.1929.

123 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 241, Hergt an Stauß, 17.10.1929; Bl. 242, Bericht Weydenhammer/Hergt/Popp über die Verhandlungen, 17.10.1929; Bl. 242, Stenographischer Bericht, 17.10.1929.

124 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 262, Hergt an Stauß, 19.10.1929; Bl. 263, Telegramm Hergt an Stauß, 19.10.1929.

125 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 287, Aktennotiz für Stauß, 26.10.1929.

126 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 294–299, sämtlich 29.10.1929.

127 BArchB, R8119F, P 3130, Bl. 395, Popp an Stauß, 24.12.1929.

128 BArchB, R8119F, P 3130, Bl. 371, Lewinski an Stauß, 25.11.1929.

Belastung. In der Folge mühte sie sich, einen Großinvestor für eine Beteiligung an BMW zu finden. Bei dessen Auswahl traten die nationalstaatlichen Befindlichkeiten, die gegen Castiglioni seit 1926 ins Feld geführt worden waren, in den Hintergrund. Verhandlungen wurden fast ausschließlich auf internationaler Ebene geführt. Als Interessent trat der BMW-Lizenzgeber Pratt & Whitney auf, der Anfang 1929 in die United Aircraft Corporation, einen Luftfahrt-Trust unter Führung der National City Bank, einbezogen worden war. Die Leitung des Konglomerats teilten sich Frederick B. Rentschler als Präsident und der von Pratt & Whitney kommende George Mead. Popp und Weydenhammer boten Mead im Juni 1929 das Castiglioni-Aktienpaket zum Kauf an und versuchten es den Amerikanern mit dem Hinweis auf die Chancen, die sich General Motors mit der Übernahme von Opel eröffneten, schmackhaft zu machen.¹²⁹ Flankierend sollte Weydenhammer »den amerikanischen Freund« informieren, dass auch andere an dem Paket interessiert seien.¹³⁰ Während der Verhandlungen erwies sich die fortdauernde BMW-Beteiligung Castiglionis als Hindernis, da die amerikanischen Kaufinteressenten mit ihm »nichts zu tun haben« wollten.¹³¹

Mead erstellte für die United Aircraft Corporation einen technischen Bericht, der außerordentliches Interesse hervorrief. Vertreter der National City Bank sollten Anfang September zur Fortsetzung der Verhandlungen über den Kauf von BMW-Aktien im Wert von sechs Millionen RM seitens der »Gruppe Mead« in Deutschland eintreffen.¹³² Nach den Kursstürzen an den Weltbörsen im Herbst 1929 wurden die Verhandlungen jedoch abgebrochen. Anfang 1930 teilte Rentschler der Deutschen Bank mit, dass seinem Unternehmen angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse auch in der US-Flugzeugindustrie eine größere Interessennahme an BMW unmöglich sei.¹³³ Zwar bekundete in der Folgezeit die Pratt & Whitney-Holdinggesellschaft United Aircraft & Transport Corporation wiederholt Interesse am Erwerb einer Majorität an der BMW AG bei »Eintritt normaler Verhältnisse«.¹³⁴ Die Verhandlungen wurden jedoch nicht mehr aufgenommen.

129 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 61, Weydenhammer an Stauß, 12.06.1929.

130 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 119, Fehr an Stauß, 15.07.1929.

131 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 278, Bericht Stauß: Bayerische Motoren Werke – Castiglioni, 24.10.1929.

132 BArchB, R8119F, P 3130, Bl. 206, Stauß an Abshagen, 23.08.1929.

133 BArchB, R8119F, P 3069, Bl. 2, Rentschler an Stauß (Übersetzung), 03.01.1930; Bl. 25, National City Company an Popp, 11.01.1930.

134 BArchB, R8119F, P 3070, Bl. 4, Hergt an Stauß, 04.07.1930; P 3071, Bl. 32, Aktenvermerk Hergt für Stauß, 12.03.1931.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch der Briefwechsel zwischen Brandenburg und Stauß, der anlässlich der geplanten Aktienübernahme durch die Amerikaner geführt wurde: »Meine Genugtuung darüber«, schrieb Brandenburg, »daß es endlich gelungen ist, dieses für die Luftfahrt so wertvolle Unternehmen ganz in deutsche Hände zu bringen, wird nun in der letzten Zeit durch Gerüchte getrübt, die andeuten, daß ein namhafter Teil der Aktien der Bayerischen Motorenwerke in das Eigentum der Pratt & Whitney Co. übergehen soll. [...] Sie wissen, sehr verehrter Herr v. Stauß, welche Schwierigkeiten dem Reichsverkehrsministerium dadurch entstanden sind, daß es einen großen Teil der für die Entwicklung der Flugmotoren in Angriff genommenen Pläne mit einem Werk durchführen mußte, das zum großen Teil in ausländischer Hand war. Sie werden es mir daher nicht verübeln, daß ich mich an Sie wende und Sie bitte, mir, wenn möglich, eine Auskunft, über diese Gerüchte zu geben.«¹³⁵

In seiner Erwiderung scheute sich Stauß nicht, in aller Deutlichkeit auf mangelnde Aufträge von staatlicher Seite hinzuweisen: »Dass die B.M.W. von Herrn Castiglioni befreit wurden, bedeutet sicher nach manchen Richtungen eine grosse Erleichterung. Weniger angenehm ist es natürlich, dass die Banken die grossen Aktienposten zunächst übernehmen mussten; denn selbstverständlich kann es nicht Aufgabe der Deutschen Bank sein, grosse Posten solcher Aktien als Daueranlage zu behalten. Die trostlose Lage des inländischen Kapitalmarkts lässt andererseits nicht erwarten, dass ein Verkauf der Aktien an andere Stellen so leicht gelingen kann, zumal durch die Beschneidung des Lufterats die Kapitalisten von den Unternehmungen der einschlägigen Industrie sehr abgeschreckt sind und jede neue unbequeme Nachricht diese Sachlage verschärft. Hoffentlich gelingt es, die Gesellschaft durch angemessene Inlandsaufträge wieder auf eine feste Basis zu stellen. Inzwischen muss es m. E. als ein Vorteil gewertet werden, dass eine potente ausländische Gesellschaft für das Unternehmen Interesse gezeigt hat, das leider im Inland an so wenigen Stellen zu finden ist.«¹³⁶ Offenbar hinterließ diese Klarstellung bei Brandenburg nachhaltige Wirkung. Als er zwei Jahre später hörte, Castiglioni wolle sich wieder an BMW beteiligen, drückte er zwar seine Missbilligung darüber aus, gab aber gleichsam prophylaktisch seiner Befürchtung Ausdruck, die Deutsche Bank könne bei Widerständen

135 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 328, Brandenburg an Stauß, 18.11.1929.

136 BArchB, R8119F, P 3080, Bl. 385, Stauß an Brandenburg, 07.12.1929.

der Regierung gegen einen erneuten Einstieg des Wieners antworten: »Dann kauft ihr es uns allein ab!«¹³⁷

Ging es bei der Übernahme der BMW-Aktien Castiglioni, für die sich die Deutsche Bank geradezu anbot, demnach um wirtschaftliche oder politische Interessen? Gewiss spielten beide Faktoren eine Rolle. Nicht in erster Linie seine Eigenschaft als Staatsangehöriger eines ehemaligen »Feindstaats«, sondern Castiglioni's Finanzpolitik, die die Möglichkeiten des Systems bis an die Grenzen ausschöpfte, avancierte vor dem Hintergrund der wirtschaftsstrategischen Bedeutung der BMW AG zum Politikum. Allerdings unterschieden sich das wirtschaftspolitische Verständnis des Reichsverkehrsministeriums und das der Deutschen Bank erheblich. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass das Berliner Bankhaus und sein Vertreter Stauß nicht gezögert hätten, das ehemalige Castiglioni-Paket umgehend an einen anderen ausländischen Investor weiter zu reichen, während Brandenburg dies monierte. Die komplizierten Zusammenhänge begünstigten reduzierte Sichtweisen. So erwartete Weydenhammer, dass die Presse Castiglioni »immer wieder« als »Schädling im deutschen Wirtschaftsleben« bekämpfen würde.¹³⁸

Ein interessantes, wenn auch nur bedingt mit BMW vergleichbares Unternehmen bildete die Opel AG. Trotz ihrer ständigen nationalistischen Bekundungen verkaufte die Opel-Familie¹³⁹ ihr Werk im Mai 1929 an General Motors. Was für Opel 1929 Realität wurde, stand für BMW im selben Jahr ebenfalls zur Debatte: die Eingliederung in einen US-Konzern. Letztlich verhinderte Castiglioni's Festhalten an seiner Beteiligung bis in die beginnende Wirtschaftskrise diese Option.

Die zu Beginn der 1930er Jahre veränderten Besitzverhältnisse der BMW AG blieben in den folgenden Jahren nicht ohne nachhaltige Auswirkungen auf den Flugmotorenbereich, aber auch auf den Automobilbau. Insbesondere legten die neuen Besitzverhältnisse des Jahres 1929 den Grundstein für die Einbindung des BMW-Konzerns in die Rüstungspolitik der NS-Diktatur. In der Konstellation mit der Deutschen Bank als Hauptaktionär konnte sich die Unternehmensleitung der späteren Vereinnahmung durch Politik und Militär nur noch partiell entziehen. Für die BMW AG waren die Weichen in Richtung Rüstungskonzern bereits in der Weimarer Zeit gestellt.

137 BAArchB, R8119F, P 3072, Bl. 157 f., Stauß an Frank/Wassermann, 22.12.1931.

138 BAArchB, R8119F, P 3080, Bl. 39, Weydenhammer an Stauß, 05.06.1929.

139 Feldman, Die Deutsche Bank (wie Anm. 6), S. 9.

Christiane Harzig
Migrationspolitik im
nordatlantischen Raum:
Ein zeitgeschichtlicher Vergleich
zwischen Kanada, Schweden
und den Niederlanden*

IM Kontext des nordatlantischen Wirtschafts- und Kultursystems (Europa, USA und Kanada) wurde das Wanderungsgeschehen nach dem Zweiten Weltkrieg durch eine Reihe von politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen beeinflusst, die sich in drei historische Phasen einteilen lassen. In den Jahren von Mitte 1944 bis Anfang der 1950er Jahre wurden Wanderungen vor allem durch Kriegsfolgen ausgelöst. Das betraf erstens die Flucht und Umsiedlung von circa zwölf Millionen »ethnischen« Deutschen in die durch die Alliierten besetzten Zonen und später nach »Westdeutschland«. Zweitens war ein ähnliches Flüchtlings- und Umsiedlungssystem im östlichen – griechisch-türkischen und israelisch-palästinensischen – Mittelmeerraum entstanden. Und drittens sollten Millionen von *displaced persons* neue Siedlungs- und Lebensperspektiven in den USA, Kanada, Australien, Brasilien und Argentinien finden. Die unter dem Eindruck der Grauen des Krieges und der direkten Nachkriegsmigration getroffenen politischen Entscheidungen – z. B. die Genfer Flüchtlingskonvention, das deutsche Asylgesetz (§ 16 des Grundgesetzes vor seiner Änderung), das kanadische Einwanderungsgesetz von 1952 – sollten die Migrationsbewegungen der folgenden Jahrzehnte entscheidend beeinflussen.

* Dieser Aufsatz fasst die Ergebnisse einer Studie zusammen, die demnächst unter der Titel: Einwanderungspolitik in den Niederlanden, Schweden und Kanada: Historische Erinnerung und Politische Kultur als Gestaltungsressourcen bei V&R uni-press erscheinen wird.

Der durch wirtschaftlichen Aufbau und Expansion ausgelöste Arbeitskräftebedarf der Industrienationen war der nächste Kontext, der Migrationsbewegungen induzierte. Hier entstanden spezifische Wanderungsbewegungen, die den nationalen Entwicklungen entsprachen: so hatte Schweden früher als andere europäische Länder einen erhöhten Bedarf an Arbeitskräften, war die Entwicklung in den Niederlanden zunächst durch Auswanderung, später durch koloniale und dann erst durch Gastarbeiterwanderung geprägt, und versuchte Kanada immer wieder die »richtige« Einwanderungsformel zu finden (z. B. Arbeitsmarkt multipliziert mit Sponsorenprogramm dividiert durch *absorptive capacity*). Nach einigen Jahren relativer »Ruhe«, in denen sich diverse Rückwanderungsprogramme als nicht praktikabel erwiesen hatten, wird seit Mitte der 1980er Jahre die dritte Phase des Wanderungsgeschehens vor allem durch Familienzusammenführung und Asylsuche geprägt. In den meisten Migrationskontexten ist allerdings zwischen traditionellen Migranten und Flüchtlingen/Asylsuchenden kaum mehr zu differenzieren.

Die westlichen Industrienationen reagierten in unterschiedlicher Weise auf die Mobilität der Nachkriegszeit. Eine zunächst offene Aufnahmepolitik, die sich in verschiedenen Formen von Hilfsprogrammen für Flüchtlinge, Rückholaktionen für Kolonialpersonal, Unterstützung bei Auswanderungswunsch, zurückhaltendes Beobachten von Einwanderung oder gezielter Anwerbung darstellte, wurde durch restriktive, selektierende und kontrollierende Einlasspolitik abgelöst. Mitte der 1970er Jahre wurde dann immer deutlicher erkennbar, dass sich die Wohnbevölkerungen innerhalb nationaler Grenzen stark verändert hatten, sie waren zum einen ethnisch und kulturell vielfältiger geworden, und zum anderen waren immer mehr Menschen von politischen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen, weil sie keine Staatsbürger und Staatsbürgerinnen des Landes waren, in dem sie lebten, arbeiteten und Steuern zahlten. Politiker (im weitesten Sinne) waren vor die Herausforderung gestellt, auf die immer deutlicher zu Tage tretenden Erscheinungsformen von Vielfalt, Differenz, Diskriminierung und Segregation zu reagieren.

Für den Vergleich wurden die Niederlande, Schweden und Kanada ausgesucht, weil sie gleichermaßen typisch wie spezifisch sind, sowohl in Bezug auf das Wanderungsgeschehen als auch in ihrer politischen Reaktion darauf. Auf den ersten Blick wird hier ein »klassisches« Einwanderungsland – Kanada – mit zwei »neuen« Einwanderungsländern – Schweden und die Niederlande – verglichen. Doch auf den zweiten Blick ergeben sich bereits aufschlussreiche Differenzierungen. Obwohl Kanada, ebenso wie die USA und Australien, in seiner nationalen Entwicklung von Einwanderung abhängig

war, bzw. die nationale Entwicklung durch Einwanderung erst ermöglicht und gestaltet wurde, hat doch Kanada durch das Wanderungsgeschehen der Nachkriegszeit weitaus grundlegendere Veränderungen erfahren als zum Beispiel die USA. Nach dem Zweiten Weltkrieg vollzogen sich in Kanada so weitreichende kulturelle und politische Veränderungsprozesse, dass nur die wirtschaftliche Kontinuität und politische Stabilität uns davon abhalten, von Revolution zu reden. In Kanada begann ein grundlegender Prozess, in dem die kanadische Nation quasi neu erfunden beziehungsweise die Nation inhaltlich neu gedacht wurde. Neben der fortwährenden Auseinandersetzung um die nationale Einheit spielt die Einwanderung und die Politik des Multikulturalismus, die 1971 verkündet wurde, eine bedeutende Rolle in diesem Neugestaltungsprozess.

Schweden und die Niederlande, obwohl eingebunden in die jeweiligen politisch verfassten Wirtschafts- und Kulturräume des Nordischen Arbeitsmarktes beziehungsweise der Europäischen Gemeinschaft, haben ihre jeweils spezifischen historischen Erfahrungen mit Wanderung, mit typischer, aber auch distinkter Zuwanderung in der Nachkriegszeit, vor allem aber haben sie eindeutige politische Konsequenzen aus der Einwanderung gezogen. Das schwedische Parlament verabschiedete 1975 Richtlinien zur Einwanderungs- und Minoritätenpolitik, die in ihrer Zielsetzung Gleichheit, Wahlfreiheit und Partnerschaft (*jämlikhet, walfrihet, samverkan*) festlegen und damit den politischen Rahmen für die Entwicklung einer multikulturellen Gesellschaft im Kontext des schwedischen Nationalstaates aufzeigen. In den Niederlanden waren die politisch Handelnden 1983 soweit, die politischen Konsequenzen aus einer real entstandenen Einwanderungssituation zu ziehen. Aufgrund eines Gutachtens des Wissenschaftsrates verabschiedete man sich von der Fiktion des zeitweiligen Aufenthalts von Ausländern und beschloss, eine Minderheitenpolitik mit folgenden Zielen umzusetzen: erstens, Aufbau der multikulturellen Gesellschaft und Emanzipation der ethnischen Gemeinschaften, zweitens Förderung der rechtlichen Gleichstellung und drittens aktive Politik zur Überwindung der wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheit.

Diese drei Länder beziehungsweise Gesellschaften zogen die Konsequenzen aus dem Migrationsgeschehen und haben sich in einem politisch bewussten Prozess als multikulturelle Gesellschaft quasi neu erschaffen und gestaltet. Das heißt, diese Gesellschaften haben ihr politisches und soziales System dahingehend verändert, dass sie Menschen aus anderen Kulturen, die, aus welchen Gründen auch immer, beschlossen haben, auf ihrem Terri-

torium zu leben, das Recht zugestanden, sich an der Gestaltung der Zukunft der Gesellschaft des Landes zu beteiligen. Damit wurden Veränderungsprozesse eingeleitet, die alle Beteiligten erfasst haben, Empfänger-gesellschaft wie Migranten, dominante Kultur wie Minderheitenkultur.

Eine historische und zeitgeschichtliche Analyse des Migrationsgeschehens der drei Länder macht deutlich, dass sie mehr gemeinsam haben als ursprünglich zu vermuten war. Denn ebenso wie die Niederlande und Schweden musste sich Kanada in den 1960er Jahren politisch auf die durch Migration veränderte Gesellschaft einstellen und ebenso wie Kanada hatten Schweden und die Niederlande eine kulturell weitaus vielfältigere Geschichte, als die am Paradigma der ethnischen Homogenität ausgerichteten traditionellen nationalen Erzählungen vermuten ließen.

Die USA, quasi das »klassischste« aller Einwanderungsländer, machte in Bezug auf die gesellschaftspolitischen Veränderungen keine vergleichbare Entwicklung mit und wurden darum nicht in die Analyse einbezogen. Zwar wurden auch in den USA die Einwanderungsbedingungen nach dem Krieg mehrfach den veränderten ökonomischen Bedingungen und Bedürfnissen angepasst und weiterhin sind die USA das Zentrum vieler Wanderungssysteme, doch stand hier das kulturell-politische System nie zur Disposition. Der US-amerikanische Diskurs über die Entwicklung von der *Anglo-Saxon Conformity* über den *Melting Pot*, *Cultural Pluralism* zum Multikulturalismus (und zurück zum *Melting Pot*?) war nicht so sehr durch Einwanderung induziert, sondern basiert auf der kritischen Reflexion der eigenen historischen Entwicklung.

In den Jahren 1960 bis 1990 fanden die entscheidenden migrationspolitischen Entwicklungen und Veränderungen statt. Doch es sind nicht nur die Veränderungen, die diesen Zeitraum interessant erscheinen lassen. Auch die zeitgeschichtliche Perspektive ist erhellend. Es gab einen Zeitraum in der historischen Entwicklung, und der ist noch gar nicht so lange her, da waren Fremdenfeindlichkeit, Abschottung, Selektion, Ausschluss und Intoleranz nicht dominante Bestandteile unserer politischen Kultur. Es ist sinnvoll wenn wir uns vergegenwärtigen, dass es eine Phase in unserer jüngsten Vergangenheit gab, in der gesellschaftliche Umgestaltungsprozesse oftmals von Toleranz und Aufgeschlossenheit gekennzeichnet waren, wo die Bereitschaft vorhanden war, mehr Demokratie und soziale und kulturelle Gerechtigkeit in politische Programme umzusetzen.

Die politischen Bedingungen in der Bundesrepublik haben es bisher erfolgreich verhindert, eine in diesem Lande gleichermaßen notwendige Verände-

nung nachzuvollziehen. Die Diskrepanz zwischen sozialer Realität (Einwanderung und alltäglich praktizierter Multikulturalismus), wissenschaftlicher Analyse und Erkenntnis (weitreichende Forschung über Zuwanderung), politischem Handeln auf lokaler Ebene (Ausländerbeauftragte, Lehrer, Sozialarbeiter) auf der einen Seite und dem politischen Unverstand der Bundesregierung in den Jahren 1980 bis 1998, der Unfähigkeit und der Weigerung, politische Konsequenzen zu ziehen auf der anderen Seite ist meines Erachtens einmalig in der Geschichte der Bundesrepublik. Selten hatte sich politisches (Nicht-)Handeln so sehr von der sozialen Realität entfernt. Hätten wir nicht genauso gute, wenn nicht dringendere Gründe als die Niederlande oder Schweden gehabt, einen gesellschaftspolitischen Wandel einzuleiten?

Dieser Tatbestand demonstriert überdeutlich, dass Politik wichtig ist. Hinter dem hier verwandten deutschen Begriff »Politik« steht das englische Konzept der *policy* – ein Wort, das nur mit der schwerfällige Formulierung »politikgestaltende Maßnahmen« umschrieben werden kann. *Policy* wird im Collins-Cobuild English Dictionary (1995) als »a set of ideas or plans that is used as a basis for making decisions, especially in politics, business, economics« definiert. Der kanadische Politikwissenschaftler Gerald Dirks kennzeichnet »immigration policy« als »directed at recruiting, selecting and resettling people«. ¹ Eine politische Entscheidung im Sinne der *policy* (*a set of ideas*) über die Zukunft der zugewanderten Bevölkerung (*resettling people*) gibt den Menschen, den Einwanderern und Einwanderinnen ebenso wie den Parteipolitikern, Juristinnen, Sozialarbeitern, kommunalen Beamtinnen, den Lehrern, der Polizei, aber auch den Nachbarn, Freunden, Verwandten, Vereinskameraden, die Chancen im Umgang miteinander Normalität zu entwickeln. Sie kann allen Beteiligten Sicherheit geben. Es ist durchaus denkbar, dass es im Alltag der deutsch-türkischen und der niederländisch-türkischen Familie kaum oder selten von Bedeutung ist, dass es in den Niederlanden eine Minoritätenpolitik gibt. Haben sie aber mit den städtischen Behörden zu tun, und hat diese Behörde sich einmal selbstkritisch auf rassistisches Handeln hin beobachtet (Den Haag, Anfang der 1990er Jahre), dann wird der Unterschied zu spüren sein. In einer Gesellschaft, deren politisches Credo die Konstruktion der multikulturellen Gesellschaft ist, lernt man, mit Differenz umzugehen und Menschen in ihrer kulturellen Differenz zu respektieren. In Kanada kann ein Sikh das Tragen eines Tur-

1 Gerald E. Dirks, *Controversy and Complexity. Canadian Immigration Policy during the 1980s*, Montreal 1995. S. vii.

bans mit seinem Dienst bei der Royal Canadian Mounted Police vereinbaren, und die Mounties konnten den Turban als Kopfbedeckung akzeptieren. In Berlin wird einem Schornsteinfeger von offizieller Seite bestätigt, dass er beim Betreten einer kurdischen Wohnung die religiösen Sitten der Bewohner nicht zu respektieren braucht. Er muss seine Schuhe nicht ausziehen. *Der Spiegel* kommentierte den »nationalen Mief« in der »Rechthabermetropole«.² Eine politische Entscheidung zu Gunsten der multikulturellen Gesellschaft hätte hier den Beteiligten durch Respekt gekennzeichnete Verhaltensformen abverlangen können.

Meinen Überlegungen liegen folgenden Annahmen zugrunde: Erstens, es wird von einem nationalstaatlichen Rahmen und einem Primat der Innenpolitik ausgegangen. Zweitens werden eine dominante Gesellschaft und eine dominante Kultur (Empfängergesellschaft) als heuristisches Modell angenommen, der diverse (territoriale) Minderheitengruppen und ethnische Kulturen (Einwanderer und Einwanderinnen) gegenüberstehen. Drittens sollten unterschiedliche Sichtweisen berücksichtigt werden. Damit meine ich zum einen die politikimmanente Sicht, die der Logik der Zahlen folgt, die daran interessiert ist, Zuwanderung »in den Griff« zu bekommen, Diesem Verständnis gilt es die Sichtweise der Migranten und Migrantinnen gegenüberzustellen.

Eine wichtige Grundannahme der Migrationsanalyse ist, dass es ein epistemologischer Gewinn ist, zu vergleichen. Während Historiker selten den grenzüberschreitenden Vergleich als Methode wählen – der Nationalstaat ist für viele weiterhin die »natürliche« Analyseeinheit –, neigen Soziologen und Politikwissenschaftler eher dazu, bei der Analyse von gesellschaftsübergreifenden Prozessen vergleichend zu arbeiten³. Für die Politische Kulturforschung ist der Vergleich die *conditio sine qua non* ebenso wie für die Migrationsforschung. Im Vergleich können die gesellschaftspolitischen Voraussetzungen für die Veränderungsprozesse deutlicher herausgearbeitet werden. Sie werden dadurch ihrer »Natürlichkeit« beraubt, ohne dass die Ebene der Empirie zu Gunsten einer abstrakten theoretischen Ebene aufgehoben werden muss.

2 *Der Spiegel*, 11/1997, S. 82.

3 Siehe dazu Jürgen Osterhammel, Sozialgeschichte im Zivilisationsvergleich. Zu künftigen Möglichkeiten komparativer Geschichtswissenschaft, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 22 (1996), S. 143–164; George M. Fredrickson, *Comparative History*, in: Michael Kamman (Ed.), *The Past Before US. Contemporary Historical Writing in the United States*, Ithaca 1982, S. 457–473.

Politische Kultur und migrationspolitische Entscheidungen

Um die Veränderungsprozesse in den drei Gesellschaften erklärend erfassen zu können, hat sich das analytische Konzept der (Politischen) Kultur als besonders erkenntniswirksam erwiesen. Kultur im weitesten Sinne kann als bedeutender Sinngebungsprozess in Zeiten globaler Unordnung wahrgenommen werden. Kultur kann aber auch als gesellschaftliche Ressource wirken. Und obwohl mit Kultur als analytischer Kategorie alle Bereiche des menschlichen Lebens erfasst werden können, soll ihr Erklärungswert bezogen auf die Migrationspolitik zum Tragen kommen: Da sich (Politische) Kultur immer auf kollektive Eigenschaften von Gruppen bezieht, eignet sich die Kategorie besonders für vergleichende Untersuchungen von Nationalstaaten. (Hier liegt auch die Entstehung der Politischen Kulturforschung begründet.) Die implizite und gängige Annahme, dass Staaten sich in kultureller Hinsicht unterscheiden, gilt es zu differenzieren und zu präzisieren. Zweitens bietet sich die Kategorie Kultur dazu an, die Formen und Erfahrungen in den Beziehungen zwischen »uns« und den »anderen/ Fremden« innerhalb dieser nationalen Kulturen zu erfassen. Und drittens sollen politische Entscheidungsprozesse und Gestaltungsformen durch eine kulturanalytische Brille betrachtet werden.

Politische Kultur wird also als Disposition zu Gunsten eines gewissen Handlungsspektrums definiert.⁴ Dabei geht es laut Rohe um die Muster, die Interaktion, um die Analyse der politischen Möglichkeiten, die zu einem gegebenen Zeitpunkt in einem Sozialverband steckten und genutzt werden.⁵ Um diese Muster, bzw. Prinzipien zu erforschen, unterscheidet Rohe zwei Ebenen: 1. die politische Sozialkultur, die Basis, die undiskutierten Selbstverständlichkeiten, der ruhende Pol; 2. die politische Deutungskultur, der »Überbau«, die kulturellen Diskussionen, die die Selbstverständlichkeiten in Frage stellen; der intellektuelle Diskurs, die »Diskurskultur« ist allerdings dabei nur ein Teil der Deutungskultur.⁶

4 David J Elkins/Richard E. B. Simeon, A Cause in Search of its Effect, or What Does Political Culture Explain?, in: Comparative Politics, 11 (1978/79), S. 127–145.

5 Siehe Karl Rohe, Politische Kultur und ihre Analyse. Probleme und Perspektiven der Politischen Kulturforschung, in: Historische Zeitschrift, 250 (1990), S. 321–346.

6 Siehe Karl Rohe, Politische Kultur und der kulturelle Aspekt von politischer Wirklichkeit. Konzeptionelle und typologische Überlegungen zu Gegenstand und Fragestellung Politischer Kulturforschung, in: Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 13 (1987), S. 39–48.

Wenn ich davon ausgehe, dass Politische Kultur ein Netz von historisch geronnenen Verhaltens- (Sozialkultur) und Deutungsmustern (Deutungskultur) darstellt, in dem Geschichte eine Erfahrungsressource für politisches Handeln ist, dann kommt der historischen Erzählung eines Landes eine große Bedeutung zu. Mit »historischer Erzählung« (*master narrative*) verweise ich auf die Summe von Überlieferungen, die zum Kanon des historischen Wissens in einer Gesellschaft gehören. Allem voran verweist es auf das, was in der Schule gelehrt wird oder in Überblickswerken dargestellt wird. Dieses Wissen ist natürlich oftmals *under construction*, wird von der Geschichtsforschung durch neue Erkenntnisse in Frage gestellt oder von der Politik in Curriculumsdiskussionen herausgefordert. Es geht auch nicht um einzig gültige Interpretationen, sondern um historische Entwicklungen und Ereignisse, die Symbolcharakter bekommen haben. Diese Erinnerungen sind ein wichtiger, oftmals unbewusster Bestandteil der Deutungskultur.

Bezogen auf die migrationspolitischen Fragen ist die historische »Verwaltung« von Differenz von besonderem Interesse. Welche Rolle haben »Fremde« in der historischen Erzählung gespielt, welche wurde ihnen zugestanden, wie wurden Interessenkonflikte oder Gegensätze ausgehandelt, welche Muster entstanden, um einen Konsens zu erzielen, und wie wurde mit der weiter bestehenden Differenz umgegangen.

Da Politische Kultur keine statische Größe ist, sondern als spannungsreiches Austauschverhältnis einem ständigen, wenn auch manchmal langsamen Wandel unterzogen ist, ist es von Interesse, wie mit Brüchen in der Entwicklung, mit politischen Ereignissen, aber auch mit politisch initiierten Veränderungen umgegangen wird. Dabei geht es u.a. um die von Rohe aufgezeigte kognitive Dimension von Politischer Kultur, also nicht unbedingt darum, wie ein Problem gelöst wird, sondern was als Problem erkannt wird, beziehungsweise wie es definiert wird, um es politisch lösen zu können.⁷ Können bestimmte Vorkommnisse (zum Beispiel der »Molukker Aufstand« in den Niederlanden) für die Entwicklung hin zu einer multikulturellen Gesellschaft genutzt werden? Werden Probleme nicht nur wahrgenommen, sondern so kontextualisiert, dass sie zu zukunftsweisenden, die Politische Kultur auch verändernden Entscheidungen führen?

Ein wichtiger Bereich, der mein Verständnis von Politischer Kultur kennzeichnet, gehört quasi zum Kernbereich der Forschung zur Politischen Kultur, das ist der input/output Aspekt, der *policy making prozess*. In diesem

7 Karl Rohe, Politische Kultur und ihre Analyse (wie Anm. 5).

Politikgestaltungsprozess wird an dem angeknüpft, was als Problem erkannt wurde und welche gestalterischen Momente mobilisiert werden, um zum einen das anstehende Problem zu lösen und zum anderen eine Form zu finden, die von der Gesellschaft akzeptiert wird. Denn nach Rohe sollte Politik auch eine »schöne« oder »sinnenfällige« Form haben, eine Form, die der Ästhetik der bestehenden politischen Kultur entspricht. Das gelingt am besten, wenn an traditionelle Elemente angeknüpft wird, wenn vertraute Strukturen weiterentwickelt werden. Die Administratoren in den Niederlanden, in Schweden und in Kanada mussten im migrationspolitischen Gestaltungsprozess Inhalte und Formen finden, die sich mit der politischen Kultur des Landes im Einklang befanden und die an die politischen Vorstellungen der Bürger und Bürgerinnen anknüpften. Dabei ist es von Bedeutung, dass in den Niederlanden eine Minoritätenpolitik entwickelt wurde, die auch indigene Gruppen berücksichtigte, in Schweden die Symbole der französischen Revolution bemüht wurden und in Kanada auf Druck der und in Zusammenarbeit mit den traditionellen Einwanderungsgruppen gehandelt wurde.

Eine weitere Komponente im Politikgestaltungsprozess ist die Betriebs- und Kommunikationskultur von Verwaltungen. Nachdem eine politische Linie vorgegeben wurde, sind die Verwaltungen an der Reihe. Sie werden dann zur entscheidenden Instanz für die Ausgestaltung der Details. Ob eine Verwaltung mit konservativen Beamten in Verharrungsposition besetzt ist, oder mit liberalem Elan versucht, Politik zu gestalten, hat entscheidende Auswirkungen auf den *policy output*.

Auch spielt es eine Rolle, in welchem Maße die Politik und Administration die wissenschaftlichen Ressourcen ihres Landes nutzt und Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen ihr *know how* einbringen können. Die politische Kultur der hier untersuchten Länder ermöglicht es, von dem vorhandenen Wissen guten Gebrauch zu machen. In den Niederlanden wurde auf den Rat des Wissenschaftsrates reagiert, in Schweden war ein ganzes Forschungsinstitut an der Politikgestaltung beteiligt und in Kanada wurden Wissenschaftler und Spezialisten in zahllosen Anhörungen befragt. Im Gegensatz dazu nutzt man in Deutschland das intellektuelle Potential wenig. Außerdem spielen natürlich auch die Form und das Ausmaß der Beteiligung von Betroffenen eine Rolle, – auch dies ist ein wichtiges Element von Politikgestaltung und Politischer Kultur.

Ein fünfter Analysekontext für die Politische Kultur ist die Differenzierung nach Ethnizität, Klasse und Geschlecht. Allerdings ist auffällig, dass die etablierte Politische Kulturforschung dies kaum reflektiert hat. In der

Regel wird von einem homogenen Kulturbereich ausgegangen, so dass die Frage nach unterschiedlichen Kulturen vielleicht bezogen auf unterschiedliches Wahlverhalten von Subkulturen diskutiert wird. Wie eine Gesellschaft, an der unterschiedliche (ethnische) Kulturen partizipieren, diese Problematik aufgreift, wurde theoretisch nicht berücksichtigt. Das gilt für die analytische Kategorie Klasse gleichermaßen. Die Kategorie »Geschlecht« bleibt ebenso außen vor, nicht nur wird sie theoretisch nicht aufgegriffen, ja sie wird nicht einmal erwähnt. Migration ist aber ein immanent geschlechtsdifferenzierender und geschlechtsspezifisch strukturierter Prozess. Die Literatur zu Geschlecht und Migration ist inzwischen vielfältig geworden, allerdings besteht hier die Gefahr, dass das große faktische und analytische Wissen, das sich Migrationsforscherinnen erarbeitet haben, vom *mainstream* kaum reflektiert wird.⁸ In den migrationspolitischen Entscheidungen herrschen weitgehend familienbezogene Paradigmen vor, kaum jedoch politikgestaltende Kriterien, die nach männlichen und weiblichen Handlungsformen differenzieren. Damit spiegelt die Politische Kultur leider die Sozial- und Deutungskultur der meisten westlichen Demokratien wider, dennoch ist es von Interesse zu erkennen, wo den Forderungen feministischer Aktivistinnen, Wissenschaftlerinnen und Politikerinnen Gehör geschenkt wurde, beziehungsweise wo sie sich Gehör verschaffen konnten, um geschlechtsspezifische politische Gestaltungsmomente einzubringen.

Historische Erzählung und Politische Kultur

Am Ende steht nicht eine erneute Definition von Politischer Kultur sondern die Benennung von gesellschaftspolitischen Erfahrungsbereichen, in denen die Politische Kultur bezogen auf migrationspolitische Entscheidungen aufgezeigt und für den Vergleich genutzt werden kann:

1. Die Erfahrung im Umgang mit Mobilität, Kulturkontakt und Differenz in der historischen Erzählung und Erinnerung (Erfahrungen, die in die Sozialkultur einfließen).
2. Das kognitive Potential in Bezug auf Brüche und Verwerfungen in der gesellschaftlichen Entwicklung (was wird von der Sozialkultur als Problem erkannt und von der Deutungskultur aufgegriffen?).

8 Vgl. dazu Christiane Harzig, Women as Global and Local Agents. New Research Strategies on Gender and Migration, in: Pamela Sharpe (Ed.), Women, Gender and Labour Migration, London 2001, S. 15–28.

3. Die Verwaltungs- und Kommunikationskultur in Politikgestaltungsprozessen (welche Elemente der Sozialkultur können die Designer von Deutungskultur abrufen/ einbringen?).
4. Das Engagement der Akteure und Akteurinnen und die Nutzung von intellektuellen Ressourcen (Flexibilität, Bereitschaft, Kenntnisstand bei den Designern von Deutungskultur).
5. Das Differenzierungspotential nach *race*/Ethnizität, Klasse und Geschlecht im Politikgestaltungsprozess (wie können sich »Sub«kulturen Gehör verschaffen, wie wird auf ihre Bedürfnisse eingegangen?).

Zu erstens: Alle drei Länder erfuhren in ihrer Geschichte Mobilität. In den Niederlanden wurde das Goldene Zeitalter des 17. Jahrhunderts, eine Zeit wirtschaftlicher Prosperität mit dem Zustrom von mehr als hunderttausend Menschen aus den südlichen Provinzen in Verbindung gebracht. Diese religiösen Flüchtlinge brachten Kapital, handwerkliche Qualitäten und innovatives Wissen mit. Ein System von Wanderarbeitern und Arbeitsmigranten unterstützte die kapital- und arbeitsintensiven Wirtschaftszweige der Küstenregionen, und das koloniale Projekt der Vereinigten Ostindischen Compagnie konnte nur mit Hilfe von Söldnern aus dem Ausland aufrecht erhalten werden. Auch in Schweden war vom 16. bis 19. Jahrhundert weitaus mehr Mobilität erkennbar, als der Mythos von der außergewöhnlichen ethnischen Homogenität des Landes vermuten ließe. Finnische Arbeiter rodeten Wälder und arbeiteten im Bergbau, Spezialisten aus Deutschland halfen in der Eisenverhüttung beziehungsweise berieten – vor allem im 18. Jahrhundert – den Hof, und die Umstrukturierung der Landwirtschaft im frühen 19. Jahrhundert brachte weitere Zuwanderung aus Deutschland. 1810 wurde ein aus Frankreich kommender König an die Spitze des Landes gesetzt. Aber besonders war es auf der einen Seite die als Binnenwanderung definierte Mobilität im skandinavischen Raum, die weitgehend eine Wanderung vom Land in die Städte beziehungsweise in die industriellen Zentren war und auf der anderen Seite die Auswanderung, die die Modernisierung des Landes im 19. Jahrhundert begleiteten. Die Auswanderung aus Schweden erfasste in der Zeit von 1850 bis 1950 circa 10 bis 15 Prozent der Bevölkerung, und da sie häufig auch mit Rückwanderung und Mehrfachwanderung verbunden war und fast jede Familie Verwandte in den USA hatte, konnte eine Wanderungskultur entstehen, die die ganze Bevölkerung erfasste. (Aus)wanderung wurde zu einem identitätsstiftenden Moment in der historischen Erzählung Schwedens.

Auf den ersten Blick sieht es so aus, also ob Mobilität und Einwanderung in der kanadischen Geschichte eine weitaus wichtigere Rolle gespielt haben als in den beiden anderen Ländern. Französische Einwanderer begründeten im 16. und 17. Jahrhundert entlang des St. Lawrence River Ansiedlungen, die, nachdem ihnen *filles du roi* zur Seite standen, zu erfolgreichen Gemeinschaften wurden. Deutsche, holländische und britische Siedler und Siedlerinnen folgten ihnen. Nach dem Frieden von Paris 1763 konnte sich das Land nördlich des Flusses und der großen Seen als britisches Dominion ausdehnen und weiterentwickeln. Die britischen Kolonisten wurden von den *United Empire Loyalists* unterstützt, die nach der Revolution in den südlichen Kolonien hier Schutz suchten. Da ihre Ansiedlung im Interesse der britischen Kolonialmacht lag, wurden sie großzügig unterstützt und gewannen bald an politischem Einfluss. Der englische Charakter von *Upper Canada* verfestigte sich. Gleichzeitig wurde an der Pazifikküste die Ansiedlung britischer Siedler und Siedlerinnen in British Columbia als koloniales Projekt betrieben. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, nach Abschluss des *British North America Act*, ging es darum, Siedlerfamilien für die Prärieprovinzen anzuwerben, denn das Land musste besiedelt werden, unter anderem um es gegen die Übermacht des südlichen Nachbarn politisch und kulturell abzusichern. Geeignete Familien fand man weniger in den USA und in Britannien, wie ursprünglich erhofft, sondern in Polen und der Ukraine. Am Beispiel der Entwicklung der Stadt Winnipeg, die zugleich Einwanderungstor und Ausgangspunkt für die Suche nach einem *homestead* war, kann der Alltag der Einwanderer und Einwanderinnen und das Leben mit der ethnischen Vielfalt aufgezeigt werden.⁹

In den Jahren 1903 bis 1914 erlebte Kanada als Ergebnis der offensiven Anwerbungspolitik von Clifford Sifton einen nie wieder erreichten Höhepunkt in der Einwanderungsgeschichte, es kamen durchschnittlich jährlich 200–250.000 Menschen ins Land, 1913 waren es über 400.000. Nun wurde jedoch begonnen, Einwanderung als urbanes Phänomen und damit als soziales Problem wahrzunehmen und Sozialreformer begannen, Einwanderungsrestriktionen zu fordern, denen sich diejenigen, die von den billigen Arbeitskräften in der Industrie profitierten, widersetzten.

Doch trotz der großen Bedeutung, die Mobilität und Einwanderung bereits in der frühen kanadischen Geschichte hatten, dürfen wir nicht über-

9 Siehe Dirk Hoerder, *Creating Societies. Immigrant Lives in Canada*, Montreal/Kingston 1999.

sehen, dass die *master narrative* des Landes diese Vielfalt lange Zeit kaum wahrgenommen hat. Während der ersten 100 Jahre wurde die Geschichte entlang des Mythos der beiden Gründungsnationen konstruiert, allerdings weniger als gleichberechtigtes Nebeneinander, sondern mit einer britisch-dominanten und einer französisch-peripheren »Nation«. Dieses Konzept der Gründungsnationen suggerierte eine Homogenität, die die interne ethnische und kulturelle Vielfalt der britischen Einwanderer nicht wahrhaben wollte und bei der die anderen ethnischen Gruppen nur störten. Erst in den 1970er Jahren, nachdem die Einwanderungsgruppen sich Gehör verschafft hatten und die Multikulturalismus-Politik verkündet wurde, begann man, die Einwanderer und Einwanderinnen in der Politik und in der Geschichtsschreibung als gleichberechtigt und geschichtsmächtig aufzunehmen.

Neben der Mobilität sind es die Erfahrungen im interkulturellen Umgang und im Verhandeln von Differenz in den historischen Erzählungen, die die Sozialkultur eines Landes prägen können. Für die Niederlande war das friedvolle Umgehen mit Menschen, die als kulturell anders empfunden wurden, in der frühen Republik fast überlebenswichtig. Die Entwicklung des Landes hin zu einem Nationalstaat war durch die Notwendigkeit des Kompromisses auf oberster politischer Ebene geprägt und die Verhandlung von Machtverhältnissen konnte, wenn sie mit Toleranz gepaart war, zu wirtschaftlichem Aufschwung für alle Klassen führen. Früh schon wurde der Beitrag der »Anderen« zur kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung als gesellschaftliche Bereicherung empfunden und in die historische Erzählung aufgenommen. Die Erfahrung der Zuwanderung schlug sich hier als Ressource nieder. Mit der Gestaltung der versäulten Gesellschaft wurde zwar soziale Trennung und Distanz geschaffen, aber auch eine Form für die politische Gestaltung von Differenz gefunden.

Die schwedische Gesellschaft war in ihrer historischen Entwicklung nicht in dem Maße mit kultureller Differenz konfrontiert wie die niederländische, obwohl sich auch hier Menschen aus anderen Kulturen an der Entwicklung des Landes beteiligten. Die Nähe und Distanz im skandinavischen Raum, die kulturelle Vertrautheit aufgrund ähnlicher Lebensbedingungen, Religion und Sprache (mit Ausnahme des Finnischen) bei gleichzeitiger getrennter nationaler Entwicklung bilden hier den Rahmen für das Verhandeln von Differenz. Politische Brüche, wie die Auflösung der Union mit Norwegen Anfang des 20. Jahrhunderts, konnten ohne großartige Machtgebärden vollzogen werden. Die Volksbewegungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts bildeten dann die Basis für die auf Gleichheit ausgerichtete

»verfasste« schwedische Gesellschaft. Mit dem Konzept des »Volksheims« der 1930er Jahre konnte man darauf aufbauen und es zum Modell des schwedischen Sozialstaates weiterentwickeln. Unter den Bedingungen des wirtschaftlichen Aufschwungs bot das Volksheim die Möglichkeit, Einwanderer und Einwanderinnen aufzunehmen.

In Kanada trat man den Einwanderern im 18. und 19. Jahrhundert mit einer gewissen Laissez-Faire Haltung entgegen. Das Land war zu groß, zu weitläufig und zu dünn besiedelt, als dass die Politik und Verwaltung in der Lage gewesen wäre, ein engmaschiges Kontrollnetz aufzubauen. Das bot den Immigranten die Möglichkeit, sich ihre Gesellschaft selbst zu gestalten. Differenz wurde im Verhältnis der frankophonen und anglo-dominierten Kulturen ausgehandelt, und auf der politischen Ebene geschah das mit wenig Gespür für Machtausgleich (Niederschlagung des Métis-Aufstandes). Außerhalb Quebecs konnten Französisch sprechende Kanadier kaum mit Respekt für ihre sprach-kulturellen Bedürfnisse rechnen. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts begann der Rassismus, der bereits seit den 1880er Jahren in der Einwanderungsgesetzgebung verankert war, auch im Leben der Einwanderer spürbar zu werden. Das fand deutlichsten Ausdruck in der Internierung von vermeintlichen Feind-Gruppen und in der Verweigerung von Schutz für jüdische Flüchtlinge. Aus der Interaktion von Sozial- und Deutungskultur konnten in den 1960er Jahren daraus politisch-kulturelle Lehren gezogen werden.

Zu zweitens: Brüche in der gesellschaftlichen Entwicklung und politische Krisen können als Bedrohung empfunden werden und Abwehrhaltungen hervorrufen, oder sie können als Chance erkannt werden. Nach Analyse, Ursachenforschung und politischem Abwägen der Optionen können Konsequenzen gezogen und zukunftsweisende Gestaltungsprozesse eingeleitet werden. Dabei spielt die historische Erfahrung eine wichtige Rolle. Der Aufstand der molukkischen Jugendlichen in den Niederlanden (1975–77) hatte das Land für einige Zeit in Atem gehalten und eine nationale Krise hervorgerufen. Es war deutlich geworden, dass hier politisch gehandelt werden musste. Die politische Kultur, die in diesem Zusammenhang geprägt war durch das in der historischen Entwicklung begründete koloniale Verantwortungsbewusstsein sowie durch die Analyse der gesellschaftlichen Veränderungen und das Paradigma der sozialen Gerechtigkeit, ermöglichte die Entwicklung einer Politik, die das Land in eine multikulturelle Zukunft führen sollte.

In Kanada hatte das (Miss-)Verhältnis zwischen dem frankophonen und anglo-dominierten Kulturkreis in den 1960er Jahren einen Punkt erreicht, an dem es nicht mehr ignoriert oder übersehen werden konnte. Es war zu einer nationalen Krise herangewachsen. Mit dem Einsatz der *Royal Commission on Bilingualism and Biculturalism* wollte man der Krise auf den Grund gehen und Lösungen aufzeigen. Das Problem erwies sich als komplexer als ursprünglich vermutet, da die »anderen« ethnischen Gruppen ihre Präsenz deutlich machten und politische Beachtung und historische Anerkennung einforderten. Die Reflexion über die Krise, die die *Quiet Revolution* ausgelöst hatte, und das gewachsene (politische) Selbstbewusstsein der älteren Einwanderergruppen stieß auf eine durch Pierre E. Trudeau symbolisierte Atmosphäre des Aufbruchs. Wirtschaftliche Expansion, ein Bedarf an Arbeitskräften, der Wunsch nach Modernisierung, Respekt für kulturelle Vielfalt und Differenz waren Bestandteile der Aufbruchstimmung. Die 1971 verkündete Politik des Multikulturalismus sollte helfen, diese Bedürfnisse zu befriedigen.

Zu drittens: Politische Verwerfungen, Brüche und nationale Krisen gehören kaum zum politischen Repertoire der schwedischen Gesellschaft. Hier bedurfte es keines »äußeren« Anlasses, um auf die gesellschaftlichen Veränderungen, die sich aus der Einwanderungssituation nach dem Krieg ergeben hatten, zu reagieren. Die auf Konsens und Kompromiss ausgerichteten politischen Gestaltungsstrukturen ermöglichten ein rechtzeitiges Agieren. Die Ausgestaltung des Nordischen Arbeitsmarktes, die Präsenz der finnischen Einwanderer boten zunächst die Möglichkeit, innerhalb des skandinavischen Raums politische Erfahrungen zu sammeln.

In einem sechs Jahre andauernden Prozess entwarfen die politischen Akteure einen Plan, der das bis dahin als kulturell und sozial besonders homogen geltende Land zur multikulturellen Gesellschaft führen und den Einwanderern und Einwanderinnen den entsprechenden Stellenwert in der gesellschaftlichen Entwicklung des Landes einräumen sollte. Es wurde ein Einwanderungs-Verwaltungs-Regime geschaffen, das die Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Weg zur multikulturellen Gesellschaft schwedischen Typs begleiten sollte. Da von der Politik kaum Durchführungsdetails vorgegeben worden waren, realisierte sich die multikulturelle Gesellschaft durch die Praxis, in der Interaktion von Angestellten des *Statens Invandrarverket* und den Einwanderern. Das entsprechende Design für die Veränderung der (ursprünglichen) schwedischen Gesellschaft fiel etwas weniger detailliert und ausführlich aus. Das Konzept der Partnerschaft stellte zwar die

schwedische Gesellschaft zur Disposition, man war sogar bereit, nicht-schwedischen Staatsbürgern und Staatsbürgerinnen Einfluss auf die lokale Politikgestaltung zuzugestehen, in der Durchführung erwartete man jedoch von den Einwanderern ein großes Maß an Anpassungsleistung.

In Kanada war die *Multicultural Policy* aus der Diskussion um die *Bi- and Bi-Commission* entstanden. Als sie im Jahre 1971 von Trudeau vorgestellt wurde, wurde sie von den Medien kaum bemerkt und kommentiert. Allerdings wurde sie zu einem Zeitpunkt eingebracht, als die Verwaltung mit viel politischem Elan bereit war, sich zu modernisieren und Bürgernähe zu zeigen. Das gab den Menschen, die für die Ausgestaltung der Politik zuständig waren, die Möglichkeit, sich ihren Platz im ansonsten festgefahrenen Gefüge der politischen Verwaltungsstruktur Ottawas zu erobern, brachte aber auch Unsicherheiten mit sich und führte zu Fehlentscheidungen und personellen Fehlbesetzungen. Dennoch verhalfen der Elan der Mitarbeiter und das Engagement für die Ideen der Multikulturalismus-Politik dieser zu ihrer populären Verbreitung.

Die Gestaltung der Einwanderungspolitik in Kanada war lange Zeit im Spannungsfeld zwischen Arbeits- und Einwanderungsministerium angesiedelt, unabhängig davon, welche Verwaltungsstruktur die Ministerien gerade einnahmen. Die Beamten in den Ministerien arbeiteten häufig gegeneinander, weil die Minister bzw. Staatssekretäre unterschiedliche Interessen verfolgten. Das änderte sich erst, als in den 1970er Jahren ein neues Einwanderungsgesetz vorbereitet wurde. Dafür traten die Politiker und Administratoren in einen breit angelegten Diskussionsprozess mit der Bevölkerung. Das Gesetz konnte 1978 auf der Basis eines soliden gesellschaftlichen Konsenses verabschiedet werden. Dieser Konsens kam dann allerdings schnell durch die Anforderungen der Flüchtlingsaufnahme auf den Prüfstand. Die (Neu-)Gestaltung der Einwanderungs-, Flüchtlings- und Multikulturalismus-Politik in den 1970er und 80er Jahren in Kanada profitierte von der Aufbruchstimmung, dem moralischen Verantwortungsbewusstsein, dem ökonomischen Spielraum und dem Bedürfnis nach Modernisierung, das die Verwaltungsmitarbeiter und -mitarbeiterinnen ebenso erfasst hatte wie die Politiker und die Gesellschaft insgesamt.

Zu viertens: Die Bereitschaft, im Bereich der Migrationspolitik mit Wissenschaftlern zusammenzuarbeiten, ist in allen drei Ländern hoch. Universitär geschulte Personen mit soziologischem, historischem, politikwissenschaftlichem, anthropologischen, pädagogischem, sprachwissenschaftlichem ana-

lytischen Instrumentarium wurden um Rat gefragt bzw. stellten ihre Expertise zur Verfügung. In den Niederlanden ist der politisch-wissenschaftliche Konsultationsprozess im Wissenschaftsrat institutionalisiert, und die Minoritätenpolitik wurde auf der Grundlage einer soziologischen Expertise entwickelt. In Schweden ging man in der 1968 vom Parlament eingerichteten Einwanderungskommission davon aus, dass erst auf der Basis von soliden Kenntnissen eine Politik entwickelt werden könnte, und man erwarb sich im Laufe der sechsjährigen Auseinandersetzung mit Einwanderungsfragen einen großen Fundus an Wissen über Migrationsprozesse. Hier initiierte die Politik Forschungsprozesse und -projekte, und unterstützte und finanzierte die wissenschaftliche Entwicklung. Und in Kanada gehörte die Anhörung von Experten im Rahmen von *Royal Commissions* schon seit langem zur politischen Kultur. In den Diskussionen um das *White Paper* (1966), das *Green Paper* (1974), in der *Bi- und Bi-Commission* (1965–68) sowie zur Flüchtlingspolitik geschah das in besonders intensiver Form. Ende der 1970er Jahre, so stellte Jean Burnet¹⁰ fest, war fast jeder Wissenschaftler und jede Wissenschaftlerin, die sich im weitesten Sinne mit Migration und Ethnizität auseinandergesetzt hatte, auch in der Politikgestaltung engagiert. Dass sich nicht jede wissenschaftliche Analyse und Erkenntnis in Politik umsetzen lässt – und vielleicht manchmal auch nicht umgesetzt werden sollte –, versteht sich dabei von selbst. Wichtig erscheint mir die Bereitschaft zum Austausch, das heißt von Seiten der Politik, wissenschaftliche Ergebnisse zur Kenntnis zu nehmen, beziehungsweise von Seiten der Wissenschaft, politikrelevante Ergebnisse zu erarbeiten.

Zu fünftens: Es gehört zu den wichtigsten Forschungsparadigmen unserer Zeit, historische Prozesse und gesellschaftspolitische Entwicklungen nach *race*/Ethnizität, Klasse und Geschlecht zu differenzieren. Damit steht das Paradigma zunächst im Widerspruch zu modernen politischen Gestaltungsprozessen, die gerade nicht differenzieren, sondern universell Geltung finden sollen. Dieses Dilemma konnte analytisch kaum aufgehoben werden. In der kanadischen Einwanderungspolitik der Vergangenheit war Rassismus inhärent. Die Überwindung der auf Rassismus basierenden Politik war ein wichtiges Ergebnis der politischen Veränderungsprozesse der Nachkriegs-

10 Jean Burnet, *Taking into Account – the other ethnic groups and the Royal Commission on Bilingualism and Biculturalism*, in: James S. Frideres (Ed.), *Multiculturalism and Intergroup Relations*, Westport/Ct 1989, S. 9–18.

zeit. Moderne einwanderungspolitische Entscheidungen differenzieren in der Regel nicht nach Ethnizität, Klasse und Geschlecht, haben aber differenzierende Auswirkungen.

In der Vergangenheit mussten Einwanderer und Einwanderinnen häufig diskriminierende Erfahrungen in der Arbeiter- und Arbeiterinnenbewegung machen. Von den Gewerkschaften waren sie oft ausgeschlossen, in der Lohnpolitik wurden sie diskriminiert, ihre Kämpfe um höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen wurden von der etablierten Gewerkschaftsbewegung oft nicht ernst genommen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wiederholten die europäischen Gewerkschaften diese Fehler nicht, die eingewanderten Arbeiter und Arbeiterinnen konnten Gewerkschaftsmitglieder werden und wurden in den 1970er Jahren oftmals zu entscheidenden Trägern von Arbeitskämpfen. Auch wurde versucht, eine tarifpolitische Diskriminierung zu verhindern. Die durch das Konzept der Sozialpartnerschaft geprägte politische Kultur der ersten Nachkriegsjahrzehnte in Europa ermöglichte eine scheinbar problemlose Integration der »Gastarbeitergeneration«. Seit den 1990er Jahren stehen die Gewerkschaftsbewegung und die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen vor großen Restrukturierungsproblemen, eine unzureichend ausgebildete und auf Rassismus stoßende zweite und dritte Einwanderungsgeneration ist mit vielen Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt konfrontiert. Die Einwanderungspolitik hält dafür heute keine Antworten mehr parat.

Neben dem einwanderungspolitischen Differenzierungspotential nach Klasse stellt das »Geschlecht« eine sehr machtvolle Kategorie in der Strukturierung der Einwanderung und des nachfolgenden Akkulturationsprozesses dar. Die Konstruktion von Frauen als »nachgeordnet« und »abweichend von der Norm« in den Einlassbedingungen hatte weitreichende Folgen auf dem Arbeitsmarkt, im Haushalt und in der *community* ebenso wie bei der Staatsbürgerschaft/ *citizenship*. Ein geschlechtsdifferenzierender Blick auf die Einwanderungssituation verwies auf ein verändertes und erweitertes Verständnis von Familie, brachte die Anwendung unterschiedlicher Maßstäbe an den Tag, ließ aber auch die zentrale Bedeutung von Netzwerken auf der Meso-Ebene erkennen. Erst wenn Migranten und Migrantinnen in einem transnationalen System von geschlechtsspezifischen Optionen und Entscheidungen wahrgenommen werden, hat Einwanderungspolitik eine realistische Chance, gesellschaftspolitisch sinnvoll gestaltend zu wirken.

Vor allem anhand der Flüchtlingspolitik wurde das schwierige Verhältnis von universellem Anspruch und sinnvollen Differenzierungen deutlich. Die scheinbar spezifischen Bedingungen, unter denen für Frauen Flucht und

Asyl ablaufen, machten es notwendig, zusätzliche Maßnahmen einzufordern und *Gender-Guidelines* zu verabschieden. Wieder wurden Frauen als abweichend von der Norm konstruiert, dies führte jedoch zunächst zu einer Verbesserung der Hilfsmöglichkeiten. Gleichzeitig konnten die scheinbar universellen Normen der Genfer Flüchtlingskonvention in Frage gestellt werden. In allen drei Ländern konnte aufgrund des Engagements von Feministinnen die Situation von Migrantinnen rechtspolitisch verbessert werden, wenn auch nicht immer in wünschenswertem Maße. Hier kennzeichnet das Wechselverhältnis von »außerparlamentarischem« Engagement, Teilhabe an und Einflussnahme auf politische Entscheidungsprozesse die politische Kultur.

Die Krise der Migrationspolitik in den neunziger Jahren

Seit Mitte der 1990er Jahre wird mit einer gewissen Ernüchterung die multikulturalistische Aufbruchstimmung der 1970er und 80er Jahre betrachtet. In den Niederlanden hat sich die Zahl der Menschen, die ethnischen Minderheiten zugeordnet werden, verdoppelt, dies war sowohl die Folge von andauernder Einwanderung als auch von demographischen Entwicklungen. Die Frage, ob das »Boot voll ist«, wird nun lauter diskutiert. 1994 wurde die Minderheitenpolitik einer kritischen Bewertung unterzogen, und man kam zu dem Ergebnis, dass es sinnvoller sei, die Integration zu fördern und sich dabei weniger auf die ethnischen Gruppen, sondern eher auf die Individuen zu konzentrieren. Auch wurde resigniert festgestellt, dass trotz aller Gleichstellungspolitik das Ziel der sozioökonomischen Gleichstellung von Mehrheits- und Minderheitsbevölkerung noch lange nicht erreicht sei. Gleichzeitig ist man in der Politik und im Wissenschaftsrat der Meinung, dass die Minderheiten mehr zur Selbständigkeit »erzogen« werden müssten und sich nicht mehr so sehr auf den Sozialstaat verlassen sollten. »Dadurch seien diese Gruppen zu abhängig von öffentlicher Unterstützung und daher zu verwundbar in Zeiten einer kritischen Neubewertung der Rolle staatlicher Verwaltungen geworden.«¹¹ Eher sollte die Nutzung des Potentials und der Talente der Minderheiten selbst gefördert werden. Die Politik möchte das durch verbesserten Sprachunterricht und den Ausbau der Erwachsenenbildung unterstützen. Die Teilnahme an niederländischem Sprachunterricht

11 Han Entzinger, Zu einem Modell der Inkorporation von Einwanderern: das Beispiel der Niederlande, in: Michael Bommers/Jost Halfmann (Hg.), *Migration in nationalen Wohlfahrtsstaaten*, Osnabrück 1998, S. 105–122, hier S. 114.

ist verpflichtend gemacht worden. Man hat sich nicht von dem Gedanken der multikulturellen Gesellschaft verabschiedet, doch ist der Trend zur obligatorischen Integration deutlich erkennbar. Er wird mit einer offensiven Einbürgerungspolitik unterstützt, durch die man die Allochthonen (Nicht-Niederländer) auf diesen »gemeinsamen Kern« verpflichten möchte.

Auch in Schweden wird kritische Bilanz gezogen. 1995 lebten in Schweden 936.000 Menschen, die im Ausland geboren waren, das heißt mehr als jeder 10. Einwohner. Als in den Jahren 1985–95 eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage zu konstatieren war, die Arbeitslosigkeit unter den »Ausländern« weiterhin über dem Durchschnitt lag und die Flüchtlingspolitik nicht mehr auf einem breiten gesellschaftlichen Konsens beruhte, wurde ein »flüchtlingspolitisches Komitee« und ein »einwanderungspolitisches Komitee« zur Analyse der Situation eingesetzt. In Bezug auf die Flüchtlingspolitik ging man davon aus, dass es einen pull-Effekt gab, den es zu verringern galt. Man wollte die Genfer Flüchtlingskonvention weiterhin liberal auslegen, aber nur noch Schwerkranken und Behinderten aus humanitären Gründen eine Aufenthaltserlaubnis gewähren. Auch sollten die Grenzkontrollen verschärft werden. Der Familienzuzug sollte nur noch den Mitgliedern der Kernfamilie gewährt, Rückwanderung gefördert und befristete Aufenthaltsgenehmigungen eingeführt werden. Damit hat man die früheren Prinzipien der schwedischen Einwanderungspolitik weit hinter sich gelassen. Für die Einwanderungspolitik wurde eine Effektivierung gefordert. Auch hier sollten die Einwanderer eher in die Lage versetzt werden, für sich selbst zu sorgen, und ihre Teilnahme an den gesellschaftspolitischen Gestaltungsprozessen sollte gefordert und gefördert werden. Über die rückläufige Beteiligung an den kommunalen und regionalen Wahlen war man enttäuscht. Obwohl Diskriminierungen in der Gesellschaft nicht als ein einwanderungspolitisches, sondern als ein rechtspolitisches Problem betrachtet werden, wurde keine Anti-Diskriminierungspolitik vorgeschlagen, um eine Polarisierung in der Gesellschaft zu verhindern. Damit möchte man unerwünschte Konflikte mit ethnischem Charakter entschärfen bzw. umgehen. »Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Schweden gegenwärtig versucht, die bisherige Gleichheitspolitik als Kombination aus genereller Wohlfahrtspolitik und besonderen Maßnahmen für Einwanderer in modifizierter, stärker die Eigeninitiative fördernden Form weiterzuführen.«¹²

12 Hans Ring, Einwanderungspolitik im schwedischen Wohlfahrtsstaat, in: Michael Bommers/Jost Halfmann (Hg.), Migration in nationalen Wohlfahrtsstaaten, Osnabrück 1998, S. 239–249, hier S. 249.

Es ist deutlich erkennbar, dass Politiker (und Wissenschaftler) in diesen beiden Ländern aus der kritischen Bewertung des Verhältnisses von Einwanderung und Sozialpolitik zu einer Neubewertung der Einwanderungspolitik kommen. Sie möchten den Staat von der sozialen Verantwortung entbinden, ohne allerdings besonders kritisch über die Ursachen von sozialer Ungleichheit zu reflektieren. Als einziges Lösungsangebot werden verbesserte Ausbildungs- und Sprachlernbedingungen angeboten. Mit dem Hinweis auf einen »gemeinsamen Kern« bzw. die Förderung der gesellschaftlichen Partizipation wird zwar der Begriff »Leitkultur« vermieden, aber es ist der Wunsch erkennbar, etwas zu benennen, was die Gesellschaft zusammenhält.

Dieses Interesse wurde auch in der Diskussion um ein neues Einwanderungsgesetz in Kanada deutlich. Das Gesetz fordert eine aktive Integration und Staatsbürgerschaft (*citizenship*) – hier im Sinne der gesellschaftlichen Teilhabe. »We recommend new requirements for citizenship, based not only on physical presence in Canada, but also on active participation in the community.«¹³ Auch steht die Sprachkompetenz stärker im Vordergrund als früher, sie wird nun bereits bei der Auswahl prospektiver Einwanderer besonders berücksichtigt. Darüber hinaus verabschiedet man sich von der bedarfsorientierten Berufskategorie und achtet mehr auf das Entwicklungspotential von Einwanderern. Anders als noch vor einigen Jahren, als die Angst vor *public charges* ein wichtiger Ausschlussgrund war, steht die Sozialpolitik im kanadischen Diskurs zur Zeit weniger im Vordergrund. Von den Einwanderern wird »the ability to be self-supporting upon arrival« gefordert (S. 3). Das gilt jedoch nur für die Einwanderer im »klassischen« Sinne. Zum ersten Mal in der Geschichte der kanadischen Einwanderungsgesetzgebung wird zwischen Flüchtlingen und Einwanderern differenziert werden. Es wird der Begriff des *Protection System* eingeführt, um mit Hilfe einer neuen Begrifflichkeit ein von der Einwanderung separates Regime aufbauen zu können. Für diejenigen, die des Schutzes bedürfen, werden die großzügige Auslegung der Asylbewertungskriterien und schnelle, faire und rechtsstaatliche Bewertungsverfahren gefordert. Das im Sommer 2002 verabschiedete Immigration and Refugee Protection Act wird sich im Spannungsfeld von Verwaltungspraxis und Einwanderer-Alltag bewähren müssen.

Gute Beherrschung der Landessprache, staatsbürgerliches Engagement, Nutzung von Aus- und Weiterbildung im Sinne der Optimierung der Chan-

13 *Not Just Numbers: A Canadian Framework for Future Immigration*. Ottawa: Minister of Public Works and Government Services, 1998, Executive Summary, S. 3. <http://cicnet.ci.gc.ca/legrev/final/etoc.html>.

cen am Arbeitsmarkt (*marketable skills*), sozialpolitische Unabhängigkeit – das sind die einwanderungspolitischen Ziele des neuen Jahrhunderts, wie sie zur Zeit in der politischen Diskussion deutlich werden.

Im Zuge weltweiter Entwicklungen ist zu erkennen, dass die traditionellen, nationalstaatlichen Konzepte zur Regelung von Grenzkontrollen, Bürgerrechten, Wahlrechten, Wohn- und Aufenthaltserlaubnissen, sozialen Ansprüchen usw. unter dem Eindruck von Migration, aber vor allem unter dem Eindruck globaler Entwicklungen immer weniger »Sinn« machen. Dabei ist deutlich geworden, dass nationale Finanz- und Geldsysteme immer weniger greifen bzw. von zunehmend geringerer Bedeutung sind. Weiterhin wird bei der Reflexion über die globale Wirtschaft immer wieder auf die Notwendigkeit bzw. die logische Konsequenz des global sich frei bewegenden Arbeiters (seltener der Arbeiterin) verwiesen. Es geht also bei der Einwanderungsproblematik, wie Saskia Sassen aufzeigt,¹⁴ nicht um noch bessere Formen der Grenzkontrollen, sondern um die Frage, welchen »Charakter die Grenzkontrollen im Zeitalter der Globalisierung noch haben« und in welchem Maße nationale Staaten gezwungen sind, multilateral zu agieren. Auch ist noch unklar, wie die »Vergessenen des Völkerrechts«, die Migranten und Flüchtlinge, zu Rechtssubjekten in internationalen Migrationssystemen werden können. Hier ist der Verweis auf einen verbesserten Schutz der Migranten durch allgemeine Menschenrechte angebracht.

Aber neben der Sicht von außen nach innen wirft auch der Blick von innen nach außen Fragen auf. Wir haben noch kaum darüber nachgedacht, welche Bedeutung die traditionellen Bestandteile der Demokratie – Bürger, Wahlbürger, Parteien, »gesellschaftlich relevante« Gruppen, Volksvertretungen, Rechtssysteme – im Kontext des Migrationsgeschehens haben. Wie werden Rechte und Pflichten gegenüber dem Staat neu definiert, welche Bedeutung haben Bürgerrechte, doppelte Staatsbürgerschaft, kommunales Wahlrecht und Wehrpflicht, Visa, Stipendien und Forschungsgelder für unser Demokratieverständnis, für unser Verhältnis zur Nation? In was werden die Migranten und Migrantinnen hinein integriert? Inwieweit werden diese Etiketten, Insignien des traditionellen Nationalstaates, im Migrationsgeschehen neu verhandelt, wie verändern sie dabei ihre Bedeutung? Die sozialen Konturen und politischen Spielregeln von postnationalen Gesellschaften sind noch sehr ungewiss.

14 Saskia Sassen, Migration und Staatssouveränität, in: *Le Monde Diplomatique* (Deutsche Ausgabe) November 2000.

Stephan Moebius Contre-Attaque. Eine politische Initiative französischer Intellektueller in den 30er Jahren

»*WAS tun? Angesichts des Faschismus / Und in Anbetracht der Unzulänglichkeit des Kommunismus /* Wir nehmen uns vor, uns zu treffen, um gemeinsam die Probleme anzugehen, die sich zur Zeit diejenigen stellen, die sich radikal gegen die faschistische Aggression wenden, die der Überlegenheit der Bourgeoisie vorbehaltlos feindselig gegenüberstehen und die kein Vertrauen mehr in den Kommunismus haben. Wir laden Euch ein an diesem Treffen teilzunehmen [...]«¹

Dieses Einladungsschreiben stammt von Georges Bataille, Jean Dautry und Pierre Kaan, die im April 1935 in Paris zur Gründung einer neuen politischen Gruppierung im Kampf gegen den sich in Europa ausbreitenden Faschismus aufriefen. Die drei Initiatoren des Treffens kannten sich schon vom »Cercle communiste démocratique« (1930–1934), einer nicht-militanten Gruppe von ehemaligen Mitgliedern der Kommunistischen Partei, deren Kopf Boris Souvarine war. Zusammen mit Collete Peignot, einer späteren Lebensgefährtin Batailles, veröffentlichte Souvarine 1931 die Zeitschrift »La critique sociale«, mit der sich die Gruppe breiteres Gehör verschaffen wollte.²

1 Georges Bataille, *L'Apprenti Sorcier. Textes, Lettres et Documents (1932–1939)*. Hrsg. von Marina Galletti, Paris 1999, S. 124f.

2 Zu den Mitgliedern der Gruppe und zu den Mitarbeitern der Zeitschrift gehörten Lucien Laurat, Pierre Kaan, Jean Bernier, Pierre Pascal, Jacques Baron, Georges Bataille und Raymond Queneau. Ferner waren an den Treffen Simone Weil, Georges Ambrosino, Pierre Dugan, Jean Piel, der Bruder Colletes, Charles Peignot, Jean Dautry, Pierre Klossowski, und Patrick Waldberg beteiligt, vgl. Bernd Matheus, Georges Bataille. Eine Thanatogra-

1935 arbeiteten Mitglieder des »Cercle communiste démocratique« für kurze Zeit mit der Gruppe um die Zeitschrift »Le Surréalisme au Service de la Revolution« zusammen, woraus sich dann die politische »Vereinigung zum Kampf der revolutionären Intellektuellen« (*union de lutte des intellectuels révolutionnaires*), besser bekannt unter der Bezeichnung »Contre-Attaque«, entwickelte. Dieser »Kampfverband revolutionärer Intellektueller«³, dessen Name an die von Willi Münzenberg, Egon Erwin Kisch, Bruno Frei, Wieland Herzfeld u. a. herausgegebene, antifaschistische Exil-Wochenschrift »Der Gegenangriff« erinnert, engagierte sich sowohl gegen den Faschismus als auch gegen Léon Blums Volksfrontpolitik, da diese nach Ansicht der »Contre-Attaque«-Mitglieder eine wirkliche und dringend notwendige Revolution vermeide. Obgleich sich »Contre-Attaque« über viele Fragen ausschwig, hat die Gruppierung zu ihrer Zeit versucht, gegen die resignierte Stimmung anzuarbeiten; einer Stimmung, die immer breiter zu werden und die Massen geradezu in den Faschismus zu treiben schien, wie Maurice Nadeau die Situation während der Entstehung von »Contre-Attaque« umschreibt: »Das Experiment der Volksfront, das nach den Worten ihres Führers Léon Blum eigens eingegangen wurde, um ›die Revolution zu vermeiden‹, konnte diese Intellektuelle in ihrer politischen Auffassung nur bestärken.«⁴

»Contre-Attaque« verstand sich allgemein als Bewegung jener Intellektuellen, die in einem deutlichen Gegensatz zur am 17. März 1932 gegründeten sozialistischen und kommunistischen Linken der »Association des Écrivains et Artistes Révolutionnaires (A.E.A.R.)«⁵ stand und auch nicht vor Gewaltanwendungen zurückschrecken wollte.⁶ Bisweilen war es sogar Absicht von »Contre-Attaque«, faschistische Methoden, die der Faschismus zur Begeisterung und Fanatisierung der Massen anwendete, für links-revolutionäre Zwecke zu nutzen.

phie I, München 1984, S. 196. In Matheus' Biographie Batailles findet sich ebenfalls eine ausführliche Beschreibung von Contre-Attaque, die hauptsächlich aus den Quellen des Gesamtwerks von Bataille schöpft und auf die – neben den anderen Quellen – auch zuweilen zurückgegriffen wurde.

3 Maurice Nadeau, Geschichte des Surrealismus, Reinbek bei Hamburg 1965, S. 184.

4 Ebenda, S. 185.

5 Vgl. Peter Bürger, Ursprung des postmodernen Denkens, Weilerswist 2000, S.41.

6 Zur »Association des Écrivains et Artistes Révolutionnaires« (A.E.A.R.) vgl. auch Arno Münster, Antifaschismus, Volksfront und Literatur. Zur Geschichte der »Vereinigung revolutionärer Schriftsteller und Künstler« (AEAR) in Frankreich, Hamburg/Berlin 1977

Die ersten Treffen fanden im Café de la Régence und bei dem Psychoanalytiker Jacques Lacan am Boulevard Malesherbes statt; später traf man sich im Rathaus-Café und bei größeren Zusammenkünften in Jean-Louis Barraults Atelier in der Rue des Grands.⁷ Im Inauguralmanifest von »Contre-Attaque«, das am 7. Oktober 1935 von den Surrealisten André Breton, Paul Eluard, Benjamin Péret, Jacques-André Boiffard, dem dem Surrealismus nahestehenden Maurice Heine, Claude Cahun und ferner Roger Plin, Pierre Aimery, Jean Delmas sowie von Georges Bataille, Pierre Klossowski und Georges Ambrosino unterschrieben wurde,⁸ finden sich folgende Einschätzungen der Gruppe, denen jedes Mitglied zustimmen sollte: »Die Entwicklung des Kapitalismus [steuert] auf einen Selbstwiderspruch zu, an dem er zerbrechen wird; die Verstaatlichung der Produktionsmittel als Endziel des geschichtlichen Prozesses der Gegenwart; der Klassenkampf als historischer Faktor und Quelle wesentlicher moralischer Werte.«⁹

»Contre-Attaque« erhöhte seine Mitgliederzahl rasch auf fünfzig bis siebenzig Personen.¹⁰ Geplant war auch eine eigene Heftreihe unter dem Titel »Cahiers de Contre-Attaque«, von der jedoch nur ein Heft im Mai 1936, als es die Gruppe praktisch nicht mehr gab, erschienen ist. Es enthält Georges Batailles Aufsätze »Front populaire dans la rue« und »Vers la révolution réelle«.¹¹

7 Vgl. Elisabeth Roudinesco, Jacques Lacan. Bericht über sein Leben. Geschichte eines Denksystems, Frankfurt/M., S. 213 und Mattheus, *Thanatographie* (wie Anm.2), S. 302.

8 Vgl. auch Georges Bataille *Œuvres complètes* I, Paris, S. 382f.

9 Nadeau, *Surrealismus* (wie Anm. 3), S. 184.

10 Bernd Mattheus hat in einer Fußnote seiner *Thanatographie*, der *Biographie Batailles*, die Mitglieder folgendermaßen aufgezählt und dabei die Anhänger Batailles zur Zeit von Contre-Attaque kursiv gesetzt (vgl. Bernd Mattheus, *Thanatographie* (wie Anm. 2), S. 301: Adolphe Acker, Pierre Aimery, Georges Ambrosino, Bataille, Bernard, Jean Bernier, Roger Blin (Schauspieler), J.-A. Boiffard, André Breton, Jacques Brunius, Claude Cahun (Nichte von Marcel Schwob), Louis Chavance, Jacques Chavy, René Chenon, Lucie Colliard (Sozialarbeiterin), Michel Collinet, Bella Corvin, Jean Dautry, Jean Delmas, Henri Dubief, Pierre Dugan, Jean Duval, Paul Éluard, Dr. Gaston Ferdière (Psychiater), Jacques Fischbein, Lucien Foulon, Reya Garbarg, Georges Gilet (ein griechischer Surrealist), Arthur Harfaux, Maurice Heine, Maurice Henry, Georges Hugnet, Janine Jane, Marcel Jean, Pierre Kaan, Pierre Klossowski, Frédéric Legendre, Loris, Dora Maar, Léo Malet, Marcel Martinet, Suzanne Malherbe, Jehan Mayoux, Georges Michon, Alphonse Milsonneau, Pierre Monatte, Georges Mouton (Arzt), Henry Pastoureaux, Collette Peignot (Laure), Benjamin Péret, Germaine Pontabrie, Robert Pontabrie, Jean Rollin, Pierre Ruff, Gui Rosey, Yves Tanguy, Robert Valançay, Patrick Waldberg, André Weill. Vgl. auch Bataille, *Œuvre* I, (wie Anm.8), S. 638 ff.

11 Vgl. Bataille, *Œuvre* I (wie Anm. 8), S. 402 ff. Das Titelbild ist u. a. in Mattheus, *Thanatographie* (wie Anm. 2), S. 297 ff. zu sehen.

Von »Contre-Attaque« wurden vielfach Versammlungen und Veranstaltungen initiiert, auf denen diskutiert und Vorträge gehalten wurden.¹²

Den Anfangspunkt von »Contre-Attaque« bildete die vorübergehende Beilegung eines alten Streits zwischen André Breton und Georges Bataille aus dem Jahre 1929. André Breton, der 1927 in die Kommunistische Partei eingetreten war, wollte sich Anfang 1929 seiner politischen Gefährten versichern und verschickte deshalb am 12. Februar ein Rundschreiben an Zeitschriften und mögliche Anhänger einer gemeinsamen politischen Aktion. Viele der angeschriebenen Leute antworteten gar nicht oder sie antworteten nur in der Weise, dass sie nach Ansicht Bretons für eine Teilnahme an der Aktion nicht in Frage kamen.¹³ Eine dieser letzten Antworten stammte von Bataille, der gerade mit Michel Leiris und Carl Einstein die Zeitschrift »Documents« gegründet hatte.¹⁴ Bataille schrieb in seinem Antwortbrief in Bezug auf die Surrealisten: »Idealistische Schwarmgeister und Wirtköpfe, die einem auf die Nerven fallen, gibt es zu viele.«¹⁵ Auch andere Freunde Batailles und ehemalige Surrealisten wie Michel Leiris oder André Masson verweigerten Breton ihre Zusage.

Ende 1933 wurde Breton aus der KPF ausgeschlossen, ebenso Paul Eluard und René Crevel. Der Grund war ein von Ferdinand Alquié erschienener Aufsatz in der Zeitschrift »Le Surréalisme au service de la Révolution«, in dem russische Filme aufgrund ihrer Verherrlichung von Arbeit und Konformismus als »Hauch der Verdummung« bezichtigt wurden und für den Breton und andere Surrealisten mitverantwortlich waren.¹⁶ Die Surrealisten traten nun dem im März 1934 gegründeten »Wachsamkeitskomitee

12 Im Auditorium war auch Walter Benjamin, wahrscheinlich eingeladen von Klossowski. Pierre Klossowski übersetzte neben Werken von Max Scheler oder Paul-Ludwig Landsberg für die »Zeitschrift für Sozialforschung« Benjamins Schrift »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« ins Französische.

13 Vgl. Nadeau, Surrealismus (wie Anm. 3), S. 138.

14 Carl Einstein (1885–1940) war ein Freund von Leiris und Bataille sowie von Pablo Picasso. 1928 nach Paris emigriert, wird Einstein Anhänger des Surrealismus. Seine Kunsttheorie wurde jedoch erst mit Verspätung in Frankreich rezipiert (1934). Die Weltwirtschaftskrise und die nationalsozialistische Machtergreifung ruinierten den freien Schriftsteller. Während des Spanischen Bürgerkriegs schloss sich Einstein den Anarchosyndikalisten an. 1939 kehrt er nach Frankreich zurück und wird dort gefangen genommen. Auf der Flucht vor der deutschen Wehrmacht, nimmt er sich 1940 bei der spanischen Grenze das Leben.

15 Nadeau, Surrealismus (wie Anm. 3), S. 139.

16 Ebenda, S. 178.

antifaschistischer Intellektueller« (CVIA) bei.¹⁷ Auf dem von der AEAR und der CVIA ausgehenden »Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur« vom 21. bis 25. Juni 1935, auf dem u. a. Gide, Malraux, Aragon, Julien Benda, Tolstoi, Brecht, Seghers, Thomas und Heinrich Mann, Bloch und Benjamin teilnahmen, erhält Breton Redeverbot aufgrund einer Ohrfeige, die er dem Mitglied der sowjetischen Abordnung, Ilja Ehrenburg, gegeben hatte; der Grund: Ehrenburg hatte die Surrealisten einen Päderastenverein genannt.¹⁸ Die Surrealisten wollten keine Weisungen der Kommunistischen Internationale mehr entgegen nehmen und insbesondere Breton war der Ansicht, dass die auf dem Kongress beschlossene Verteidigung des »kulturellen Erbes« lediglich die bürgerliche Kultur verteidige und stabilisiere. Darum forderte Breton »eine Kunst, die ihre revolutionäre Kraft in sich selbst trage, weil sie von Menschen hervorgebracht werde, die als Revolutionäre fühlten und dächten.«¹⁹ Seit dem Kongress gab es zwar keine Zusammenarbeit der Surrealisten um Breton mit den von der Partei kontrollierten Organisationen mehr, aber dennoch sollte die politische Position für die Revolution und für die Agitation nicht aufgegeben werden: »Contre-Attaque« wurde gegründet und sollte auch als eine politische Gruppierung der Surrealisten agieren. Durch »Contre-Attaque« kam es dann wieder zu einer langsamen Annäherung zwischen Breton und Bataille, die jetzt aus taktischen Gründen, insbesondere angesichts der realen Gefahr des Faschismus, zusammenarbeiten wollten.²⁰

In der ersten »Resolution« vom Oktober ging es um den Kampf gegen die »kapitalistische Herrschaft und ihre politischen Institutionen«.²¹ Im sechsten Punkt des Beschlusses heißt es, was heute über das soziale Schicksal entscheide, sei eine organische Bildung eines umfassenden, disziplinierten

17 Zur Geschichte des Komitees vgl. Münster, Antifaschismus (wie Anm. 6), S. 82 ff.

18 Die Bilanz des Kongress zog Jean Fréville folgendermaßen: »Alle auf diesem Kongreß versammelten Schriftsteller, Kommunisten und Liberale, Marxisten und Idealisten haben die allgemeine Bedrohung der Kultur erkannt. Trotz aller Meinungsverschiedenheiten [...] wurde Übereinstimmung darin erzielt, daß diese Gefährdung des kulturellen Erbes und des fortschrittlichen Denkens vom Faschismus, der jüngsten Form sozialer Regression, ausging.« (Vgl. ebenda, S. 112).

19 Vgl. Nadeau, Surrealismus (wie Anm. 3), S. 182.

20 Man kann also nicht von einer einfachen Antipathie beider ausgehen, vielleicht eher von einer Divergenz ihrer Vorstellungen; die Beziehung zwischen Breton und Bataille ist also komplizierter, als sie mancherorts mit dem Dualismus Materialismus versus Idealismus beschrieben wird. Vgl. auch Robert S. Short, Contre-Attaque, in: Ferdinand Alquié, Hg., Entretiens sur Le Surréalisme, Paris 1968, 167 ff.

21 Vgl. Bataille, Œuvre I (wie Anm. 8), S. 379.

und »fanatischen« Zusammenschlusses von Kräften. Der Beschluss endet mit den Worten: »Tod allen Knechten des Kapitalismus!«²²

Die Vereinigung solle sowohl Marxisten als auch Nicht-Marxisten umfassen, heißt es weiter. Ihre Handlungsbasis sei insbesondere und im Gegensatz zu anderen sozialen Bewegungen nicht die materielle Basis, sondern die sozialen Überbauten.²³ Die »von der Gruppe ausgehende Revolution«, wie man optimistisch und enthusiastisch formulierte, habe aggressiv oder gar nicht zu sein. Eine Formulierung aus Punkt 13 der Resolution, die eine Zuhilfenahme »faschistischer Waffen« vorsieht, sorgte für viel Aufsehen und führte zu Kritik durch andere Gruppen. In Punkt 13 wurde festgehalten, dass man es verstehe, sich der politischen Waffen zu bedienen, die der Faschismus geschaffen habe. Dem Faschismus sei es nämlich in besonderer Weise gelungen, die fundamentalen Bestrebungen der Menschen nach affektiver Erregung und nach Fanatismus für sich zu nutzen.²⁴ Diese affektive Erregung gelte es auf links-revolutionäre und anti-nationalistische Ziele zu lenken. »Contre-Attaque« bezeichnete sich selbst als außer- und anti-parlamentarischen Gegenangriff sowohl gegen den Faschismus als auch gegen aufkommende nationalistische Tendenzen in der Linken Frankreichs.

Nach Angaben von Robert Stuart Short gab es verschiedene »Flügel« innerhalb von »Contre-Attaque«: So soll Bataille gemäß dem Vorbild des Marquis de Sade, der während der Revolution der »Section des Piques« angehörte, eine Teilung der Gruppe vorgeschlagen haben.²⁵ Demnach teilte sich die Vereinigung räumlich nach der Gruppe Sade, die rechts der Seine, und der Gruppe Marat, die links der Seine angesiedelt war.

Das Inauguralmanifest und die Ankündigung der Zeitschrift »Cahiers de Contre-Attaque«, die ab Januar 1936 erscheinen sollten, wurden im November 1935 durch das Buch »Position politique du surréalisme« von André Breton verbreitet.²⁶ Im Vorwort zu den Beitragsankündigungen wurde noch einmal betont, dass sich die Bewegung »Contre-Attaque« als revolutionäre Offensive verstehe, die entschieden zum politischen Kampf beitrage und deren alleiniges Ziel die Machtergreifung sei.²⁷

22 Ebenda, S. 380.

23 Ebenda, S. 381.

24 Ebenda, S. 382.

25 Vgl. Short, *Contre-Attaque* (wie Anm. 20), S. 156.

26 André Breton, *Position politique du surréalisme*, Paris 1935. Vgl. auch Bataille, *Œuvre I* (wie Anm. 8), S. 639.

27 Bataille, *Œuvre I* (wie Anm. 8), S. 384.

Es folgte eine Auflistung der geplanten Titel der »Cahiers de Contre-Attaque« und eine kurze Beschreibung ihres Inhalts.²⁸ Von André Breton und Georges Bataille war der Beitrag »Tod den Knechten« geplant, wonach die Welt von »führenden Knechten« befreit werden sollte, die heute die Menge in den Abgrund führten: Sklaven im Dienst des Vaterlands und des Kapitalismus.²⁹ Ferner war der Beitrag »Front populaire dans la rue« angekündigt, der im einzig publizierten Heft erscheint und von Bataille schon am 24. November 1935 in gekürzter Fassung vorgetragen wurde.³⁰ Ebenso sollte eine Umfrage unter Volksfront-Anhängern und militanten Revolutionären veröffentlicht werden, die sich mit den Milizen, der Machtergreifung und den Parteien beschäftigte. In einem anderen Beitrag »Für eine autonome Bauernbewegung« von Jean Dautry und Henri Dubief sollte es um die notwendige Organisation der Bauern gehen. Denn die Revolution habe im Dienst der wahren sozialen Bewegungen zu stehen und sich nicht aus schematischen Ideen von geschwätzigem Ideologen zu speisen.³¹

In dem Beitrag von Jean Dautry und Pierre Aimery sollte es um die Problematik gehen, dass nicht die Aufstände der Arbeiter, sondern allein die faschistischen Bewegungen mit den bürgerlichen Regimen fertig geworden seien, weshalb die Autoren fordern, dass diese Befunde in die gegenwärtigen theoretischen Forschungen über revolutionäre Taktiken eingehen sollten.³² Damit könne dann auch die Ohnmacht des Sozialismus erklärt und der Sozialismus vielleicht noch gerettet werden.

Dass die Gruppe insbesondere kleinbürgerliche Moralansichten in der Linken bekämpfen und überschreiten wollte, spiegeln die weiteren Pläne für die Zeitschrift wieder. Jean Bernier und Georges Bataille wollten in einem Artikel zeigen, dass die Basis der von den Eltern vermittelten sozialen Moral im Kapitalismus auf Zwang beruhe. Dieser Moral sei eine Moral der Spontanität entgegenzusetzen, wie sie sich bei Kindern, ihren Expeditionen und ihren Spielen entwickle.³³ Auch hinsichtlich der »sexuellen Frage« gelte es in Zukunft einiges zu verändern. Deshalb beabsichtigten der de Sade-Spezialist Maurice Heine und Benjamin Péret, den Breton einmal seinen teuersten und ältesten Kampfgefährten genannt hat, einen Beitrag über »So-

28 Zum Folgenden vgl. auch Mattheus, *Thanatographie* (wie Anm. 3), S. 303 f.

29 Ebenda, S. 384 f.

30 Ebenda, S. 640. Auf den Vortrag wird noch extra eingegangen.

31 Ebenda, S. 386.

32 Ebenda, S. 387.

33 Ebenda, S. 388.

ziale Fragen und sexuelle Fragen«, in dem sie Kritik an der bei den Linken zu findenden bürgerlichen Moral üben wollten.

Die ideengeschichtlichen Vorläufer der Gruppe sollten in drei Aufsätzen behandelt werden: Maurice Heine plante einen Text über Marquis de Sade, um aufzuzeigen, dass eine soziale Revolution nur gelingen könne, wenn sie mit einer moralischen Revolution einhergehe. Pierre Klossowski plante, sich mit Charles Fourier und dessen Gemeinschafts-Vorstellungen der »phalanstière« zu beschäftigen. Ebenso galt Friedrich Nietzsche, über den Georges Ambrosino und Georges Gilet schreiben wollten, als ideen-gebender Vater der Bewegung.

Welche aktuellen politischen Themen wurden auf den Veranstaltungen von »Contre-Attaque« diskutiert und welchen Inhalt hatten die von diesen Links-Intellektuellen verteilten Flugblätter?

Sie setzten sich mit der damaligen politischen Lage in Frankreich auseinander, also mit den Ereignissen ab 1931 bis zur Volksfrontregierung: Nachdem Frankreich 1931 die Folgen der Weltwirtschaftskrise von 1929 vehement zu spüren bekam, wechselten und scheiterten von 1932 bis 1934 fünf verschiedene Kabinette. Dadurch breitete sich eine tiefe Skepsis gegenüber der parlamentarischen Demokratie aus, die man sowohl in linken Gruppierungen wie »Contre-Attaque« als auch in den noch bestehenden (Maurras' »Action française«) oder neuen rechten Bewegungen wie zum Beispiel »Croix-de-Feu« vorfand.³⁴ Als gegen Ende 1933 ein Finanzskandal um den Unternehmer Alexandre Stavisky ans Licht kam, in den radikalsozialistische Führer verwickelt waren, entlud sich die schon angespannte Stimmung in großen Demonstrationen. Mehrere Regierungen wechselten einander in kurzen Zeitabständen ab. Nachdem im Februar 1934 ein Generalstreik der Linken einen rechten Putschversuch verhindert hatte, demonstrierte am 14. Juli 1935 anlässlich des Nationalfeiertags eine »Front Populaire« von Kommunisten, Sozialisten und Liberalen gegen die immer mehr anwachsenden rechtsextremen Gruppierungen. Der Nationalfeiertag wurde damit zur Geburtsstunde der »Volksfront«. Im April/Mai 1936 gewann schließlich diese Volksfront unter der Führung des Sozialisten Léon Blum die Wahlen und bildete nun die Regierung. Die sich als radikal-revolutionäre Gruppierung

³⁴ Gemeint ist der 1927 gegründete und später von dem Neobonapartisten Oberst François de la Rocque (1885–1946) geführte, rechtsextreme Feuerkreuzler-Orden. Croix-de-Feu wurde von Industriellen wie de Wendel und von Regierungskreisen (Coty, Laval, Tardieu) unterstützt, seine vage Doktrin richtete sich v. a. gegen Pazifisten und Kommunisten.

verstehende Bewegung »Contre-Attaque« distanzierte sich jedoch von der »Volksfront«, da sie sowohl in der Politik Léon Blums als auch der Arbeiterparteien eine Verteidigung der bürgerlichen Demokratie sahen; die »Front Populaire« hätte weder die Gelegenheit zur Revolution (wie zum Beispiel bei den Fabrikbesetzungen Mitte 1936) genutzt, noch würde sie eine anti-nationalistische Politik betreiben, hieß es bei »Contre-Attaque«.

Bei einer Versammlung am 11. November 1935 sprach Breton über »die Abnutzung der politischen Sprache« und über die Notwendigkeit einer »allgemeinen Begeisterung«, womit er der Bewegung »Contre-Attaque« noch kritisch gegenüberstehende Surrealisten gewinnen wollte.³⁵ Fast zwei Wochen später, am 24. November, sprach Georges Bataille über die Volksfront auf der Straße; dieser Vortrag wird mit Änderungen in dem einzig erscheinenden »Cahier de Contre-Attaque« im Mai 1936 veröffentlicht.³⁶ Zu Beginn seiner Ansprache betonte Bataille, dass bemerkenswerterweise unter den Zuhörern keine Politiker seien und dass er über die Volksfront sprechen werde. Bataille machte deutlich, dass der Übergang von einer defensiven zu einer kämpferischen Volksfront auf der Straße vollzogen werden müsse, deren Kräfte weniger auf Vernunft als einer kollektiven Erregung der Leidenschaften der Massen basieren würde.³⁷ Im Mittelpunkt stände weniger eine intelligente Analyse der politischen Situation, so Bataille, als vielmehr ein unmittelbares Verständnis für das Leben, wobei es gegen die allgemeine Stumpfsinnigkeit und Langeweile anzugehen gelte: Das Opium des Volkes in der gegenwärtigen Welt sei nicht so sehr die Religion, sondern vielmehr die Langeweile.³⁸

Der Gruppe ging es offensichtlich gar nicht so sehr um die Politik und die oftmals anstrengende politische Kleinarbeit,³⁹ als vielmehr um eine anti-bürgerliche Lebenspraxis und Überschreitungen von bürgerlichen Werten, die auch bereits von Teilen der Linken verinnerlicht worden seien. Über-

35 Jean-Michel Goutier, *Der Surrealismus unter dem Druck der Politik*, S. 422, in: Werner Spies, *Surrealismus 1919–1944. Dali, Max Ernst, Magritte, Miró, Picasso. Ausstellungskatalog, Ostfildern-Ruit*, S. 417–423.

36 Bataille, *Œuvre I* (wie Anm. 8), S. 402 ff.

37 Ebenda, S. 409 ff.

38 Ebenda, 410. Zu dieser Rede siehe auch Short, *Contre-Attaque* (wie Anm. 20), S. 150 f.

39 Robert S. Short, *Die Politik der surrealistischen Bewegung*, S. 38, in: Walter Laqueur und George L. Mosse, Hrsg., *Linksintellektuelle zwischen den beiden Weltkriegen*, München 1969, S. 7–40.

schreitungen die dann von »Contre-Attaque« als vordringlich zu lösende Politika betrachtet wurden.

Anfang 1936, am 5. Januar, gab es eine Protestveranstaltung, bei der Breton, Bataille, Heine und Péret gegen die Preisgabe von revolutionären Position der linken Parteien Stellung bezogen. Gegen die Trinität von »Père, Patrie, Patron« gerichtet, die das auch bei den Linken zu findende Fundament des Faschismus sei, hieß es in der Ankündigung zu dieser Versammlung: »Ein Mensch, der das Vaterland liebt, ein Mann, der für seine Familie kämpft, das ist ein Mensch, der verrät. Das, was er verrät, das ist für uns der Grund, zu leben und zu kämpfen.«⁴⁰

Eine andere Veranstaltung im Grenier des Augustins am 21. Januar 1936, dem Jahrestag des 1793 geköpften Louis XVI., war den Großaktionären der Banque de France gewidmet. Die Einladungskarte, gezeichnet von Marcel Jean, zeigt unter dem Hinweis auf den Jahrestag der Exekution Louis XVI. einen abgeschnittenen Kalbskopf auf einer Platte: Man wollte bei »Contre-Attaque« sozusagen den Jahrestag der Hinrichtung von Ludwig XVI. in ein großes Volksfest umwandeln.

Am 13. Februar 1936 wird das Auto von Léon Blum, der zufällig beim Leichenzug von Jacques Bainville, ein Mitglied der rechten »Action française«, vorbeifährt, eingekreist. Blum entkommt nur knapp seiner Ermordung durch die Faschisten. Drei Tage später gibt es eine große Demonstration vom Panthéon bis zur Bastille, auf der man, nachdem die Gruppe bisher nur unter sich geblieben war, zum ersten Mal auch »Contre-Attaque« auf der Straße sehen konnte.⁴¹ Neben der Überwindung der bürgerlichen und linksbürgerlichen Mentalitäten, ging es »Contre-Attaque« auch um den Kontakt mit den Arbeitern; vor allem bei diesem Anspruch scheiterte die Gruppe völlig. Robert S. Short schreibt aus diesem Grund mit Bezug auf die Surrealisten: »Von den ökonomischen Wirkungen der Revolution und der Beseitigung sozialer Ungerechtigkeiten waren die Surrealisten weniger berührt. Ihnen galt die Erschütterung über die Anmaßung und Dummheit der herrschenden Klassen viel mehr als das Leiden der ausgebeuteten Opfer. Die ›Idee‹ der sozialen Ungerechtigkeit empörte sie weitaus stärker als ihre Auswirkungen.«⁴²

40 Short, *Contre-Attaque* (wie Anm. 20), S. 156.

41 Bataille, *Œuvre I* (wie Anm. 8), S. 639.

42 Short, *Politik* (wie Anm. 39), S. 34f.

»Contre-Attaque« verteilte am 16. Februar folgendes, von Benjamin Péret verfasste Flugblatt,⁴³ mit dem die Intellektuellen wiederum – und im Nachhinein betrachtet, vergeblich – die Arbeiter gewinnen wollten:

»Genossen,
Die Faschisten lynchen Léon BLUM.
Werktätige, ihr seid es, die in der Person eines Führers einer großen Arbeiterpartei betroffen seid. Blum hatte vorgeschlagen, das von Faschisten heimgesuchte Quartier Latin durch aus den Vorstädten kommenden Proletariern säubern zu lassen. Die Drohung hat also Wirkung erzielt. Genossen, es ist nur die Angst vor der Offensive, die unsere Feinde berührt. Die Defensive ist der Tod! Revolutionäre Offensive oder Tod!
Contre-Attaque.«⁴⁴

Die rechten Gruppen werteten das Flugblatt als Geständnis dafür, dass die Linken die bürgerlichen und rechten Studenten niedermetzeln wollten.⁴⁵ Die »Action française« vervielfältigte das Flugblatt mit dem Hinweis, dass es als Geständnis der Linken zu werten sei. Bataille schreibt in Erinnerung an diese Demonstration, dass einzig diese »multitude«, dieses Menschenmeer, wie sie die 500.000 demonstrierenden Arbeiter bei der Protestkundgebung darstellten, die Welt vom Alptraum der Ohnmacht und des Blutbades erlösen kann.⁴⁶ Ein weiteres Flugblatt dieser Zeit war der von Bataille geschriebene »Appel à l'action«,⁴⁷ in dem er gegen de la Rocque (»Un capitaliste, un colonel et un comte. Et encore? Un con.«) und gegen die sich defensiv verhaltenden Parteien zur Revolution aufruft: »Genossen, antwortet auf das Gebell der Wachhunde des Kapitalismus mit der brutalen Parole: CONTRE-ATTAQUE!«⁴⁸

Nachdem am 7. März 1936 deutsche Truppen unter Bruch des Versailler Vertrages und des Locarno Vertrages die entmilitarisierte Zone des Rheinlandes besetzt hatten, hielt der französische Ministerpräsident Sarraut einen Tag später im Radio eine Rede, in der er u. a. sagte, dass Frankreich nicht dazu aufgelegt sei, Straßburg deutschem Kanonenfeuer auszusetzen.⁴⁹ Dar-

43 Short, *Contre-Attaque* (wie Anm. 20), S. 159.

44 Bataille, *Œuvre I* (in Anm. 8), S. 394. Für die Übersetzungen sei an dieser Stelle Lothar Peter herzlich gedankt.

45 Short, *Contre-Attaque* (wie Anm. 20), S. 163 f.

46 Bataille, *Œuvre I* (wie Anm. 8), S. 412.

47 Ebenda, S. 395–397.

48 Ebenda, S. 397.

49 Short, *Contre-Attaque* (wie Anm. 20), S. 159.

aufhin entwarf Jean Dautry im Auftrag von »Contre-Attaque« und in Bezug auf Sarrauts Rede das Flugblatt »Unter dem Feuer französischer Kanonen«. Breton, der bei der ersten Auflage nicht in Kenntnis gesetzt wurde, änderte den Titel bei der Neuauflage in »Unter dem Feuer französischer und alliierter Kanonen«.⁵⁰ Der Inhalt des Flugblatts richtete sich gegen die Politik der Westmächte und in einem sehr allgemeinen Sinne gegen jegliche Diplomatie. Ausgangspunkt der Polemik war die »Pseudo-Dialektik« des Satzes »Hitler gegen die Welt – die Welt gegen Hitler«, der einer kommunistischen Broschüre entstammte. Diese Phrase würde entgegen ihrer Absicht gerade die Welt aus Sicht des National-Sozialismus beschreiben, anstatt diese abzuwerten, so die Ansicht von Dautry. Nach einer absoluten und generellen Verurteilung der Politiker, der Diplomatie und ihrer Texte, die bei den Menschen nur Widerwillen auslösten, heißt es dann im Flugblatt weiter, dass man die antidiplomatische Brutalität Hitlers auf jeden Fall der geschwätzigten Erregung der Diplomaten und Politiker vorziehe.⁵¹ Spätestens dieser Satz hätte in den eigenen Reihen von »Contre-Attaque« Widerstand hervorgerufen. Was waren jedoch die eigentlichen Gründe für die Auflösung des »Kampfverbands revolutionärer Intellektueller«?

Das allmähliche Ende von »Contre-Attaque« wurde weder durch die offensichtlich mangelnde Wirkungskraft der Gruppe noch durch ihre mangelnde Verbindung zu den Arbeitern eingeläutet, sondern durch innere Streitigkeiten. Der erste Streitpunkt war ein von Bataille, Bernier und Colliard verfasstes und nicht mit Breton abgesprochenes Flugblatt. Ausgangspunkt dieses Flugblatts vom März 1936 war wiederum Sarrauts Rede und deren Billigung durch die Kommunisten.⁵² Das Flugblatt richtete sich allgemein gegen jeglichen Nationalismus, sei er links oder rechts motiviert. Anscheinend war dieses Flugblatt auch verfasst worden, weil Bataille eine neue Gruppe ins Leben rufen wollte. Diese Vermutung ergibt sich aus der Tatsache, dass dem Flugblatt ein Unterschriftenzettel beigelegt war, der im Namen eines »Komitees gegen die Heilige Union« und – sehr zum Ärgernis der surrealistischen Gruppe um Breton in »Contre-Attaque« – um Förderer und Anhänger einer neuen Bewegung warb. Unterschrieben war es von Bataille,

50 Ebenda, S. 160.

51 Bataille, *Œuvre I* (wie Anm. 8), S. 398. Vgl. auch Mattheus, *Thanatographie* (wie Anm. 2), S. 326.

52 Mattheus, *Thanatographie* (wie Anm. 2), S. 326.

Bernier, Colliard, Dautry, Ferdière und Georges Michon.⁵³ Der endgültige Bruch folgte anlässlich eines Wortes von Jean Dautry, das dieser ironisch und analogisch zum Surrealismus und zur Beschreibung der Absichten von »Contre-Attaque« gebrauchte: »le surfascisme«. Die Bezeichnung des »Über-Faschismus« gibt den Surrealisten einen willkommenen Anlass, sich von »Contre-Attaque« loszusagen und somit die Auflösung der Gruppe zu bewirken:

»Die surrealistischen Anhänger der Gruppe ›Contre-Attaque‹ nehmen mit Genugtuung die Auflösung der besagten Gruppe zur Kenntnis, innerhalb derer sich sogenannte ›über-faschistische‹ Tendenzen manifestiert haben, deren rein faschistischer Charakter sich immer offener gezeigt hat. Sie weisen im vorhin-ein alle Veröffentlichungen zurück, die noch im Namen von ›Contre-Attaque‹ erscheinen könnten (wie ein *Cahier de Contre-Attaque* no I, wenn es davon nicht noch weitere geben wird). Sie ergreifen die Gelegenheit dieser Vorsichtsmaßnahmen, um ihre unverbrüchliche Verbundenheit mit der revolutionären Tradition der internationalen Arbeiterbewegung zu versichern.«⁵⁴

Nach Aussagen von Henri Dubief war die Bezeichnung »sur-fascisme« jedoch in Anlehnung an den Sur-Realismus nicht im Sinne eines Hyperfaschismus, sondern als eine Überwindung des Faschismus gemeint.⁵⁵ Die Nähe des Begriffs zum »Surrealismus« musste zweifelsohne die Gruppe um Breton aufbringen.⁵⁶ Dennoch scheint es eher ein willkommener Anlass für die Surrealisten gewesen zu sein, endlich die Gruppe aufzulösen. Denn es stellt sich die Frage, wie die Surrealisten selbst dazu standen, dass zur Überwindung des Faschismus faschistische Mittel, wie beispielsweise die »leidenschaftliche Erregung der Massen«, angewendet würden⁵⁷; anders gesagt: »Die

53 Bataille, *Œuvre I* (wie Anm. 8), S. 640. Vgl. auch Matheus, *Thanatographie* (wie Anm. 2), S. 327.

54 Ebenda, S. 641. Vgl. auch Short, *Contre-Attaque* (wie Anm. 20), S. 163.

55 Henri Dubief, *Témoignage sur ›Contre-Attaque‹ (1935–1936)*, S. 55, in: *Textures* '70, Nr. 8, Brüssel 1970, S. 52–60.

56 Vgl. Matheus, *Thanatographie* (wie Anm. 2), S. 329.

57 Michel Leiris, der später mit Bataille und Caillois das *Collège de Sociologie* gründet, äußert sich in einem Interview zu »Contre-Attaque« folgendermaßen: »Dennoch, meiner Meinung nach war Bataille zutiefst antifaschistisch. Dagegen ist sicher, daß ihn die Mittel faschistischer Propaganda, daß ihn Hitlers Charisma beeindruckten. Man kann aber eigentlich nicht sagen, daß er davon in Bann geschlagen war. [...] Auch bei *Contre-Attaque* habe ich nicht mitgewirkt. Ich weiß eigentlich nicht genau, warum. [...] Zum Beispiel sprach Bataille davon, die Enthauptung Ludwigs XVI. auf der Place de la Concorde zu feiern. Für ihn war dies ein Propagandamittel der linken Seite. Aber mir schien das eher kindisch. Mit ihren Zielen war ich einverstanden. Aber das ganze schien mir, wie soll ich

Surrealisten sahen nicht oder wollten nicht sehen, daß sie sich mit dieser Erklärung [gemeint ist »Unter dem Feuer französischer und alliierter Kanonen«, S.M.] selbst desavouieren, denn Bataille hat in den beiden Aufsätzen des »Contre-Attaque«-Heftes [...] nichts ausgeführt, was nicht bereits im Inauguralmanifest gestanden hätte. Es ist also nichts mit der Beschuldigung: hätte Bataille seine Affinität mit dem Faschismus bekundet, so hätten auch sie selbst, als Unterzeichner des Manifests, es getan.«⁵⁸

Das »revolutionäre Projekt Intellektueller« mit dem Namen »Contre-Attaque« war somit beendet, ja gescheitert. Und man kann sagen, dass dieses Scheitern zwar aufgrund von Streitigkeiten evident wurde, aber dass die Gruppe darüber hinaus wenig unternommen hatte, ein regelmäßiges, an einem Thema orientiertes politisches Engagement zu zeigen und mit den von ihr avisierten Gruppen der Arbeiter und Sub-Proletarier kaum oder gar keinen Kontakt gepflegt hatte. Immer wieder beschäftigte sich die Intellektuellengruppe nur kurz mit einem Thema, organisierte dazu Veranstaltungen, um sich dann schnell wieder einem anderen Thema zuzuwenden. Obgleich ihre politischen Orientierungen nicht einer gewissen »Originalität« entbehrten, insofern sie die »psychologische Struktur des Faschismus« (Bataille) für ihre links-revolutionären Ziele und zur Bekämpfung des Faschismus benutzen, um den Faschismus mit seinen eigenen Waffen schlagen zu wollen. Darüber hinaus scheiterten sie an dem Versuch, die bürgerlichen Moralvorstellungen, die auch in der Linken zu finden waren, zu überwinden. Haben die Bauern und Arbeiter – ihre angenommene Basis – sie verstanden? Wie auch immer ihre realen Bezüge zu den Arbeitern zu bewerten sind, den Angehörigen von »Contre-Attaque« ging es weniger darum, den Arbeitern materielle Verbesserungen zu verschaffen, als vielmehr den Arbeitern »symbolisches Kapital« (Bourdieu) und Würde zurückzugeben. Dieser Gedanke verwundert nicht, wenn man bedenkt, dass viele Mitglieder der Bewegung vom soziologisch-ethnologischen Denken Marcel Mauss' und dessen »Essay über die Gabe« stark beeinflusst waren und aus diesem Grund weit mehr die ökonomischen Aspekte des Prestiges als die des rationellen

sagen, nicht sehr ernsthafte Züge anzunehmen...« Leiris-Interview in: Bernhard-Henri Lévy, Die abenteuerlichen Wege der Freiheit. Frankreichs Intellektuelle von der Dreyfus-Affäre bis zur Gegenwart, München/Leipzig 1992, S. 180 ff.

58 Gerd Bergfleth, Nietzsche redivivus, S. 391, in: Georges Bataille, Wiedergutmachung an Nietzsche. Das Nietzsche-Memorandum und andere Texte. Hrsg., übersetzt und mit einer Studie von Gerd Bergfleth, München 1999, S. 299–396. Vgl. auch Goutier, Politik (wie Anm. 35), S. 423.

Wirtschaftens hervorhoben.⁵⁹ In dieser Perspektive lag auch ein großer Teil der Differenz gegenüber anderen linken Gruppierungen. Das Projekt kann aber im Nachhinein nicht einfach als Skurrilität abgetan, sondern sollte meines Erachtens als ein Versuch gewertet werden, zu einer Gesellschaftsordnung jenseits der kapitalistischen Zwänge und zwanghafter bürgerlicher Moralvorstellungen zu gelangen. Innerhalb der intellektuellen Diskurse in Frankreich lassen sich die Mitglieder von »Contre-Attaque« darum weder zum traditionellen linken Lager noch dem autoritär-faschismusfreundlichen Lager zuordnen, sondern vielmehr den sogenannten »Non-Konformisten«, die Thomas Keller folgendermaßen charakterisiert: »Ungeachtet ihres antiintellektualistischen und antibürgerlichen Gehabes bleiben die Protestler Intellektuelle und Kinder bürgerlicher Elternhäuser. [...] Sie bekämpfen den Kommunismus, sie begreifen aber auch den Nationalsozialismus bzw. Faschismus als destruktiv und lassen beide Ideologien aus der Welt des Bürgertums hervorgehen.«⁶⁰ Insbesondere lasse sich in beiden Richtungen die Verherrlichung von Arbeit, Massenproduktion und bürgerlicher Moralvorstellungen finden.

Kurze Zeit nachdem sich »Contre-Attaque« aufgelöst hatte, initiierte Georges Bataille mit einigen Mitstreitern von »Contre-Attaque« (Klossowski, Waldberg, Ambrosino) im April 1936 eine neue Gruppe, eine Geheimgesellschaft mit öffentlicher Zeitschrift,⁶¹ die eine linke Nietzsche-Interpretation forcierten und für eine führerlose bzw. »kopflose« Gesellschaft eintrat: *Acéphale*.⁶² Der theoretische Kopf von *Acéphale* wurde das 1937 von Roger Caillois, Michel Leiris und Georges Bataille gegründete *Collège de Sociologie*.⁶³

59 Vgl. Marcel Mauss, *Die Gabe*, Frankfurt/M. 1990. Vgl. zum Einfluss von Mauss auf die Intellektuellen der Zwischenkriegszeit und deren Kampf um die Würde der Arbeiter: Thomas Keller, *Deutsch-französische Dritte-Weg-Diskurse. Personalistische Intellektuellendebatten der Zwischenkriegszeit*. München 2001, S. 90 ff. und S. 149. Mauss selbst war allerdings von seinen Wirkungen eher entsetzt.

60 Keller, *Dritte-Weg-Diskurse*, ebenda, S. 161 und 167. Zur Angehörigen der Non-Konformisten in Frankreich und Deutschland vgl. ebenda, S. 163 f.

61 Wobei die Mitglieder der Gruppe nicht alle identisch waren mit denen der Zeitschrift.

62 Der Name *Acéphale* leitet sich zum einen aus dem Griechischen *akephalos* = *kopflös, ohne Anfang* ab und zum anderen erinnert der Begriff an eine christliche Sekte, die sich die *Akephaloi* nannte. In der hellenistisch-ägyptischen Volksmythologie war ein Akephalos ein kopfloser Dämon, der Geist der enthaupteten Kriminellen. Michel Leiris zufolge erblickte Bataille das Motiv der kopflosen Dämonen zuerst auf gnostischen Intaglien.

63 Zum *Collège de Sociologie* vgl. Stephan Moebius, *Das Sakrale und die Heterologie. Das Collège de Sociologie, Georges Bataille und die Wirkungen auf Foucault, Lévinas und Derrida*, in: *Jahrbuch für Soziologiegeschichte* 2003 (im Erscheinen). Ferner ist ein größeres Projekt zur »Soziologie- und Wirkungsgeschichte des *Collège de Sociologie*« derzeit in Arbeit.

STEPHAN MOEBIUS

Ein paar Ziele von »Contre-Attaque« blieben Programm: eine Veränderung der Mentalitäten der Menschen zu bewirken und eine Bekämpfung jeder nicht-universellen, nationalistischen Gemeinschaft sowie die Schaffung neuer, selbst-gewählter Gemeinschaften. Darüber hinaus hinterließ das von 1937–1939 in Paris existierende *Collège de Sociologie*, an dem auch exilierte Deutsche wie Walter Benjamin, Hans Mayer und Paul Ludwig Landsberg beteiligt waren, mit seinen interdisziplinär angelegten und mit den auf das ganz Andere von Ordnung ausgerichteten Untersuchungen des Heterologischen wichtige Anregungen für zukünftige, auch über die Soziologie hinausgehende Forschungen.

Angelika Ebbinghaus Deutschland im Bombenkrieg – Ein missglücktes Buch über ein wichtiges Thema

*D*IE Debatte in den Feuilletons – oder wie öffentliche Meinung entsteht

Das Buch Friedrichs über den Bombenkrieg der westlichen Alliierten während des Zweiten Weltkriegs ist breit – von der Bild Zeitung bis zu den Feuilletons aller großen Tages- und Wochenzeitungen einschließlich des Fernsehens – rezipiert worden.¹ In der englischen Presse kritisierte man den Autor, er habe Churchill zum Kriegsverbrecher gestempelt und die Deutschen ausschließlich als Opfer dargestellt. Der Militärgeschichtler Horst Boog, ein Kenner der Materie, charakterisiert die Arbeit von Friedrich als ein »Kolossalgemälde des Schreckens«.² Er wirft ihm eine Reihe Detailfehler bei der Analyse der Entwicklung der Waffentechnik und der konkreten Bombeneinsätze vor. Gewichtiger scheint mir der immer wieder vorgebrachte Einwand, der Autor habe sich nicht hinreichend mit der damaligen Kriegssituation auseinandergesetzt. Lothar Kettenacker beispielsweise geht ausführlich darauf ein, dass der Luftangriff gegen Deutschland vor allem eine Antwort Englands auf den Einmarsch der deutschen Wehrmacht in die Sowjetunion war.³ Während die Rote Armee lange Zeit allein die Opfer des Kampfs gegen die Wehrmacht zu tragen hatte, hätten die Engländer – insbesondere Churchill – die einzig mögliche konkrete Unterstützung der Sowjetunion

- 1 Jörg Friedrich, *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945*, München 2002.
- 2 Horst Boog, *Kolossalgemälde des Schreckens. Durchschlagskraft in den Formulierungen, aber sachlich nichts Neues: Jörg Friedrich über Deutschland im Bombenkrieg*, in: FAZ vom 10.12.2002, Nr. 287, S. 39.
- 3 Lothar Kettenacker, in: *Die Zeit* vom 5.12.2002, Nr. 50, S. 46.

darin gesehen, dass sie den Luftkrieg gegen die deutschen Städte und die deutsche Zivilbevölkerung intensivierten. Eine zweite Entlastungsfront im Westen zugunsten der Roten Armee aufzubauen, schien ihnen nicht oder nur unter so großen Opfern möglich, dass sie diese weder ihren Soldaten noch der eigenen Bevölkerung zumuten wollten. Man müsse die gesamte militärische und politische Situation im Europa des Jahrs 1942 im Blick haben, wenn man das »area and moral bombing« nicht nur moralisch, sondern auch strategisch beurteile.⁴ Denn das militärische Ziel hieß, das NS-Regime möglichst schnell und mit möglichst wenig eigenen Verlusten zu entmachten.

Aber auch andere Rezensenten bemängeln, dass Friedrich kaum auf Primärquellen, sondern in erster Linie auf Berichte von Augenzeugen zurückgreift und den historischen Gesamtkontexts entweder vereinfache oder kaum berücksichtigt. Wenn man hingegen das Hauptthema des Buchs, nämlich wie die betroffenen Menschen den Bombenkrieg erlebt haben, als eine Beschreibung des Luftkriegs »von unten« charakterisiert,⁵ weicht man meines Erachtens seiner Thematik aus, statt sich mit ihr auseinander zu setzen. Auch kann ich Boogs Auffassung – mit der er allerdings nicht alleine steht – von der großen »Formulierungskunst« Friedrichs nicht teilen. Viele Rezensenten betonen, dass insbesondere Friedrichs Sprachstil wesentlich zur Verbreitung des Buchs beigetragen habe.

Andreas Kilb ist überzeugt: »dieses Buch musste kommen.«⁶ Das historische Trauma des Bombenkriegs habe einer Inkubationszeit bedurft, um beschrieben zu werden. Die großen Pestbücher seien schließlich auch erst lange nach der ersten Pest entstanden. Natürlich habe Friedrich nicht das erste Buch über den Bombenkrieg verfasst, und er nennt die seit Sebalds »Luftkrieg und Literatur«⁷ in den Feuilletons immer wieder erwähnten Namen: Hans Erich Nossack⁸, Dieter Forte⁹, Alexander Kluge¹⁰, Hans Magnus

4 Darauf weist vor allem Andreas Platthaus in der FAZ vom 26. November 2003, Nr. 275, S. 33, hin.

5 So der Militärhistoriker Boog (wie Anm. 2).

6 Andreas Kilb, Das Zeugnis. Jörg Friedrichs Buch hat nur einen feind: den Bombenkrieg, in: FAZ vom 30.11.2002, Nr. 279, S. 35.

7 W. G. Sebald, Luftkrieg und Literatur, Frankfurt/M. 2002.

8 Hans Erich Nossack, Der Untergang, Hamburg 1943, Hamburg 1948.

9 Dieter Forte, Der Junge mit den blutigen Schuhen, Frankfurt/M. 1995.

10 Alexander Kluge, Der Luftangriff auf Halberstadt (Heft 2), in: ders. Neue Geschichten, Hefte 1–18. »Unheimlichkeit der Zeit«, Frankfurt/M. 1977.

Enzensberger¹¹ und Gert Ledig¹². Sie und noch weitere Schriftsteller hätten zu ganz unterschiedlicher Zeit den Bombenkrieg zu ihrem Thema gemacht. Dennoch gebe es bis zum heutigen Tag keine Gesamtschau des Bombenkriegs. Friedrich habe die bisherigen Analysen – so auch die der Militärhistoriker und Zeitzeugen – in einer dem Thema gemäßen Form zusammengeführt. Das Buch sei weder eine Anklage gegen Churchill noch gegen Hitler, sondern gegen den Bombenkrieg. Nach 60 Jahren gehe es auch nicht mehr darum, Schuld festzustellen, sondern dem Schmerz über das Erlittene Raum zu geben. Über das Trauma »Bombenkrieg« sollte nicht länger geschwiegen werden. Einer ähnlichen Frage geht auch Joachim Güntner nach. »Mehr als eine halbe Million Zivilisten fielen dem Bombardement zum Opfer. Hätte da nicht eine schwelende Wunde im nationalen Seelenleben sein müssen?«¹³ Aber bis heute seien keine – und er greift erneut Sebald auf – literarischen oder historischen Werke geschrieben worden, denen es gelungen wäre, die Schrecken des Luftkriegs im öffentlichen Bewusstsein zu verankern. Den heißen Kern der Debatte, ihre potentielle moralische Anstößigkeit, hätten alle sogleich erfasst: »Ist eine Vergegenwärtigung des vergangenen Schreckens, welche das eigene Land derart stark zur Sprache bringt, für die historisch-politischen Erben der Tätergeneration überhaupt statthaft?«¹⁴ Wie lässt sich der Bombenkrieg politisch korrekt darstellen? Was gilt heute als politisch korrekt? Diese Fragen werden selten offen in den Rezensionen angesprochen, aber sie schimmern immer wieder zwischen den Zeilen durch.

Güntner weist auf ein anderes Phänomen hin: Zwar gebe es stumme Mahnmale für das Leiden im Bombenkrieg – ausgebrannte Kirchen, Gräberfelder – aber in der öffentlichen Rede sei dieses Leiden kaum vorgekommen. Die politischen Reden hätten sich eher auf die Aussöhnung mit den Nachbarländern und die Schuldanerkennung der Kriegsverbrechen orientiert. Anders sei es im privaten Kreis gewesen. Da sei über das Grauen der Bombardierungen gesprochen worden. »Hier durfte man Opfer sein, während sowohl der öffentlich-offizielle wie der sozialwissenschaftliche Diskurs zunehmend dazu übergingen, die Deutschen der Kriegsjahre bloß noch als Täter zu kennen. Es besteht also ein Unterschied zwischen der privaten und

11 Hans Magnus Enzensberger (Hg.), *Europa in Ruinen. Augenzeugenberichte aus dem Jahren 1944–1948*, Frankfurt/M. 1990.

12 Gert Ledig, *Vergeltung*, Frankfurt/M. 1956 (wiederaufgelegt 1999).

13 Joachim Güntner, *Der Bombenkrieg findet zur Sprache. Zur Debatte um Jörg Friedrichs Buch »der Brand«* in: *NZZ* vom 7./8. 12.2002, Nr. 285, S. 33.

14 Ebenda.

öffentlichen Erinnerung.«¹⁵ Diese Diskrepanz in der Erinnerung trage dazu bei, dass »Der Brand« auf so breite öffentliche Resonanz stoße. Nachdem der Deutsche als Täter inzwischen weitgehend im kollektiven Gedächtnis verankert sei, könne die Erinnerung an die eigenen Opfer und Leiden nun getrost zurückkehren. Die oft typisierenden Debatten über die Deutschen als Täter und jetzt auch als Opfer behagen mir persönlich wenig, da diese Zuschreibungen häufig pauschalisierend und moralisierend sind. Das Werturteil »Täter« beziehungsweise »Opfer« steht meist im vorab fest. Die Quellenrecherche ist dann selten noch ergebnisoffen, sondern die Ergebnisse dienen dazu, das bestehende Werturteil zu belegen. Interessant scheint mir, dass sich in der öffentlichen Debatte gegenwärtig zwei Deutungsstränge ausmachen lassen: Die einen Autoren thematisieren das Leid, das die deutsche Bevölkerung im Krieg und als Folge des Kriegs erlebt hat. Exemplarisch hierfür sind die Diskussion über den Bombenkrieg oder die neueren Publikationen über die Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa. Auch wenn das Sujet dieser Themen eine bestimmte Perspektive verlangt, müssen die Ergebnisse nicht zwangsläufig einseitig und politisch tendenziös sein, solange der historische Kontext nicht außer Acht gelassen wird. Dass dies häufig der Fall ist, steht auf einem anderen Blatt. Für den fast entgegengesetzten Deutungsstrang ließen sich die erste Wehrmachtsausstellung oder Götz Alys Thesen über Hitlers »Volksstaat« anführen.¹⁶ Diese beiden Deutungsstränge miteinander zu vergleichen wäre sicher aufschlussreich, aber ein anderer Beitrag.

Kurt Pätzold stellt die Frage, ob Friedrich wirklich ein Tabubrecher sei.¹⁷ Er sieht den Grund für die breite Resonanz des Buchs in zweierlei: erstens in der aufwendigen Verlagsreklame, die suggeriere, dass man das Buch lesen müsse, um mitreden zu können, und zweitens in der Unkenntnis vieler Käufer, die dieser Reklame aufsäßen. Dieser Mechanismus habe bereits bei der Verbreitung des Buchs »Hitlers willige Vollstrecker« von Goldhagen bestens funktioniert. Der Bluff besteht nach Pätzold darin, dass der Verlag und der Autor behaupten, das Buch biete »etwas bisher nicht Dagewesenes«, es schließe sogar »im nationalen Gedächtnis« eine bislang »befremdliche Lücke«. Pätzold unterstellt dem Autor revisionistische Absichten, die sich bereits an

¹⁵ Ebenda.

¹⁶ Götz Aly, Hitlers Volksstaat. Anmerkungen zum Klassencharakter des Nationalsozialismus: Wem kam zugute, was Himmler den »Sozialismus des guten Blutes« nannte?, in: Süddeutsche Zeitung, 10. Mai 2002, S. 19.

¹⁷ Die junge Welt vom 15./16. März 2003, S. 14.

seiner Sprache zeigten. Friedrich würde, indem er Luftschutzkeller mit Hinrichtungsstätten und Krematorien vergleiche und sogar vom Vergasen der Bombenopfer spreche, zumindest semantische Assoziationen zu den Opfern des Holocaust herstellen. Friedrich erwähnt tatsächlich häufiger, dass Bombenopfer in großer Anzahl den Gastod erlitten hätten: Sie sind nämlich an Kohlenmonoxyd oder mangelndem Sauerstoff erstickt. Darin, dass er die Luftschutzkeller als Krematorien und Hinrichtungsstätten bezeichnet, sehe ich weniger revisionistische Absichten als eine sprachliche Unfähigkeit des Autors. Denn im Gegensatz zu vielen Rezensenten kann ich an Friedrichs Sprachlichkeit nichts »Furioses« entdecken, ganz im Gegenteil. Seine Sprache ist dem Thema häufig nicht angemessen und er ist deshalb nicht in der Lage, für die – zugegebenermaßen schwierig zu beschreibenden – Geschehnisse im Bombenkrieg die adäquaten Worte zu finden.

Pätzolds Hauptaussage lässt sich dahin zusammenfassen, dass Friedrich eigentlich nichts Neues bringt, was insbesondere zwei Historiker nicht bereits vor ihm kompetenter dargestellt hätten. Der eine Autor – er bleibt bei Pätzold allerdings namenlos – ist der bereits genannte Militärhistoriker Boog. Er habe seine Leser, »freilich an entlegener Stelle darauf verwiesen, wo Bartels den Most holt.«¹⁸ Trotz dieser wohl anerkennend gemeinten Worte kann sich Pätzold als ehemaliger DDR-Historiker wohl nicht verkneifen, dem ehemaligen wissenschaftlichen Direktor des Militärgeschichtlichen Forschungsamts »die eingeübte nachwirkende Ignoranz aus Zeiten deutscher Zweistaatlichkeit plus dem 1990 hinzugefügten Klischee von der Wissenschaftswüste im Osten Deutschlands« vorzuwerfen,¹⁹ um dann endlich auf die historischen Leistungen von Olaf Groehler sprechen zu kommen. Olaf Groehler, ebenfalls ein ehemaliger DDR-Historiker, hat zwei große Bände zum Thema, die bei ihrem Erscheinen auch in westdeutschen Fachkreisen durchaus Beachtung fanden, vorgelegt: Es ist erstens die bereits 1981 erschienene Studie über die Geschichte des Luftgriffs 1910 bis 1980²⁰ und zweitens seine Studie über den Bombenkrieg gegen Deutschland.²¹ Das 1990 erschienene zweite Buch gibt einen guten Überblick über den Bombenkrieg und seinen historischen Kontext. Es ist gut geschrieben, eindrucksvoll illustriert und basiert auf vielen, damals neuen archivalischen Quellen. Groehler

18 Ebenda.

19 Ebenda.

20 Olaf Groehler, *Geschichte des Luftkriegs 1910 bis 1980*, Berlin (Ost) 1981.

21 Olaf Groehler, *Bombenkrieg gegen Deutschland*, Berlin 1990.

hat darin auch ein Kapitel über das »Leben unter dem Bombenhagel« verfasst.²² Allerdings handelt es weniger von den Ängsten, den physischen wie psychischen Verletzungen der Menschen, sondern von der Geschichte des Luftschutzes, des Fernmeldedienstes sowie des Bunker- und Luftschutzbaus. Mit dem Bombenkrieg kam aber auch die Wohnraumnot, und Groehler beschreibt die verschiedenen staatlichen Anstrengungen, um dieses immer größer werdende und politisch brisante Problem in den Griff zu bekommen. Auch seine Einschätzung über die Auswirkung der Bombardements auf die Moral der Bevölkerung ist recht differenziert: Bei allem Vorbehalt, ob es überhaupt möglich sei, die Moral einer Bevölkerung im Krieg zu erfassen, sei die Mehrheit der Deutschen gegen Ende des Kriegs von einem kaum zu überbietenden Fatalismus und einer alles hinnehmenden Apathie gekennzeichnet gewesen.²³ Wenn bei Groehler die vom Bombenkrieg betroffenen Menschen zumindest in diesem Abschnitt Thema sind, kommen sie in dem großen Handbuchartikel des renommierten Militärhistorikers Boog »Der anglo-amerikanische strategische Luftkrieg über Europa und die deutsche Luftverteidigung« so gut wie gar nicht vor.²⁴ Da frage ich mich schon, was für eine Art von Geschichtsschreibung dies ist und welche historische Sicht des Kriegsgeschehens sie vermitteln kann. Diese Art der Darstellung mag für Militärs und Militärhistoriker interessant sein, aber beschreibt sie das, was den Bombenkrieg ausgemacht hat? Verglichen mit dem »Brand« von Friedrich stellt Boogs Beitrags gewissermaßen den anderen Pol dar. Während Friedrich ein Mehr an Analyse und historischem Kontext zu wünschen gewesen wäre, kommen in Boogs historischer Analyse diejenigen nicht vor, die von den Bomben getroffen wurden. An dieser Stelle möchte ich nicht unerwähnt lassen, dass sich Friedrich in seinem Editorial, das seinem Buch allerdings nachgestellt ist, ausdrücklich den Forschungsergebnissen dieser beiden Militärhistoriker verpflichtet weiß.²⁵

22 Ebenda, S. 230–320.

23 Ebenda, S. 303.

24 Horst Boog, Der anglo-amerikanische strategische Luftkrieg über Europa und die deutsche Luftverteidigung, in: Der globale Krieg. Die Ausweitung zum Weltkrieg und der Wechsel der Initiative 1941–1943 (Das Deutsche Reich und der zweite Weltkrieg, Bd. 6, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt), Stuttgart 1990, S. 429–565.

25 Jörg Friedrich, Der Brand (wie Anm. 1), S. 543.

Strategie und Zerstörungen im Bombenkrieg

In sieben langen Kapiteln – Waffe, Strategie, Land, Schutz, Wir, Ich und Stein – beschreibt Jörg Friedrich die Bombardierung deutscher Städte während der Jahre 1940 bis 1945. Der Autor beginnt sein erstes Kapitel »Waffe« mit der Darstellung der Bombardierung Wuppertals im Mai 1943: Es war die erste Stadt, die völlig zerstört wurde. 80 Prozent der Wohnfläche wurden buchstäblich in Schutt und Asche gelegt. 3400 Menschen kamen bei diesem Bombenangriff um. Der Angriff auf Wuppertal stellte eine Wende im Luftkrieg dar. Danach wurden die Städte nicht nur mit Bomben angegriffen, sondern man versuchte zusätzlich, durch den Abwurf von Brandbomben systematisch Feuerbrände zu erzeugen. Diese Feuerbrände zerstörten die Städte völlig und ihre Bewohner kamen zu Tausenden im Feuer und an seinen Folgen um.

Bereits in diesem Kapitel greift Friedrich auf ein Stilmittel zurück, das das gesamte Buch durchzieht und eine dem Thema unangemessene Stimmung und Dramatik erzeugt. Friedrich stellt eine Action-Atmosphäre her, wie man sie von einer bestimmten Art der Kriegsliteratur kennt. Die Bombardierung Wuppertals wird aus der Sicht der Besatzung eines englischen Bombenflugzeugs, einer viermotorigen Lancaster, geschildert: Wuppertal wird ins Bombenvisier genommen, die Bewohner haben die Stadt abgedunkelt, der Pilot kann sein Ziel nicht erkennen. Doch die »Pathfinder«-Gruppe in »ihren schnellen, von keinem deutschen Abfangjäger erreichbaren Mosquitomaschinen traf mit zweiminütiger Verspätung ein.«²⁶ Im Stakkato wird weiter erzählt, wie sie den Stadtteil Barmen mit roten Leuchtbomben markieren. »Sechshundert Maschinen entluden, rund zehn pro Minute, ihre Last. Die erste Angriffswelle von vierhundertvierzig Maschinen warf nur Brandmunition. Stabbrandbomben in nie zuvor erlebter Dichte sausten herab mit wasserfallähnlichen Geräuschen, weit über 300 000 Stück in dieser Nacht.«²⁷ Friedrich nimmt nicht nur die Sicht der Bombercrew ein, sondern bei ihm verwandeln sich auch Bomben, Flugzeuge, sogar Angriffswellen zu Subjekten, die handeln, angreifen, etwas tun. Dies verstärkt den Action-Stil. Wie im Film wird ein Schnitt gemacht und nun kommen diejenigen zu Wort, die diesen Bombenangriff erlebt haben.

²⁶ Ebenda, 13.

²⁷ Ebenda, S. 14.

In dem Kapitel »Waffe« will der Autor vor allem zeigen, wie die Engländer mit dem gesamten ihnen zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Know-how versuchten, die Bombengeschosse ständig zielgenauer und in ihrer Wirkung noch effizienter – das heißt todbringender – zu machen. Hand in Hand damit ging die ständige technologische Verbesserung der eigenen Flugzeuge und Flugzeugtechnik sowohl zum eigenen Schutz wie zur Verbesserung des Angriffs einher. Auch in diesem Kontext dramatisiert der Autor über Gebühr: »Nie zuvor kannte die Kriegsgeschichte eine ganz und gar von Wissenschaftlern gelenkte Waffe wie den Brandangriff.«²⁸ Als ob in den beiden Weltkriegen die Entwicklung irgendeines Waffensystems ohne die Inanspruchnahme der jeweiligen nationalen wissenschaftlichen Ressourcen überhaupt denkbar gewesen wäre.

Bei der Beschreibung des Luftabwehrkampfes geht der Gaul vollends mit dem Autor durch und man meint streckenweise, ein Landserheftchen zu lesen. Die deutschen Jagdflieger hatten die Aufgabe, die großen und schweren Flugzeuge, die die Bomben transportierten, anzugreifen: »Die Jagd ist ein Sport und der Jäger in seinem einmotorigen Vogel ein mit ihm verwachsener Einzelkämpfer. Den Bombentransportern, die in gepanzerten Kolonnen ihre feste Bahn zum festen Platz ziehen, die ihre Angst niederzwingen, standhalten, sich darbieten, setzt der Jäger das Können des Fechters gegenüber, Auge, Geschwindigkeit, Witz. ... Die Methode ›wilde Sau‹ teilt wieder einmal das Himmelsgewölbe in Etagen. Die untere Etage bestreicht die Flak, weil sie sowieso nicht höher reicht. Oberhalb von fünftausend Metern schweift der Jäger.«²⁹ Noch etliche Beispiele für diese Art von militärischer Bildersprache ließen sich hier anführen.

Die Verlustrate unter den englischen Bomberkommandos war extrem hoch. Von insgesamt 125000 Mann Besatzung fielen 55000, das sind circa 44 Prozent. Der Verlust unter der deutschen Zivilbevölkerung kann nur geschätzt werden. Zwischen 420000 und 570000 Menschen sollen durch den Bombenkrieg der Alliierten umgekommen sein. Die Flugzeugbesatzungen waren Soldaten, aber die von ihnen Getöteten waren in ihrer großen Mehrheit Zivilisten.

Friedrich beschreibt in dem Kapitel »Strategie« die Eskalation des Bombenkriegs zum »area and moral bombing«. Die Deutschen hatten mit der Bombardierung von Städten angefangen – zuerst Warschau am 25. Septem-

28 Ebenda, S. 25.

29 Ebenda, S. 55.

ber 1939, dann Rotterdam am 14. Mai 1940, und es folgten weitere. Churchill habe bereits im ersten Weltkrieg die Bombardierung Berlins geplant, aber erst in der Nacht zum 26. August 1940 habe er seinen »langgehegten Berlinplan« verwirklichen können.³⁰ Die Herstellung dieses Kontexts ist eine reine Konstruktion von Friedrich, deren politische Absicht jedoch jeden einigermmaßen informierten Leser verstimmen dürfte.

Die Wende im strategischen Luftkrieg lässt sich an zwei Ereignissen festmachen: der Kapitulation Frankreichs und der Absicht der Deutschen, in England zu landen. Hinzu kommt die Tatsache, dass die Engländer keine andere Waffe zur Verfügung stand, um dem Kriegsgegner Deutschland nachhaltig zu schaden. Die britische Jagdwaffe wehrte die deutschen Angriffe zwar vehement ab, aber sie verlor dabei doppelt so viele Maschinen wie die deutsche Luftwaffe. Die Art und Weise, wie Friedrich diese strategische Wende beschreibt, ist kennzeichnend für das Buch. Mit dem Beschluss, auch die Städte und damit die deutsche Zivilbevölkerung zu bombardieren, habe sich die Neuzeit einem »unüberschaubaren, nicht zu beherrschenden Verhängnis« ausgeliefert.³¹ »Die Wende im Sommer 1940 suchte nicht eine Streitmacht gegen die andere, sondern gegen ein Zivilquartier, eine Stadt. Im Unterschied zu Warschau und Rotterdam war dies keine Maßnahme im Krieg, sondern der Hebel zum Sieg, die Strategie. Sie stand längst auf dem Papier, aber das war alles. Die strategische Waffe war eine Vorstellung, keiner besaß sie.«³² Das Buch ist gespickt mit solchen sprachlichen Ungetümen, bei denen entweder die Bilder oder die grammatikalischen Bezüge wenig Sinn ergeben. Was aber soll dem Leser subkutan mitgeteilt werden? Die Doktrin dieser neuen Luftkriegsstrategie kam von den Briten, für die sie damit gewissermaßen die moralische Verantwortung trügen. Der Krieg wurde demnach sozusagen im Vorfeld entschieden und nicht mehr von den Militärs auf den Schlachtfeldern. Die Bomber sollten erstens die industrielle Kriegsproduktion treffen, so dass der Nachschub für den »normalen« Krieg auf den Schlachtfeldern fehlt. Zweitens sollte die Bombardierung der Städte den Durchhaltewillen und die Moral der Bevölkerung brechen. Dieses Ziel wird dem Leser wieder in einem typischen Friedrich-Satz erläutert: »Das Instrument, in das Vorfeld unwiderstehlich einzudringen, ist der Bomber. Bomber, Stadt und Krieg sind seither unzertrennlich verbunden.«³³ Krieg-

30 Ebenda, S. 65.

31 Ebenda, S. 67.

32 Ebenda.

33 Ebenda, S. 68.

führen hieße nach der sogenannten Trenchard-Doktrin, die die Existenz der Royal Air Force begründete, vor allem Städte zu bombardieren. Gleichzeitig gehe sie davon aus, dass der Bomber immer und überall durchkomme. Dies jedoch sei ein Irrtum gewesen, wie Friedrich weiß: »Denn alles, was durchwill, trifft seit jeher auf etwas, das aufhält.«³⁴ Mit dieser kryptischen Umschreibung meint der Autor die Flugabwehr des Gegners. In der Anfangsphase machte es die deutsche Flugabwehr dem englischen Bomber Command nicht leicht, seine neue Luftkriegsstrategie zu realisieren: Wohingegen die deutsche Luftwaffe angeblich ohne Strategie und Plan – so Friedrich – zwischen September 1940 bis März 1941 Städte in Mittel- und Südengland angegriffen habe. »Eine vorsätzliche Bombardierung ziviler Ziele ist den Luftwaffenakten nicht zu entnehmen.«³⁵ Durch diese Bombardements starben 30000 Menschen. Indirekt vermittelt der Autor nicht nur in diesen Passagen, dass Bombardements nach strategischem Plan verwerflicher als Bombardierungen ohne Plan seien – soweit man diese Behauptung als historisch richtig unterstellen mag, und er räsontiert: «Doch obwohl ein Mordplan und ein Mord zueinander passen, sind sie keineswegs dasselbe.»³⁶

Statt dem Leser den damaligen militärischen und politischen Gesamtkontext zu vermitteln, lesen wir: »Es war ein Fehler, dass die Deutschen nach Russland zogen, weil sie England nicht in die Knie bomben konnten, dass sie Englands Städte zerbombten, weil sie seine Jäger nicht klein bekamen und dass sie die Jäger angriffen,« weil ihr Friedensultimatum abgewiesen worden sei.³⁷ Mit Churchills Amtsantritt im Mai 1940 sei der Grundsatz, dass die Zivilbevölkerung im Krieg geschützt werden müsse, aufgehoben worden. »Hat Churchill«, fragt Friedrich, »Hitler eine Falle gestellt und in den Bombenkrieg gelotst? Mag sein, aber darauf kommt es weniger an. Entscheidend ist, dass Deutschlands Bomberoffensive fehlschlug, indem sie die Briten zur trotzigsten Schicksalsgemeinschaft verschmolz, die Bühne den Martern eröffnete, die Amerika unaufhaltsam in den Krieg sog, und dass nun die Tötungshemmung verschwand. Die Ehre des Kriegers verblich, die einmal gebot den Schutzlosen zu schützen, statt sie zu massakrieren. Die erste Nation, an der die losgelassene Kriegsfurie der Lüfte gründlich, konsequent und bis zur Verwüstung erprobt wurde, ist die deutsche

34 Ebenda.

35 Ebenda, S. 73.

36 Ebenda.

37 Ebenda, S. 76.

gewesen.«³⁸ Soviel zum historischen Kontext, wie er von Friedrich hergestellt wird.

Mit dem »moral bombing« zielten die britischen Bomben nicht nur auf die deutsche Rüstungsproduktion und die Verkehrsverbindungen, sondern seit der Direktive vom 9. Juli 1940 auch direkt auf die Städte und damit unmittelbar auf die Zivilbevölkerung, um die Zivilbevölkerung und insbesondere die Industriearbeiter zu demoralisieren. Die Arbeiterviertel in den Großstädten waren bevorzugte Ziele der Bombenangriffe, weil die Engländer der fixen Idee anhängen, dass sich die Arbeiter eher gegen das Nazi-Regime erheben würden, wenn man ihre Quartiere zerstört hätte. Letztlich griffen die Engländer die sogenannte Heimatfront in Deutschland an, weil man an den militärischen Fronten nicht glaubte siegen zu können. Es ist bekannt, dass das »moral bombing« nicht den gewünschten Effekt brachte. Die Menschen reagierten auf die starken Bombardements zunehmend mit Resignation und Apathie. Allerdings kenne ich bislang noch keine Studie, die dieser Frage detailliert nachgegangen ist. Die Antworten Friedrichs auf die schwierige Frage, wie die Menschen auf die gewalttätigen, ihr Leben bedrohende, Angriffe psychisch reagiert haben, sind allerdings wenig überzeugend. Nach ihm kann eine Bombe gar keine Moral zerstören, sondern eine Bombe könne nur »Materie, Stein, Gestell und Körper« vernichten. Und ein Körper, der zerstört ist, habe eben keine Moral mehr. Allenfalls heilt – um im Friedrichschen Sprachduktus fortzufahren – »die Moral des einen durch das Abschlagen des anderen. Letzteres währt, bis ersteres eintritt.«³⁹

Im Kapitel »Land« ist die Perspektive eine andere. Das »area and moral Bombing« wird aus der Sicht der Bewohnerinnen und Bewohner geschildert. Jörg Friedrich hat aus vielen Städten Augenzeugenberichte gesammelt und lässt immer wieder die von den Bombardements Betroffenen direkt zu Wort kommen. Wenn man bereit ist, die aufgrund der vielen Exkurse in die deutsche Geschichte häufig sehr langatmigen 200 Seiten dieses Kapitels durchzulesen und die geschilderten Zerstörungen unzähliger deutscher Städte auf sich wirken zu lassen, entsteht wohl bei den meisten Lesern ein Gefühl von Beklemmung, weil das Ausmaß der Zerstörung ungeheuer ist.

Der Bombenkrieg war ein Einschnitt in der Geschichte dieser Städte. Er war auch ein traumatischer Einbruch im Leben der Menschen, die dieses Inferno überlebt haben. Friedrich listet minutiös jede Stadt auf – beginnend

38 Ebenda.

39 Ebenda S. 82.

im Norden Deutschlands –, die von alliierten Bombenangriffen getroffen und fast immer völlig zerstört wurden: Lübeck, Rostock, Anklam, Stralsund, Wismar, Stettin, Kiel, Hamburg, Bremen, Paderborn, Minden, Osna-brück, Hildesheim, Bielefeld, Herford, Soest, Münster, Hannover, Braun-schweig.

Danach wurde der Westen Deutschlands bombardiert: das Rheinland, Duisburg, Krefeld, Düsseldorf, Köln, Bonn, Bingen, Mainz, Wiesbaden, Worms, Mannheim, Karlsruhe, Aachen, Trier, Saarbrücken, Kaiserslautern, Essen und Dortmund. Keine Stadt blieb verschont.

Im Süden traf es die Städte Freiburg, Würzburg, Nürnberg, Augsburg, München, Stuttgart und Heilbronn. Als letzte wurden die östlich gelegenen Städte bombardiert und durch Feuerstürme völlig vernichtet: Leipzig, Mag-deburg, Halberstadt, Dresden und Berlin.

Für jede Stadt werden die Bombardierungen und Feuerbrände sowie das Ausmaß der Zerstörungen konkret benannt. Immer wieder kommen auch Augenzeugen zu Wort, die berichten, wie sie dieses Inferno erlebt und über-lebt haben. Diese Berichte vermitteln, wie viel Angst, Schreck und Panik die Bomben- und vor allem die Brandbombenabwürfe ausgelöst haben. So ent-steht ein Mosaik von Schilderungen kaum vorstellbarer Situationen: Von Menschen, die in ihrem Keller verschüttet wurden, von Menschen, die in ihren Kellern vergiftet wurden, weil ihnen der Sauerstoff ausging oder sie ausströmendes Kohlenmonoxyd einatmeten; Menschen, die in Panik vor dem Feuer flohen und gleich wieder von Flammenwänden umgeben waren und verbrannten; Menschen, die aufgrund der Hitze auf Puppengröße ge-schrumpft waren; Menschen, die unter Trümmer eingeschlossen waren, teil-weise schwer verletzt, und die vor Schmerzen um Hilfe schrieten. Andere ertranken in den Kellern im steigenden Grundwasser, weil es keinen Aus-gang mehr für sie gab. Die Menschen waren mit grausamen Verletzungen und Todesarten konfrontiert, gleichzeitig lebten sie in der ständigen Angst, selbst die nächsten zu sein, die es traf. Der Bombenkrieg erzeugte ein kollektives Trauma.

Ein Hamburger Anatom untersuchte die Leichen nach dem großen Feuers-turm vom Juli 1943. Den Zustand eines 16-Jährigen dokumentierte er fol-gendermaßen: »Die Kopfhare versengt, die Haut der Füße verkohlt, ferner Kinn und Nasenspitze eingetrocknet und verbrannt. Oberflächliche Ver-kohlung auf der Streckseite der Hände. Hautfarbe rötlich bräunlich. Mus-kulatur des Rumpfes wie gekocht erscheinend. Zungenoberfläche trocken und bräunlich. Die Lungen gebläht, voluminös, schwer. Im rechten Herzen

reichlich eingedicktes Blut. Das linke Herz leer, Leber hart, Milz zerflossen. Zwischen Hirnhaut und Schädeldach große Mengen eingedickter, schmierig breiiger rötlicher Massen. Schnitte durch Groß- und Kleinhirn ohne Nachweis von freien Blutungen und pathologischen Veränderungen. Auch in den Gewebsschnitten wurde der Nachweis vitaler Reaktion mit Austritt der weißen Blutzellen geführt. Beurteilung: Der Jüngling ist lebend auf der Straße verbrannt.«⁴⁰ Diese medizinische, distanzierte Beschreibung eines Menschen, der im Feuersturm umgekommen ist, fokussiert eine bestimmte Sicht. Schmerzen, Panik, Todesangst, all das, was dieser junge Mensch in den letzten Minuten seines Lebens auch gefühlt haben mag, lässt sich nur erahnen. Der Bericht des Anatomen sagt darüber nichts aus. Bei Friedrich wird daraus folgende Interpretation: »Die Organe versagten ihren Dienst und wechselten in eine andere Gestalt. Der Feuersturm simuliert kurzfristig einen anderen Planeten, dessen Lufthülle keine Organismen zulässt. Gas, Uranstrahlen, Bakterien oder Hitze verletzen den Körper nicht gewaltsam, sondern überstülpen ihm eine andere Atmosphäre. Die tödliche Wunde kommt gewöhnlich aus einer Richtung, in der man steht und besser nicht stünde, sie verändert nicht das Kontinuum der Welt. Vernichtung tritt ein, wenn nichts am Ort mehr sein kann.«⁴¹ Im Gegensatz zu den häufig sehr konkreten Augenzeugenberichten von Überlebenden und Personen, die als Ärzte oder Feuerwehrleute im Einsatz waren, findet Friedrich für dieses Inferno nur unzutreffende Worte, deren Sinn sich einem manchmal kaum erschließt – wie kann beispielsweise eine tödliche Wunde aus einer Richtung kommen, egal ob man da steht oder nicht. Derart kryptische Beschreibungen durchziehen das gesamte Buch. Ich vermute, dass die vielen Rezensenten, die diesen Stil als furios und packend charakterisiert haben, sich nicht der Mühe unterzogen haben, es Zeile für Zeile zu lesen.

Das Schlüsselkapitel des Buchs ist aus einem weiteren Grund überlang geraten: Der Autor schildert nicht nur die unzähligen Bombenangriffe auf die vielen Städte, sondern er geht weit in die Geschichte jeder Stadt zurück. Zum Beispiel Bremen: Friedrich beginnt bei der Gründung des Bistums Bremen und der Missionierung der Friesen und Sachsen. Man liest, dass Karl der Große Missionsstationen und Bischofssitze in Paderborn, Minden, Osnabrück und Herford gründen ließ, und der geduldige Leser erfährt einiges über die Geschichte dieser Städte im 13., 14. und 15. Jahrhundert. Da-

40 Ebenda, S. 194.

41 Ebenda, S. 194.

zwischen gibt es immer wieder Filmschnitte, und der Leser wird in die Jahre 1943 bis 1945 versetzt. Nachdem der Autor beispielsweise die Bombardierung von Hildesheim im November 1944 beschrieben hat, wird Bischof Bernward, der Gründer von Hildesheim – »ein Sachse von edler Geburt, ein Krieger, Künstler, Gelehrter und Arzt« – vorgestellt. Bevor die Bombardierung Düsseldorfs geschildert wird, kann man einiges über die Judenemanzipation in Deutschland, über Heinrich Heine und Napoleon erfahren. Dann wird der Leser wieder in das Jahr 1940 versetzt. Gleichgültig, die Bombardierung welcher Stadt beschrieben wird: ein Rückblick auf ihre Geschichte – eine Art historischer Kurzlehrgang – bleibt dem Leser nicht erspart. Es ist wirklich ermüdend, diese historischen Mini-Exkurse mitzuverfolgen, und man fragt sich, was der Autor eigentlich damit mitteilen möchte. Zumindest die Botschaft ist in der Summe unmissverständlich: Die geschichtsträchtige Vergangenheit aller dieser Städte ist ein Zeugnis dafür, was für eine großes Kulturland Deutschland gewesen ist. Die Alliierten haben mit der Bombardierung dieser Kulturlandschaft einen Kulturbruch begangen. Obwohl die Botschaft deutlich ist, sagt Friedrich dies nicht direkt. Er hält sich hier wie immer dann, wenn man von ihm Einschätzungen statt die Vermittlung indirekter Botschaften erwarten könnte, »merkwürdig bedeckt«. ⁴² Im Kapitel »Stein« geht er auf die durch die Bombardements zerstörten Kunstschatze, historischen Gebäude, Kirchen, aber auch wichtige Archiv- und Bibliotheksbestände ein. Friedrich hätte wahrscheinlich besser daran getan, in diesem Kontext auf die lang zurückgehende Tradition vieler deutscher Städte zu verweisen, um seine durchaus richtige These zu belegen, dass durch die Flammen viele historische Stadtkerne, selbst Teil der Kultur, zerstört wurden.

Die Menschen im Bombenkrieg

Unter der Überschrift »Schutz« geht der Autor schließlich darauf ein, was das NS-Regime unternahm, um die Bevölkerung vor den Flächenbombardements zu schützen. Es gab genaue Regeln, was man beim Bombenalarm, dem typischen Heulton der Sirenen, zu tun und was man zu unterlassen hatte. Das Luftschutzgesetz regelte beispielsweise, wie die Keller

42 Volker Ullrich, Weltuntergang kann nicht schlimmer sein. Jörg Friedrichs brisantes Buch über den alliierten Bombenkrieg gegen Deutschland, in: Die Zeit vom 28.11.2002, Nr. 49, S. 47 f.

in den Häusern auszubauen waren. Der Luftschutz wuchs im Krieg zu einer riesigen Organisation an. An der Spitze stand das Reichsluftfahrtministerium. Die konkrete Durchführung des Luftschutzes war operativ den Luftgaukommandos und praktisch den städtischen Polizeibehörden übertragen, denen wiederum Feuerwehren und technische Instandsetzungsdienste unterstellt waren. Doch diese Dienste wären nie in der Lage gewesen, die Millionen von Häusern zu schützen. Dazu waren die Mieter selbst angehalten. Jede Hausgemeinschaft bildete eine Luftschutzgemeinschaft mit einem Luftschutzwart, der im Ernstfall durchaus Polizeibefugnisse hatte. Die Häuser wurden wiederum in Blöcke mit einem Blockwart an der Spitze zusammengefasst. Die nächst höhere Ebene war das Luftschutzrevier. Nach den Bombenangriffen kam ein ganzes Heer von Helfern und Hilfsdiensten, das den Schutt wegräumen, die Minen entschärfen und die Leichen bergen musste. Bei diesen Arbeiten wurden Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge eingesetzt.

Die Menschen hatten die größte Angst davor, im Keller oder Bunker verschüttet und lebendig begraben zu werden. Deshalb galten strenge Regeln, wann die Keller und Bunker zu schließen waren, wann sie verlassen werden durften und wann nicht, damit die Schutzräume nicht zu todbringenden Fallen wurden. Die Eingeschlossenen befanden sich häufig in einem nicht lösbaren Dilemma: blieben sie im Keller, würden sie ersticken. Stiegen aus den Kellern aus, würden sie verbrennen. Augenzeugen berichten, dass in manchen Luftschutzkellern die Leichen fast wie lebendig aussahen: Sie waren noch an eine Wand angelehnt oder saßen auf Bänken und Stühlen. Der mangelnde Sauerstoff oder einströmendes Kohlenmonoxyd hätten sie wie schläfrig gemacht, so dass sie nicht mehr in der Lage waren, den Keller zu verlassen. Diese geisterhaft wirkenden Toten lösten bei den Bergungstrupps besonderes Entsetzen und Furcht aus. Hinzu kamen all die anderen Leichen: die von Trümmern Verstümmelten und vom Feuer Verkohlten.

Die großen Bunker waren aber auch ein Umschlagplatz für Informationen und Gerüchte. Diejenigen, die im Bunker Platz gefunden hatten, hatten sich manchmal mit Gewalt Eintritt verschafft. Denn es gab zu wenig Schutzräume vor den Bomben. Juden, Zwangsarbeiter und KZ-Häftlingen mussten zwar den Bombenschutt wegräumen und die Leichen bergen, aber zu den Bunkern hatten sie keinen Zutritt. Das Leben im Bunker hatte eigene Regeln, es funktionierte wie ein sozialer Mikrokosmos. Die ständige äußere Bedrohung, aber auch die schlechten Luft- und Sanitärverhältnisse trüger zu einer Verrohung und Verwahrlosung vieler Menschen bei. Auch dieses Kapitel des Bombenkriegs ist bis heute wenig erforscht.

In ihrer breit angelegten Untersuchung über die Auswirkung des Bombenkriegs sind die Amerikaner zu der bemerkenswerten Einschätzung gekommen, dass die »innere Wirkung« der Bombardements mehr als die militärische Niederlage zur Entnazifizierung Deutschlands beigetragen habe.⁴³ Dass derartige traumatische Erlebnisse nicht nur kurzfristig, sondern auch langfristige seelische Auswirkungen haben, erscheint wohl den meisten Menschen plausibel. Auch Friedrich schreibt: »Die dank Bunker Davongekommenen waren, äußerlich heil, zu inneren Schadensfällen geworden und zerfielen. Bunker und Insassen verloren ihren Halt zusammen.« Und in dem für ihn typischen Stil fährt er fort: »Eben sowenig wie die Tiefe des Kellers konnte die Härte des Betons das Leben von dem Ruin seiner Lebenswelt ausnehmen.«⁴⁴ Anders als 1918 hätten die Menschen sich nicht nach dem Ende des Regimes gedrängt, sie »waren zu Ende«. Erst als die Städte verbrannt waren, seien die Bewohner aus den Kellern und Bunkern gekommen, »um sich zu unterwerfen. Es ging nicht mehr anders.«⁴⁵ Bis heute sind meines Erachtens nach die psychischen Folgen des Bombenkriegs nicht hinreichend untersucht worden. Meist werden die immer gleichen Einschätzungen kolportiert: die Bombardements hätten die Moral der Bevölkerung gestärkt und nicht untergraben, obwohl es auch andere Stimmen und Zeugnisse gibt. So teilt beispielsweise Hans Erich Nossack, der den Untergang Hamburgs bereits 1948 so genau beschrieben hat, ganz andere Beobachtungen mit.⁴⁶

Das NS-Regime versuchte über ein engmaschiges Netz von Fürsorge und Betreuung den Ausgebombten zu helfen. Sie erhielten Essen, Kleider und Mobiliar. Hinter dieser Hilfe stand natürlich auch politische Absicht. Dass die Möbel meist aus dem Besitz der deportierten Juden stammten, wird nur am Rande erwähnt. Auch die Wohnungen, die durch die Deportation jüdischer Familien, frei geworden waren, wurden meist an Ausgebombte weiter vermittelt. Bis heute ist der Frage noch nicht systematisch nachgegangen worden, welche Zusammenhänge zwischen den Deportationen der Juden und dem Bombenkrieg bestehen. Es gibt immerhin zu denken, dass der

43 Friedrich, ebenda, S. 403. Er zitiert hier den 4. Band der United Strategic Bombing Survey, Vol. IV, S.1. Die Amerikaner haben ebenso wie die Briten die Auswirkungen der Bombardierungen genauestens dokumentiert und sich auch mit den Effekten der Bombardements auf die Moral der Deutschen auseinandergesetzt.

44 Ebenda, S. 406.

45 Ebenda.

46 Erich Nossack (wie Anm. 8).

Gauleiter Karl Kaufmann im September 1941 seiner Forderung nach der Deportation der Hamburger Juden Hitler gegenüber damit begründete, er benötige ihre Wohnungen für die Unterbringung der Ausgebombten. Durch diese Initiative wurde die Massendeportation der deutschen Juden nach Osteuropa ausgelöst.

Neben der Fürsorge und Betreuung gab es auch Gewaltandrohung und Bestrafung. Gegen Plünderer und auch Menschen, die sich nur aus Hunger etwas zu Essen genommen hatten, wurde unverhältnismäßig hart durchgegriffen und drastische Strafen verhängt. In diesem Chaos versuchte man mit drakonischen Gewaltandrohungen, eine Art Ordnung aufrecht zu erhalten.

Schließlich geht Friedrich in dem Kapitel »Wir« der Frage nach, ob sich angesichts der Bombardements, des Leidens der Bevölkerung und der gegenseitigen Überlebenshilfe ein Wir-Gefühl, eine gemeinsame Identität, herausgebildet habe. Er berichtet über einen weit verbreiteten Hass auf die Engländer und den Wunsch, an ihnen Rache zu nehmen. Auch die Zwangsarbeiter, die den Schutt wegräumen mussten, seien mit Misstrauen beobachtet worden und hätten für die deutsche Bevölkerung eine Art Blitzableiterfunktion gehabt. Viele der abgestürzten englischen und amerikanischen Fliegern wurden von der Bevölkerung gelyncht. Ob sich in den Jahren des Bombenkriegs ein »Wir-Gefühl«, eine »Wir-Identität«, herausgebildet hat und wenn ja, was sie ausmachte und wie sie sich gegen Ende des Kriegs veränderte, diese Fragen werden nicht beantwortet. Nach Friedrich habe der Bombenkrieg den »nationalen Zusammenhalt« auf den Prüfstand gestellt, wobei die Aussicht auf Vergeltung und Rache »das Narkotikum der bombardierten Gemeinschaft« gewesen sei. Trotz dieser vollmundigen Sprache halte ich die Frage, ob und wenn ja wie die Bombardements die mentalen Einstellungen der Deutschen verändert haben, für noch nicht beantwortet.

Welche Auswirkungen hatten die Bombardierungen auf die Menschen? Um zu begreifen, was der Bombenkrieg eigentlich war, muss man – zumindest annäherungsweise – verstehen, welche psychischen Auswirkungen er auf die Betroffenen hatte. In dem nur zwanzig Seiten starken Kapitel »Ich« werden unterschiedliche psychische Reaktionen aufgezählt: die Angst und Anspannung vor einem Bombenangriff; physiologische Angstreaktionen wie Zittern, Schweißausbrüche, Magenschmerzen, Durchfall, erhöhter Pulsschlag, Versagen der Stimme, umgekehrt aber auch unkontrollierte Angstschreie; Versagen der Beine, apathische Reaktionen, aber auch »Überschussreaktionen« wie unbändiges Gelächter.

Friedrich zitiert in der ersten Hälfte dieses Kapitels ausschließlich aus der Arbeit »Angst und Schreck« von Friedrich Panse, einem Psychiater und Universitätsprofessor, der auch Wehrmachtpsychiater gewesen war.⁴⁷ Auf ihn geht das sogenannte Pansen zurück: Soldaten, die auf die Gewalttätigkeiten an der Front mit psychischen Störungen reagierten und dekompenstierten, waren in den Augen Panses Drückeberger und Simulanten. Sie wurden in dem von ihm geleiteten Lazarett mit einer Form von Elektroschocks drangsaliert, so dass die Wahl der Soldaten zwischen der Fortführung dieser Behandlung oder der Rückkehr an die Front, häufig zugunsten der Front ausfiel. Auch der Luftkrieg war für Panse ein riesiges Experiment, bei dem man studieren konnte, wie Menschen unterschiedlicher Veranlagung auf die Bombardierungen und die durch sie ausgelösten schweren emotionellen Traumen reagiert haben. Ihn interessierte diese Frage nicht nur wissenschaftlich, sondern es ging ihm auch um die »sozialmedizinisch so überaus wichtige Frage, welche Bedeutung Angst und Schreck, wurzeln diese in entschädigungspflichtigen Ereignissen oder nicht, für etwaige nachdauernde Auswirkungen körperlicher und seelischer Art haben oder haben können.«⁴⁸ Ihm ging es also um die Klärung der Frage, ob die Erfahrungen im Bombenkrieg bei den Betroffenen zu dauernden psychischen Schäden geführt haben könnten, oder ob letztlich die psychische Veranlagung und Konstitution ausschlaggebend dafür sind, wie Menschen solche Traumen verarbeiten.

Panse behauptete mit der Autorität eines Universitätsprofessors der Psychiatrie, dass es auf die Bombardements natürlich unmittelbare Angst- und Panikreaktionen gegeben habe, aber »Ausnahmestände«, die das auslösende Erlebnis überdauern hätten, seien äußerst selten gewesen. So habe es in der Heil- und Pflegeanstalt Bonn vom 1.9.1939 bis zum 9.3.1945 insgesamt 6148 Neuaufnahmen gegeben, aber keine einzige, die man ursächlich auf den Bombenkrieg hätte zurückführen können. Sogar die psychiatrischen Patienten selbst hätten sich unter dem Eindruck der Bombardements disziplinierter als üblich verhalten. Dies behauptete ein Psychiater, der Soldaten

47 Zu Friedrich Panse vgl. Angelika Ebbinghaus/Karl Heinz Roth, 545 Kurzbiographien, in: Der Nürnberger Ärzteprozess. Wortprotokolle, Anklage- und Verteidigungsmaterial, Quellen zum Umfeld. Im Auftrag der Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, hg. von Klaus Dörner/Angelika Ebbinghaus/Karsten Linne in Zusammenarbeit mit Karl Heinz Roth und Paul Weindling, München/New York 2000, Registerband, S. 129.

48 Friedrich Panse, Angst und Schreck (Arbeit und Gesundheit. Sozialmedizinische Schriftenreihe aus dem gebiete des Bundesministeriums für Arbeit, Neue Folge Heft 47), Stuttgart 1952, S. 2.

mit psychisch auffälligen Reaktionen auf das Kriegsgeschehen »gepanst« hat und selbst an der Vorbereitung der Aktion T4, der Ermordung psychisch kranker Menschen, beteiligt gewesen war.⁴⁹ Vergessen sollte man in diesem Kontext auch nicht, dass psychiatrische Patienten verlegt und häufig auch ermordet wurden, damit die Krankenhäuser für Wehrmachtsangehörige und Bombengeschädigte frei wurden. Inwieweit Menschen, die angesichts der Bombeninfernos psychisch dekompenziert waren, direkt in den ausgebombten Städten aufgegriffen und in die Tötungsanstalten gebracht wurden, ist nach wie vor nicht untersucht. Es gibt jedoch immer wieder Hinweise, dass dies geschehen war. Denn man fürchtete sich vor »psychischen Epidemien«, vor dem Übergreifen der Verzweiflung einzelner Menschen auf andere. Der Psychiater Panse hingegen will persönlich nur einen Fall erlebt haben, wo ein Betroffener nach einem Bombenangriff, bei dem er seine Frau und Kinder verloren hatte, auch noch Wochen später im klinischen Sinne depressiv war.

Panse hat in der Zeit von Mai bis Juli 1945 95 Menschen über ihre Angst- und Schreckgefühle während der Bombardements befragt. Er referiert 20 Beispiele von ängstlicher Erwartungsspannung und Todesangst bis hin zur Panik, um die psychische Atmosphäre im Luftschutzkeller während eines Angriffs zu schildern. Auffällig ist, dass er immer wieder betont, wie stark die Erlebnisform von der jeweiligen Persönlichkeit abhängig gewesen sei. Er schildert schwache Angstreaktionen (Atemnot, Herzklopfen und -rasen und vegetative Störungen) bis hin zu stärkeren Reaktionen wie Tonusverlust und Tremor des gesamten Körpers, bei denen die Angst nicht mehr kontrollierbar war. Bei schweren Angstzuständen kam es auch häufig zu Aufmerksamkeits- und Bewusstseinsverengungen sowie zu einer Form von Emotionslähmung, so dass unter dem Einfluss eines mächtigen äußeren Eindrucks »eine vorübergehende Lähmung oder Suspendierung der Gefühlstätigkeiten« eintrat.⁵⁰ Menschen reagierten in solchen Situationen scheinbar – nach außen – ganz ruhig, emotionslos, fast roboterhaft.

Panse wollte mit seiner Untersuchung zu einem versorgungsmedizinischen Problem Stellung nehmen. Zwar antworteten seiner Meinung nach Menschen auf Angst und Schreck mit abnormen Erlebnisreaktionen, aber bei

49 Uwe Heyll, Friedrich Panse und die psychiatrische Erbforschung, in: Die Medizinische Akademie Düsseldorf im Nationalsozialismus, hg. Von Michael Esch/Kerstin Griese/Frank Sparing/Wolfgang Woelk, Essen 1997, S. 318–340.

50 Friedrich Panse (wie Anm. 48), S. 90 ff.

Menschen ohne krankhafte Veranlagung seien diese Störungen nur vorübergehend, grundsätzlich reversibel und nicht von Dauer.⁵¹ Deshalb seien sie auch von keiner militärärztlichen und vor allem von keiner versorgungsärztlichen Bedeutung. Das hieß im Klartext: Menschen, die angaben, durch ihre Erlebnisse im Bombenkrieg psychisch krank geworden zu sein, hatten keinen Anspruch auf Entschädigung – im Gegensatz zu Menschen, die unter den Trümmern ein Bein verloren hatten –, denn diese psychischen Störungen hätten sie aufgrund ihrer Veranlagung und nicht aufgrund ihrer traumatischen Erlebnisse im Bombenkrieg.

Ich halte es für höchst problematisch, eine Untersuchung, die in dieser Absicht verfasst wurde, als Quelle zu nutzen, ohne diesen Kontext mitzuteilen. Panse hat nicht untersucht, wie Menschen auf die traumatischen Erfahrungen des Bombenkriegs reagiert und sie langfristig verarbeitet haben, sondern der T4-Psychiater hat aus sozialmedizinischen Kostengründen das Leid dieser Menschen als vorübergehende, kurzfristige abnorme Erlebnisreaktion gedeutet. Diese Meinung hatte er nicht etwa aufgrund seiner Untersuchung gewonnen, sondern sie stand schon vorher fest. Bereits in der Debatte, die Psychiater in den 20er und 30er Jahren über die sogenannten Kriegsneurotiker des Ersten Weltkriegs geführt hatten, hatte er sich bereits klar positioniert. Personen, die angaben noch in den zwanziger Jahren und später unter den Folgen der Kriegserlebnisse psychisch zu leiden, wollten – so Panse – sich nur eine Rente erschleichen.

Auffallend ist allerdings, dass ausgerechnet dieses Kapitel des Buchs bei seinen Rezensenten besonders viel Lob gefunden hat, so beispielsweise Volker Ullrich: »Am eindrucksvollsten ist die Darstellung dort, wo sie der Frage nachgeht, wie der Einzelne das Bombardement erlebte und das Erlebte verarbeitete.«⁵² Diese Rezeption sagt viel darüber aus, wie wenig Historiker über menschliche Reaktions- und Empfindungsweisen in Extremsituationen wissen, obwohl Geschichte doch ständig Gewaltanwendung und Gewalterfahrung von Menschen zum Thema hat. Denn der Autor gibt keine Antworten auf die schwierige Frage, welche Auswirkungen die traumatischen Erlebnisse auf die Menschen im Bombenkrieg hatten, sondern er hat sich unkritisch die Deutungen eines T4-Gutachters zu eigen gemacht.

51 Ebenda, S. 184.

52 Volker Ullrich (wie Anm. 39).

Deutschland im Bombenkrieg – ein wichtiges Thema

Warum sind in den letzten Jahren ausgerechnet eine problematische Ausstellung und ein missglücktes Buch auf eine so breite Resonanz gestoßen und haben mit ihren Defiziten die öffentliche Debatte bestimmt? Damit beziehe ich mich auf die in den letzten Monaten geführte Diskussion über den Bombenkrieg in Deutschland und den inzwischen verblassten Streit über die erste Wehrmachtsausstellung. Friedrichs Buch »Der Brand« und die Wehrmachtsausstellung haben wichtige Themen aufgegriffen. Zwar gab es bereits Literatur über die Verbrechen der Wehrmacht und den Bombenkrieg in Deutschland, aber die Präsentation und Fokussierung waren neu. Über die erste Wehrmachtsausstellung hieß es vor allem, es sei ihr Verdienst, mit dem Tabu von der sauberen Wehrmacht aufgeräumt zu haben. Denn in der öffentlichen Auseinandersetzung ging es in erster Linie immer wieder darum, inwieweit so gut wie alle Wehrmachtangehörige Täter gewesen seien. Friedrich wird dafür gelobt, dass er sich mit dem Bombenkrieg eines Themas angenommen habe, bei der alle Deutschen Opfer waren. Auch wenn die erste Wehrmachtsausstellung⁵³ und Friedrichs Buch scheinbar so Gegensätzliches thematisieren – hier die Deutschen als Täter und dort als Opfer –, haben sie viel gemeinsam. Beide vermitteln nämlich in erster Linie gefühlsmäßige Botschaften, und dies ist meines Erachtens auch der wesentliche Grund für ihre breite Resonanz.

Um dem wichtigen Thema des Bombenkriegs in Deutschland während der Jahre 1943 bis 1945 gerecht zu werden, sollten verschiedene Aspekte gleichberechtigt Berücksichtigung finden. An erster Stelle gilt es den historischen Gesamtkontext zu rekonstruieren, damit das Koordinatensystem stimmt, und der Bombenkrieg nicht nur für den Gefühlshaushalt der jeweils dominierenden *political correctness* missbraucht werden kann. Da der Bombenkrieg Teil des anglo-amerikanischen Luftkriegs gegen Deutschland, aber auch Italien, Japan und teilweise auch die von den Deutschen besetzten Ländern gewesen ist, gehört dazu auch eine militärgeschichtliche Betrachtung im globalen Kontext dieses Kriegs. Im Mittelpunkt sollten jedoch die Auswirkungen des Bombenkriegs stehen, die Zerstörung der Städte, der

53 Auf die veränderte Ausstellung, die nun eher zu einem Buch auf Ausstellungstafeln geworden ist, will ich hier nicht näher eingehen. Siehe auch Heinrich Senfft, Die Verbrechen der Wehrmacht. Medienbilder zweier Ausstellungen, in: 1999, Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 17 (2002), 2, S. 172–191.

ANGELIKA EBBINGHAUS

Verkehrs- und Industrieanlagen; vor allem aber der Tod von Zigtausenden von Menschen und nicht zuletzt die physische und psychische Beschädigung von Millionen Betroffenen. Der Bombenkrieg als kollektives Trauma ist bis heute nicht erforscht worden, obwohl dieses Trauma die gesamte Nachkriegszeit geprägt hat. Ich bin davon überzeugt, dass ein historisches Verständnis dieser kollektiven Erfahrung auch zu ganz neuen Einsichten über die Nachkriegszeit führen wird.

Buch- besprechungen

*Heide Berndt**

*Zehn Publikationen über die »Acht-
undsechziger«*

Ingrid Gilcher-Holtey, Die 68er Bewegung. Deutschland, Westeuropa, USA, München: Verl. C.H. Beck 2001. 136 Seiten, € 7,50

Jens Renner, 1968, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt/Rotbuch Verlag 2001. 95 Seiten, € 8,60

Gerd Langguth, Mythos '68. Die Gewaltphilosophie von Rudi Dutschke – Ursachen und Folgen der Studentenbewegung. München: Olzog 2001. 224 Seiten, € 24,50

Hans-Jürgen Wirth (Hg.), Hitlers Enkel – oder Kinder der Demokratie? Die 68er-Generation, die RAF und die Fischer-Debatte, Gießen: Psychosozial Verlag 2001. 236 Seiten, € 14,90

Oliver Tolmein, Vom Deutschen Herbst zum 11. September. Die RAF, der Terrorismus und der Staat, Hamburg: Konkret Literatur Verlag 2002. 256 Seiten, € 17,00

Gerd Koenen, Das Rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2001. 554 Seiten, € 25,90

Jochen Gester/Willi Hajek (Hg.), 1968 – und dann? Erfahrungen, Lernprozesse und Utopien von Bewegten der 68er Revolte, Bremen: Atlantik Verlag 2002. 256 Seiten, € 10,00

Rainer Baginski, Das drittletzte Kind – kein Roman, Frankfurt/Main: Zweitausendundeins 2001. 613 Seiten, € 20,00

Ulrike Heider, Keine Ruhe nach dem Sturm, Hamburg: Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins 2001. 324 Seiten, € 16,85

Ute Kätzel, Die 68erinnen. Porträt einer rebellischen Frauengeneration, Berlin: Rowohlt Verlag 2002. 319 Seiten, € 22,90

ES werden noch viele Bücher zum legendären Jahr '68 geschrieben werden, weil trotz der Fülle der Veröffentlichungen immer noch eine große Ratlosigkeit herrscht, diese Ereignisse zu deu-

* Heide Berndt ist am 22. Februar 2003 völlig unerwartet gestorben. Damit haben wir eine weitere Kollegin und Weggefährtin verloren, die den Aufbruch der 1960er Jahre mitgestaltete. Heide Berndt wurde 1938 geboren und studierte Soziologie am Institut für Sozialforschung in Frankfurt. Danach arbeitete sie acht Jahre lang als wissenschaftliche Assistentin für Stadt- und Architektursoziologie am dortigen Sigmund-Freud-Institut und gestaltete in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre die Politik des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds mit. Seit 1979 lehrte sie an der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin das Fach Sozialmedizin. Die vorliegende Sammelbesprechung über »1968« wurde durch ihren Tod zum Vermächtnis. Die von Heide Berndt projektierte (selbst-)kritische Studie über die innere und äußere Dynamik von »1968« in Frankfurt und Berlin wird nun nicht mehr erscheinen.

ten. Auch ich versuche seit einigen Jahren, den »Mythos 68« zu enträtseln und werde noch einige Zeit dazu brauchen, weil das Wichtigste zunächst die Sicherung des Materials ist. Wer nicht in vorgebahnten Deutungsmustern bleiben will, muss sich um (fast) jedes Detail kümmern. Meine erste Frage an neu erschienene Bücher ist darum immer die nach der Genauigkeit historisch relevanter Fakten. Ein wichtiger Prüfstein dafür ist die Darstellung des Anteils der Frauen an dieser Bewegung. Wie wird über den »Aktionsrat zur Befreiung der Frauen« berichtet? Werden die Frankfurter »Weiberräte« und die anderer Städte überhaupt erwähnt?

Die hier vorgestellten Veröffentlichungen beschränken sich nur zu einem kleinen Teil auf die Darstellung der 68er Bewegung (Gilcher-Holtey, Renner), meist wird die »Chiffre 68« benutzt, um sich dem Thema RAF und Gewalt in der Politik zu widmen. (Langguth, Wirth, Tolmein). Eine große Anzahl der Bücher sind lebensgeschichtliche Verarbeitungen dieser Zeit. (Koenen, Gester/Hajek, Baginski, Heider, Kätzel)

Ingrid Gilcher-Holteys schmale Studie untersucht die internationalen Ähnlichkeiten verschiedener 68er Bewegungen. Bei ihr stimmen die Fakten; das ist bei all ihren Veröffentlichungen höchst erfreulich. Sie ist Historikerin, keine Zeitzeugin. Ihr ursprüngliches Forschungsgebiet war die französische 68er Bewegung, das sie längst um Untersuchungen zur deutschen erweitert hat. Hier legt sie einen Vergleich zwischen deutscher, französischer und amerikanischer Studentenbewegung vor. Ihre These ist, dass 68 »mehr als eine ›Studentenrebellion‹ oder ›Generationsrevolte‹ war, was Worte wie

»Karneval« oder »romantischer Rückfall«, »Kulturbruch« oder »Revolution im Welt-system« nicht erklären können. Ob nun das seit Jahren von ihr benutzte Deutungsschema der »neuen sozialen Bewegung« den Mythos 68 zu fassen vermag, ist allerdings meines Erachtens nach fraglich (S. 10).

Gemeinsam ist diesen 68er Bewegungen, dass sie sich bei ihrer Konstituierung auf Argumente der ›Alten Linken‹ bezogen, die eine kritische Haltung gegenüber dem »real-existierenden Sozialismus« einnahmen. Große Bedeutung hatte in diesem Zusammenhang die englische Zeitschrift *New Left Review*, auf die sich der amerikanische Soziologe C. Wright Mills bezog, als er den Begriff »Neue Linke« prägte. Sowohl der amerikanische wie der deutsche SDS (Sozialistische Deutsche Studentenbund) bezogen sich auf diese Diskussionen. »Beide Studentenverbände nehmen die, aus ihrer Sicht bedrohte Meinungsfreiheit, verstanden als Recht, auf dem Campus zu politischen Fragen Stellung zu beziehen, zum Anlass, ihre Vorstellungen von einer Demokratisierung der Hochschulen und der Gesellschaft zu entfalten.« (S. 34) Es ist der Krieg, den die USA in Vietnam führen, der zum gemeinsamen Fokus aller 68er Bewegungen wird, die sich das Recht herausnehmen, aktiv in politische Geschehnisse einzugreifen, um Meinungsfreiheit und Minderheitenrechte einzufordern. Wie eng die Beziehungen zwischen deutschen und amerikanischen SDS-Leuten waren, werden demnächst die Forschungen eines jungen Historikers, Martin Klimke aus Heidelberg, noch deutlicher zeigen.

In der ersten Hälfte des Jahres 1968 erreichten die verschiedenen 68er Bewegungen ihren Höhepunkt und waren

durch den ungeheuren Zulauf von Sympathisanten »ständig von Auflösung und Zerfall bedroht«. Deswegen wurde die »Organisationsfrage« wichtig. (S. 95) Warum dies dazu führte, dass sich marxistisch-leninistische Gruppen der verschiedensten Art in den verschiedenen Ländern gründeten, vermag Gilcher-Holtey mit ihrem soziologischen Begriffsinventar nicht zu klären. Auch wird die Kritik der Frauen an den Organisationsvorstellungen der Männer mit keinem Wort erwähnt.

Die höchst vernünftige Forderung von Gilcher-Holtey, sich auf die »ursprüngliche Orientierung« von 68 zu besinnen, um sie als »historische Formation« besser bestimmen zu können, hält sie insofern nicht ein, als sie am Deutungsmuster der »neuen sozialen Bewegung« festhält. (S. 112) Trotzdem kommt sie in ihrem Epilog zu dem Schluss, dass der »Demokratisierungsschub durch Selbstorganisation, den die 68er Bewegung freisetzte«, immer noch nachwirkt. (S. 127)

Nett gemacht zur Schnellinformation über 68 ist das kleine Rotbuch von Jens Renner, weil es bebildert ist. Auch hier wird der internationale Charakter der Protestbewegung betont. (S. 7) Die Aktionsformen ähnelten sich international. Ungenauigkeiten gibt es nur in dem Kapitel »Kommunen und Kinderläden«. Im Januar 1967 wurde die Kommune 1 gegründet, die Kommune 2 erst im August 1967. (S. 59) Die Kinderläden wurden vom »Aktionsrat zur Befreiung der Frauen« schon vor dem Vietnamkongress im Februar 1968 ins Leben gerufen, nicht erst danach. (S. 60) Ansonst ist der Zusammenhang zwischen Frauenprotest und Ende des SDS anfangs zutreffend, dann aber zu verkürzt dargestellt. (S. 70–

73) Dies sind aber nur kleine Kritikpunkte, die den Informationswert des Buches insgesamt kaum trüben. Den »Streit um die Deutungshoheit« lässt der Verfasser offen. (S. 88–91)

Gerd Langguth gehört seit vielen Jahren zu den »wissenschaftlichen Begleitern« der 68er Bewegung. Obwohl er als ehemaliger Angehöriger des RCDS (Ring christlicher deutscher Studentenschaft) ein Zeitzeuge sozusagen der Gegenseite ist, zeichnen sich seine Untersuchungen meist durch ein hohes Maß an Genauigkeit aus. In diesem neuen Buch bezieht sich Langguth auf die »Fischer-Debatte« Anfang 2001 (S. 9–15, 145f.), um seine zentrale These zu untermauern: dass die »Ursächlichkeit für einen langsam entstehenden Terrorismus auch auf Dutschke unmittelbar« zurückzuführen sei. (S. 77) Dutschke stehe in viel näherer Beziehung zur RAF und zum Terrorismus als das üblicherweise gesehen werde. Er konnte sich ein gewisses »Charisma« bewahren, »weil seine Verwundung bei dem Attentat und sein früher Tod eigentlich nie das Gleisnerische dieser eine ganze Generation prägenden Figur herausdestillieren ließ.« (S. 39) »Rudi Dutschke, der in der kollektiven Erinnerung der Öffentlichkeit häufig als leidenschaftlicher Utopist, aber zugleich auch als Verfechter der Gewaltfreiheit interpretiert wird, war in seinem Gewaltverständnis mehr als nur schillernd.« (S. 58) Die RAF hätte er wohl nicht unterstützt (S. 79), aber es fänden sich in seinen Reden und nachgelassenen Notizen reichlich Anhaltspunkte, aus denen ein naives Gewaltverständnis offenbar werde. Gewalt erscheint gerechtfertigt, wenn sie dem Sieg der Revolution unmittelbar zugute kommt. (S. 60–64)

Jede ernstzunehmende soziologische Deutung der 68er Bewegung wird sich mit dem »Thema gesellschaftliche Veränderung – Gewalt – Revolution« auseinandersetzen müssen. Auch wenn Langguth ein recht guter Historiker ist, so ist sein soziologisches Verständnis begrenzt, weil er einen grundsätzlichen »Ideologieverdacht« hat. Alles politische Verhalten erscheint bei ihm ideologisch: Marcuse, überhaupt die »Frankfurter Schule« sind nichts als »Ideologie-Lieferanten«. (S. 27) So ist Langguth unfähig, die von Horkheimer im »Autoritären Staat« entwickelte Kritik der Französischen und Russischen Revolution zu verstehen, die schon 1958 sehr differenziert gegen Habermas vorgebracht wurde, weil Habermas an einem Revolutionsverständnis orientiert war, das größte Ähnlichkeit mit dem von Dutschke und den meisten SDS-Mitglieder hatte. (Horkheimer Schriften Bd. 18) Habermas hatte Dutschke während der Trauerfeier für den erschossenen Benno Ohnesorg wegen seiner »voluntaristischen Ideologie« angegriffen, gemeint war damit das Konzept der »direkten Aktion«. Nach Habermas Verständnis hätte Dutschke aber nur zu Aktionen aufrufen dürfen, wenn Anzeichen einer revolutionären Situation zu erkennen gewesen wären.

Es ist im Grunde das Leninsche Revolutionsmodell, wonach Gewalt beziehungsweise das »Risiko von Menschenverletzung«, wie Habermas sich 1967 ausdrückte, »legitimiert« sei, wenn es um die Revolution geht. (S. 84) Und die Revolution, das sah Habermas nicht anders als Dutschke, die RAF oder die K-Gruppen, wird von den »Arbeitermassen« gemacht. Ansonsten wäre es eine »Scheinrevolution«, wie Habermas ein Jahr spä-

ter, im Sommer 1968, sagte. Die Revolutionsbilder des 19. Jahrhunderts haben in geradezu dramatischer Weise die Köpfe noch Mitte des 20. Jahrhunderts bestimmt. Die Gründe dafür zu verstehen und auf den Begriff zu bringen, wäre die eigentlich lohnende Aufgabe. Aber das ist nicht die Sache von Langguth. Er bereitet nur das so verwirrend reichhaltige Material in Thesen auf, die teils einsichtig, häufiger kaum nachzuvollziehen sind.

Was die »Erben der Studentenbewegung« angeht, so kennt sich Langguth zwar bei den K-Gruppen gut aus, weniger jedoch bei »Spontis« und »Autonomen«, jener Szene, aus der Cohn-Bendit und Joschka Fischer stammen. Gerade was den durch die »Fischer-Debatte« wieder erinnerten »Häuserkampf« in Frankfurt Anfang bis Mitte der 70er Jahre angeht, bringt Langguth entscheidende Fakten durcheinander. »Häuserrat« und »Revolutionärer Kampf« waren nicht »identisch«, wie er behauptet (S. 161), auch wenn sie gemeinsame Aktionen machten. In welcher Weise Hans-Joachim Klein oder auch Johannes Weinrich, die sich ganz oder zumindest vorübergehend wie Klein zum Terrorismus bekannt und entsprechend agiert haben, in die Frankfurter Szene eingebunden waren, wie die einzelnen Gruppen dieser Szene sich abgrenzten, aber auch miteinander kooperierten, das alles ist Langguth weitgehend verschlossen. Nur so ist zu erklären, dass in einer Fußnote die Aussage gemacht wird, Barbara Köster »gilt als ehemalige Freundin von Joseph Fischer« (S. 103), während jedes Szenemitglied in Frankfurt wusste, dass sie mit Cohn-Bendit befreundet war. Es erübrigt sich fast zu sagen, dass Frauen als handelnde Wesen in der 68er Bewegung bei Langguth nicht existieren.

Das Buch macht den Eindruck, als sei es allzu rasch aus bereits bekanntem Material zusammengestellt worden, um bei der in den Medien im Jahr 2001 breit geführten Debatte über die Vergangenheit Joschka Fischers mithalten zu können. Leider ging dies auf Kosten der Qualität.

Die Aufsatzsammlung von Hans-Jürgen Wirth »stellt die erweiterte Fassung einer Publikation dar, die 1997 unter dem Titel »Versuche, die Geschichte der RAF zu verstehen«, erschienen war. (S. 9) Es handelt sich um eine Aufsatzsammlung, die sich in der Hauptsache um Aussagen von Birgit Hogefeld beziehen. Sie war am 27.6.1993 in Bad Kleinen verhaftet worden, während ihr Lebensgefährte Wolfgang Grams unter strittigen Umständen ums Leben gekommen war. 1994/95 wurde in Frankfurt/Main der Prozess gegen sie geführt, wobei ihr mehrere Morde im Indizienverfahren angelastet wurden. Sie wurde zu lebenslanger Haft verurteilt.

In dem einleitenden Aufsatz versucht Wirth, der sich selbst als 68er sieht, die Entwicklung des bewaffneten Kampfes psychoanalytisch zu deuten. »Größen- und Allmachtsphantasien«, besonders aber die »romantische Verklärung von Revolution und Illegalität« hätten es der gesamten 68er Generation lange Zeit schwer gemacht, sich von der RAF abzugrenzen. (S. 21) Allerdings seien die Proteste gegen den Vietnamkrieg auch als unbewusste Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit der Eltern zu verstehen. (S. 27) »Die RAF-Terroristen sind »unbewusste Delegierte« (Stierlin) ihrer Eltern, daher ihr »heiliger Eifer.« (S. 31) Der These von Wirth, dass die »gesamte 68er Generation das von Antifaschismus

geprägte Feind- und Weltbild der RAF-Terroristen« in »gewissen Grundzügen« teilte, kann ich mich nicht anschließen. Auch hier wird deutlich, dass Wirth, die noch innerhalb des SDS geführte Kritik der Frauen an den von Gewaltphantasien durchsetzten Männerdiskussionen nicht zur Kenntnis genommen hat.

Sehr ähnlich wie Wirth argumentiert auch Horst Eberhard Richter: »Aber die RAF war eben nicht von vornherein ein Außenseiter-Phänomen, sondern nur eine Extremvariante einer Bewegung, die ausgezogen war, der Hitler-Generation die heuchlerische Anpassungsmaske vom Gesicht zu reißen ...«. (S. 77) So kann er Birgit Hogefeld als »rächende Erlöserin ihres Vaters« sehen. (S. 79) Solche Erklärungen sind mir allerdings zu wenig auf die Person bezogen, deren Handeln sie erklären sollen, weil sie von fast beliebiger Allgemeinheit sind.

Zur »Prozeßerklärung«, die Birgit Hogefeld am 21.7.95 verfasste, merkt Richter an, dass diejenigen 68er, die den bewaffneten Kampf befürworteten, sich in einer »paranoiden Position« befunden und zur Stabilisierung dieser Position ein »Feindbild« gebraucht hätten. So sei die RAF geradezu lehrbuchhaft von einer »ans Psychotische grenzende Gruppenpathologie« geprägt gewesen. (S. 141)

Hauptmechanismus der pathologischen Gruppenprozesse scheint mir die Einteilung der Welt in ein Gut-Böse-Schema, das die Realitätswahrnehmung stark vereinfacht. Dies wird von Birgit Hogefeld sehr eindringlich beschrieben: »Unsere auf einen bestimmten Ausschnitt reduzierte Wahrnehmung der Welt ... führte zwangsläufig zu einem falschen, weil eingengten Bild, in dem alles zu einem Schwarz-Weiß-Schema zusammen-

gepresst wurde. In unserem Weltbild waren Widersprüche, eben die Facettenhaftigkeit, sowohl auf unserer wie auch auf der Gegenseite ausgeblendet.« In den Diskussionen wurden »Fragen und Unsicherheiten« abgewehrt. Sie wurden notfalls mit »Totschlag-Argumenten« niedergehalten. (S. 110–122) Diese Einengung der Realitätswahrnehmung führte zu einer »zunehmenden Abstraktion«, die Mitglieder der RAF entfernten sich immer mehr von ihren eigenen Erfahrungen, die sie mit anderen Menschen hätten teilen können.

Ähnlich argumentiert Carlchristian von Braunmühl, ein Bruder des von der RAF ermordeten Gerold von Braunmühl. Er spricht von »diesem schrecklich einfachen Weltbild«, einem »Weltbild, in dem es nichts Ungewisses gibt. Alles ist darin klar durchschaut, Zweifel oder Fragen kommen nicht vor.« (S. 178f.) Er benennt das »geistige Mordwerkzeug der RAF: der leninistische Avantgarde-Dünkel ...«. Aus dem Avantgard-Dünkel resultiert die »mörderische Arroganz«, einem anderen Menschen das Leben nehmen zu dürfen. (S. 180/181)

Interessant ist an diesem Buch auch der Aufsatz von Annette Simon, die den 68er-Generationskonflikt aus östlicher Sicht beleuchtet. »Wir wollten immer artig sein«, formuliert sie als These für die dortige 68er Generation. Sie faßt den Aufstand von 1989 als nachgeholtes 68er Ereignis auf. »Die Ostler bewegten sich von 68 bis 89 von dem Versuch, sich in die Strukturen einzubringen zu immer mehr Ablehnung dieser Strukturen. Die Westler bewegten sich von Umsturzplänen zum Einlassen auf die BRD.« In der DDR sei es aus verschiedenen Gründen schwer gewesen, »wirklich erwachsen zu

werden«. (S. 56/57) Der Aufstand gegen die Elterngeneration beziehungsweise Machtelite wird hier als Zeichen von Erwachsenwerden verstanden.

Ebenfalls ganz auf die Auseinandersetzung mit der RAF ist das Buch von Oliver Tolmein ausgerichtet. Es ist vom 11. September 2001 beeinflusst, als die Türme des World Trade Center durch den Angriff islamischer Terroristen zerstört wurden und über 3000 Menschen den Tod fanden. Ursprünglich war dieses Buch als dritte Auflage von »Stammheim vergessen« geplant gewesen. Etwa zur Hälfte besteht es aus Nachdrucken von RAF-Texten. Verknüpfungspunkt beider Themen ist der Nahe Osten. »Dort hatten gerade in der Anfangsphase des bewaffneten Kampfes in der Bundesrepublik RAF-Mitglieder ihre Ausbildung erhalten, dorthin konnten sich Illegale flüchten ...« (S. 14) Der gemeinsame »Hauptfeind« ist der US-Imperialismus. Tolmein kritisiert die RAF, dass sie Nationalsozialismus und Zionismus gleichsetzte und die Vernichtung der Juden zu einem bloßen »Nebenwiderspruch« erklärte. Sein Fazit ist: »So gesehen stellte sich der internationalistische und antiimperialistische Kampf von vornherein auch als eine Fluchtbewegung vor den deutschen Verhältnissen dar, die nicht mehr daraufhin untersucht wurden, inwieweit sie sich grundsätzlich von der Situation in den lateinamerikanischen, asiatischen oder afrikanischen Staaten unterscheiden.« (S. 37 u. 41)

Dieser Gedanke wird auch auf die Neue Linke bzw. die 68er Generation insgesamt bezogen: das übergreifende Feindbild war »die als Besatzungsmacht empfundene USA«. Der Anti-Imperialismus der RAF habe einen »national-revo-

lutionären Unterton« gehabt. »Das könnte auch erklären, wieso die Linke heute, da Deutschland wieder zu einem weitgehend ungebrochenen nationalen Selbstbewußtsein findet, ... in Ermangelung eines zugkräftigen und gleichzeitig äußeren Feindbildes ihre Orientierung verloren und ihre (relative) Stärke eingebüßt hat.« (S. 46) Diese These halte ich für überspitzt, denn sie versucht, das widersprüchliche Phänomen 68 in ein eindimensionales Erklärungsschema zu pressen und immunisiert sich zudem gegen Einsichten, die aus der Psychologie des Unbewussten kommen, wie Wirth und Horst Eberhard Richter sie diskutierten.

Zutreffend finde ich Tolmeins Feststellung: »So unterschiedlich die Wege Deutschland 1977 und der USA 2001 sind, sie folgen doch einer gemeinsamen Logik: Die Anschläge werden genutzt, das eigene Staatswesen zu formieren, seine Einheit zu festigen.« (S. 76) Er fürchtet die »Umgestaltung des Rechtsstaates zum Maßnahmestaat«. (S. 105) Auf die Dialektik, die zwischen dem »Maßnahmestaat« und den terroristischen Einzelkämpfern besteht, ihr geradezu symbiotisches Aufeinanderbezogensein, geht Tolmein leider sehr wenig ein. Aber genau das war es, was Birgit Hogefeld als schmerzhafteste und erst zuletzt vollzogene Einsicht formulierte: »Ich habe mich lange gegen den Gedanken gesträubt, daß dieser Staat, zumindest Sicherheits- und Justizapparat Gruppen wie die RAF braucht, um aus deren Bekämpfung für sich selber Sinn und Identität zu ziehen.« (Wirth, S. 225) Hier wird eine Nahtstelle im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft sichtbar, die politisches Verhalten als Bewusstwerdungsprozess erscheinen läßt.

Gerd Koenen fehlt es an kritischer Selbstreflexion trotz seiner Forderung, man müsse den »eigenen Anteil« (S. 29) am politischen Geschehen während 1968 und danach sehen, der zu verstiegenen Vorstellungen über Revolution, einschließlich des bewaffneten Kampfes geführt habe. Schon gleich am Anfang seines Buches übernimmt er Habermas Thesen über die 68er Bewegung – vom Linksfaschismus und der Scheinrevolution –, um von dieser Position aus auf alles einzudreschen, was ihm selbst einst hoch und heilig war. Koenen, Mitbegründer der »neo-leninistischen Kaderpartei«, Kommunistischer Bund Westdeutschland = KBW, bezeichnet diesen Verein jetzt als »Schule des virtuellen Totalitarismus«. (S. 415) Die Einschränkung »virtuell« sollte besser weggelassen werden, denn Gruppen wie der KBW waren nicht virtuell, sondern tatsächlich totalitär. Die Zentrale verfügte beispielsweise »im Herbst 1974«, dass sämtliche 18 örtlichen Buchläden zu schließen seien. Das wurde »ohne vorangegangene Diskussion« verfügt. (S. 428)

Auch wenn Koenen heute »alles wie im richtigen Film« vorkommt, (S. 415), der KBW war Realität und er der Sekretär der Frankfurter Ortsleitung. Er war dabei, als ein »gespenstisches Scherbengericht über den Gen. E« abgehalten wurde und hat mit dafür gestimmt, dass dieser verdonnert wurde, in einem Betrieb zu arbeiten, weil er nicht genug für den KBW getan habe. Das Äußerste, was Koenen an selbstkritischer Reflexion zu diesem Ereignis einfällt, ist ein literarischer Vergleich, der der Entlastung im Nachhinein dient: »Wir ähnelten verzweifelt der ausgesetzten Schulklasse in William Goldings ›Herr der Fliegen‹.«

KRITIK

(S. 439–441) Aber der KBW war kein Verein mörderisch erzogener englischer Oberklassenkinder, die auf einer Ozeaninsel gestrandet waren, sondern ein politischer Verein junger Erwachsener, die die Umkehr anti-autoritärer Kritik in totalitäre Sozialstrukturen durchaus selbst zu verantworten hatten. Mit Selbstbeschwichtigung wird auch das einstige Engagement für die Roten Khmer zu rechtgebogen. Zwar hätten sich die »KBWler« durch das »aktive Wegleugnen« des Völkermordes der Roten Khmer mit »schuldig gemacht. Aber im selben Frühjahr 1980, in dem wir noch 150.000 DM für die Roten Khmer gesammelt haben, richteten wir unsere Antennen schon auf das aus, was im östlichen Europa vor sich ging«, den Beginn von Glasnost. (S. 493) So wird die Unterstützung der Roten Khmer relativiert, indem sie mit einem anderen Engagement »gegengerechnet« wird; ein Fehler, ein Minus, wird durch die nächste gute Tat, etwas Positives, wieder aufgewogen. Das war und ist K-Gruppen-Logik. Schonungsvoll werden die einstigen KBW-Größen nur mit Initialen erwähnt, während alle anderen Akteure mit vollem Namen genannt und häufig mit ausgesuchten Schmähworten bedacht werden. (So besonders Krahl, Cohn-Bendit, KD Wolff, K. Theweleit.)

Mit der Phase von 1967–1977, auf die Koenen sich konzentriert, ist nicht zufällig die Vorphase der 68er-Bewegung ausgeblendet, in der das kritische Bewusstsein entstand. Koenens »Rotes Jahrzehnt« ist die Zeit der Ideologisierung und des Niedergangs dieser Bewegung. Alles was darin innovativ und kreativ war, haben die K-Gruppen im Säurebad ihrer totalitären Denk- und Verhaltensstruk-

turen aufzulösen versucht und Koenen ist diesem ätzenden Stil treu geblieben; unerbittlich wendet er überall »richtig-falsch«-Einteilungen an und wertet gnadenlos alles ab, was er für falsch hält.

Ein solches Buch ist als Quelle weitgehend unbrauchbar, schlimmer noch: durch die Brille des Verfassers erscheinen alle Informationen tendenziell verzerrt. Manches ist auch so verkürzt wiedergegeben, dass es ein schiefes Bild gibt, so das Ende des »Aktiven Streiks« an der Frankfurter Universität im Januar 1969 (Wintersemester) und der Boykott des Vordiploms der Soziologen im Juli 1969 (Sommersemester). Auch wird die Besetzung des Soziologischen Seminars in der Myliusstraße (Dezember 1968) nicht deutlich unterschieden von der einige Wochen später erfolgten Besetzung des Instituts für Sozialforschung (Januar 1969) in der Senckenberg Anlage. (S. 144) Koenens Behauptung, dass Marcuse den Begriff »Neue Linke« eingeführt habe, stimmt nicht, auch wenn Marcuse gern diesen von C.W. Mills geprägten Begriff benutzte. Ähnlich wie Langguth subsumiert Koenen Marcuse unter »Ideologie«, sogar »ultralinke Ideologie«. (S. 69) Im Gegensatz zu Langguth leugnet Koenen sogar den internationalen Charakter der 68er Bewegung. Das »Rote Jahrzehnt«, das in Koenens Biographie als »schwarzes Loch« klafft – erst 1982 verabschiedete er sich aus dieser »mythologischen Sonderwelt« des KBW (S. 16f.) – wird durch die mehr als 500 Seiten kaum verständlicher.

Überwiegend aus der Köln-Bonner Ecke stammen die Autoren des Buches »1968 – und dann?«, das Jochen Gester und Willi Hajek herausgegeben haben, die darüber nachdenken, wie alles anfang

und auch zu Ende ging. Die Aufsätze bilden ein ziemliches Sammelsurium. Einer der Autoren, Olaf Löning, bringt den Anfang recht schön auf den Begriff: »Also, losgegangen ist das bei mir wie bei Vielen: Mit der Auflehnung gegen die Eltern, ihre Saturiertheit, gegen die Unbarmherzigkeit der Gesellschaft gegenüber ihren schwächsten Mitgliedern, gegen die Verlogenheit.« (S. 95) Löning löste sich aus dieser Enge, vor allem von seiner Religiosität und der Kirche, indem er eine aktive Rolle im KBW einnahm. »Ich trat in das Leben eines Fabrikarbeiters ein – wurde Proletarier. Es war in erster Linie nicht der Wunsch, etwas für meine oder der Menschheit Emanzipation zu tun, der mich zu diesem Schritt brachte, sondern Gehorsam gemäß den »Anregungen« der KBW-Führung, die »Einsicht, daß es unseren Zielen dient«. Da wurden Familien getrennt, Erbschaften »gespendet«, Freundschaften sausen gelassen, Liebesbeziehungen zerstört. Eine Zeitlang habe ich mich mit großen Gefühlen als Bezirksleitungsmitglied betätigt und von Genossen solcherart »Einsichten« abverlangt.« Erschrecken über dieses Tun findet sich hier leider so wenig wie bei Koenen. Erst mit der Verabschiedung »vom absoluten Primat der Politik« konnte sich Löning von diesen Verhaltensweisen distanzieren, musste seine Anschauungen »nicht mehr ausschließlich der Auseinandersetzung um Richtig und Falsch« unterordnen. (S. 103–195) Wie die Aufsätze zeigen, gelang dies den Autoren in unterschiedlichem Maße.

Die Bücher von Rainer Baginski und Ulrike Heider sind Zeitzeugenberichte aus der Frankfurter Szene von hoher Qualität. Baginski lässt die hedonisti-

schen Elemente der 60er Jahre aufleuchten, Ulrike Heider zeigt die dunklen Seiten der 70er Jahre. Baginski ist – wie ich auch – bereits Ende 68 »ausgestiegen«. Ulrike Heider ist erst 67 dazu gekommen, hat die 68er Revolte mehr von ihrer Auflösungsperiode erlebt. Beide Bücher lassen eine große Identifikation mit der damaligen Zeit erkennen, die unwiderruflich die persönliche Identität geformt hat. Die Faszination an Baginskis Erinnerungen für mich ist, dass er sich des Zufälligen im Leben bewusst ist – er bezeichnet sich wiederholt als »Koinzidenzensammler« –, dieses Zufällige jedoch oft als Wink des Schicksals versteht, das sein Leben bereichert oder auch in neue Bahnen lenkt. In seiner Offenheit für das Zufällige offenbart sich auch sein ausgeprägter Sinn für Komik. Paradigmatisch dafür ist sein Weg zur Linken, zum SDS. Sein Weg führte über Adorno.

Im Sommer 1960 hatte Baginski sein drittes Semester Germanistik und Kunstgeschichte absolviert, fühlte sich an der Universität jedoch weitgehend »ausgeschlossen«. »Mein Studium verläuft unfruchtbar. Ich weiß noch nicht einmal, wie man Bücher aus der Universitätsbibliothek bezieht, und ich wage auch nicht, jemanden danach zu fragen. Ich besuche zwar Vorlesungen, aber die Seminare meide ich. Es könnte ja passieren, daß mir eine Frage gestellt wird. ... Es ist das Jahr meiner größten Isolation. Ich komme mir vor, als liefe ich mit einem Glaskäfig über dem Kopf durch die Welt.« (Baginski, S. 195) Irgendwann beschließt er, die Pflichtvorlesung des Germanisten Kunz zu besuchen, kommt zu spät und merkt zu spät, dass er sich im Hörsaal geirrt hat. »Ich bin eine Etage zu weit geklettert. Macht nichts, ich

kann ja wieder hinausgehen. Macht doch etwas, ich traue mich nicht, es wäre mir tödlich peinlich.« Also bleibt er, beobachtet den ihm unbekanntem Professor, der »unentwegt in melodisch fließendem, leicht affektiertem Ton spricht« und offenbar dafür sein Manuskript nicht braucht. »Ich verstehe kein Wort. ... Das Komische ist freilich, daß es mich trotzdem festhält, geradezu bannt. ... Es ist das erste Mal seit vielen Jahren, daß ich etwas nicht verstehe, aber verstehen möchte. ... Jedenfalls höre ich mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Später wird mir auffallen, daß ich mich zu dieser Aufmerksamkeit nicht zwingen mußte, daß mir dieses Zuhören überhaupt keine Disziplinierung, keine Energie so wie sonst gekostet hat.« (Baginski, S.196/197) Besser kann die Wirkung von Adorno auf diejenigen, die ohne feste Vorstellungen auf die Universität kamen, die offen waren für neue Erfahrungen, nicht beschrieben werden.

Auch wenn es manche Längen in Baginskis Buch gibt, so ist doch die Übermittlung des Lebensgefühls, das '68 vorbereitete, an einigen Stellen unübertrefflich. Nachdem er zur Soziologie übergewechselt hatte, war es zum SDS, dem gerade von der SPD abgespaltenen Sozialistischen Studentenbund, nicht mehr weit. November 1961 wurde er »unter dem Beifall der Anwesenden« Mitglied. »Die Atmosphäre erscheint mir konspirativ, andererseits aber auch wieder ganz freimütig, von einer ungewöhnlichen Offenheit geprägt.« (Baginski, S. 290) Es sei das »erste und einzige Mal« in seinem Leben gewesen, dass er sich »aus eigenem Antrieb und völlig freiwillig« einer Gruppe angeschlossen und über mehrere Jahre aktiv darin gearbeitet habe. Dass

er damit »ein intellektuelles, auch ein menschliches Zuhause« gefunden hatte, bezeichnet er als »den rettenden Wendepunkt in meinem Leben«. (Baginski, S. 292)

Diesen SDS gab es kaum mehr, als Ulrike Heider 1967 anfang zu studieren. Bewusster als Baginski suchte sie über die Neue Linke aus der Enge ihres Elternhauses auszubrechen. Sie hat den Geist der Freiheit und des Aufbruchs gesucht und ist in eine gefährliche Nähe zu Verwahrlosung und Gewalttätigkeit gerutscht. Wie Baginski hat sie eine Scheu, sich Gruppen anzuschließen, geriet aber nach 68 in die Zeit des schlimmsten Gruppenrigorismus. Hart ist ihr Urteil über den »Spontaneismus«, der Mitte der 70er Jahre in Frankfurt en vogue war, nachdem die K-Gruppen allmählich abgewirtschaftet, der »Revolutionäre Kampf« an Schwung verloren und der »Häuserkampf« an Einfluss gewonnen hatte: »Vieles konnte nun gerechtfertigt werden, wenn man es nur spontan nannte. Gewaltausbrüche, gebrochene Versprechen, Rausschmisse aus Wohngemeinschaften, Verantwortungslosigkeit in Liebesbeziehungen, verratene Freundschaften und unsoziales Verhalten im Alltag. Kritik am Spontaneismus zu üben, fiel mir schwer, weil ich mich noch immer als Anarchistin verstand.« (S. 202) Sie gehörte zu den Hausbesetzern und erlebte dabei Dinge, die jedem Grundsatz von Selbstorganisation, Demokratie oder Solidarität spotteten.

Das Haus Schubertstr. 27 am Beethovenplatz war im Juli 1972 von »Rklern«, d.h. Angehörigen des »Revolutionären Kampfes«, besetzt worden. Es wohnten aber auch sogenannte Spontis darin. »Wer in der Schubertstraße 27 allein an einem

Projekt arbeitete, zum Studieren oder Schlafen in seinem Zimmer ungestört sein wollte oder auch nur die Toilette hinter sich abschloß, war kein rechter Sponti. ... Langfristiges Planen und überlegtes Organisieren galt als bürgerlich. Für Superspontis wie die aus unserem zweiten Stock war jeder ein »Scheißbürger«, der irgendetwas, und sei es auch nur das nächste Abendessen, plante, statt mit einsetzendem Hunger spontan zu entscheiden, wo und was er essen wolle. Mehr und mehr in Verruf kamen auch alle, die sich an Wissen und Erfahrungen statt an Gefühlen, spontanen Regungen und der Unmittelbarkeit des Augenblicks orientierten.« (S. 201) Diese Superspontis warfen eines Tages die Familie des »Rklers« heraus, der das Haus besetzt hatte. Er galt den Spontis als »reicher Jude«. (S. 238) Mit diesen Regressionen sozialen Verhaltens ist offenbar ein aggressiver Antisemitismus entstanden – auch bei Linken.

Hart, aber zutreffend ist nicht nur Ulrike Heiders Urteil über diese Art von Spontaneismus, sondern hart ist sie auch oft mit sich selbst gewesen. Sie hat keinen faulen Frieden schließen wollen, wenn es um den Verrat an den ursprünglichen Zielen ging, und das war bei ihr immer ein starker Freiheitswunsch. Zwanzig Jahre nach 68 hat sie Deutschland verlassen, ist halb in New York heimisch geworden, hat auch dort die typischen Mischungen von links und auslinken, Anarchismus und Verwahrlosung erlebt. Ihr Buch ist als historische Quelle für das Verständnis der Frankfurter Nach-68er-Szene sehr gut zu gebrauchen. Ihre von Eitelkeit freie Darstellung vermittelt äußerst wichtige, wenn auch bittere Einsichten in die Problematik von radikaler Entgrenzung, die mit

sozialen Bewegungen einher gehen kann, die eigentlich auf Emanzipation und Befreiung zielen.

Ute Kätzel versucht mit ihrem Buch die Lücke schließen, dass der »Anteil der Frauen« an der 68er Bewegung in der Geschichtsschreibung »meistens verschwiegen« wird oder die Frauen bestenfalls in Nebenrollen auftauchen. Sie hat 14 Frauen interviewt, wobei es sich ausschließlich um Berlinerinnen handelt. Insofern ist der Titel »die« 68erinnen nicht ganz zutreffend. Unter den Interviewten sind so bekannte Frauen wie Helke Sander, die den »Aktionsrat zur Befreiung der Frauen« gründete, ebenso wie ihre Gegenspielerin, Frigga Haug, die den Aktionsrat zu einem sozialistischen Schulungskurs umfunktionieren wollte. Mit Erika Berthold ist sogar eine Frau dabei, die diese 68er Zeit in der DDR beschreibt. Flugblätter herstellen und verteilen duldete die Stasi nicht. Einer Haftstrafe von knapp zwei Jahren entging Erika Berthold nur, weil die Staatsführung fürchtete, dass ihre Verurteilung im Westen Wirbel machen könnte. Da die Mauer jedoch kleine Löcher hatte, kamen 68er Flugblätter und Broschüren, sogar leibhaftige Kommunarden selbst, nach Ostberlin. So kamen auch in Ostberlin Kommune-Ideen auf. (S. 225–229)

Die Lebensläufe der interviewten Frauen sind bunt und abwechslungsreich, oft von viel Leid und einem unglaublichen Durchstehvermögen gekennzeichnet. Diese Frauen verstanden sich oft nicht als »politisch«, dennoch haben sie tiefgreifend die gesellschaftliche Realität verändern können: Sie haben die Ehebeziehungen, die Kindererziehung, die Wohnformen, überhaupt den Alltag verändert – revolutioniert.

Im Gegensatz zum männlich bestimmten Politikverständnis sind die politischen Beschreibungen dieser Frauen eher an der konkreten Lebenserfahrung orientiert. Ausnahme davon waren Susanne Schunter-Kleemann, Annette Schwarzenau und Frigga Haug, die ihre Lebensentwürfe sehr weitgehend am »Primat der Politik« orientierten und damit eher männlichen Verhaltensweisen nahe kamen.

Kätzels kurz gehaltenes Vorwort betont die »Rebellion gegen Autoritäten als ein allgemeines Ziel der Bewegung«, das sich besonders die Frauen zu Eigen gemacht hätten. Zudem habe sich allmählich ein Bewusstsein durchgesetzt, dass »Frauen gegen zusätzliche Autoritätsstrukturen und Hierarchien« anzukämpfen hatten. (S. 16) Dem kann ich aus meiner Erfahrung nur zustimmen.

Wenn man alle Bücher insgesamt rezensieren möchte, so bleibt auffällig für mich, wie schwer es nach wie vor fällt, die entsetzliche Umkehr des kritischen antiautoritären Aufbegehrens in die totalitären Denk- und Verhaltensstrukturen der K-Gruppen wie auch der RAF wirklich zu verstehen. Wenn Langguth darauf hinweist, dass Anfänge dieses Umschlags bereits in den Reden und schriftlichen Notizen von Rudi Dutschke zu erkennen sind, hat er sicher recht. Nur hat er keine sinnvolle Erklärung für diesen unheimlichen Umschlag. Diejenigen, die selbst von dieser »K-Gruppen-Krankheit« befallen waren, scheinen unfähig zu beschreiben, was in ihnen vorging, als sie den Wandel vollzogen, wenn sie nicht gar wie Koenen, noch im Nachhinein die Konsequenzen davon zu bagatellisieren und herunter zu reden versuchen. Am einsichtsvollsten scheinen

mir die Erkenntnisse von Birgit Hogefeld, die das Schwarz-Weiß-Denken, die Ausrichtung auf ein Feindbild und damit Einengung der Realitätswahrnehmung als entscheidende Schritte auf diesem Weg bezeichnete. Auf jeden Fall wird noch einiges an Forschungen geleistet werden müssen, bevor der Mythos 68 besser verstanden wird.

Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, XXVII/2001: Plans and implementation of ethnic homogenisation and ethnic resettlement policies by Germany and by the other Axis powers during World War II, Bologna: 2001. S. 419–632

DER Tagungsband spannt, unter einem barocken Titel, als Teildruck des Jahrbuchs des Trienter Instituts, acht Beiträge unterschiedlichen Gewichts zusammen. Ihr Schwerpunkt liegt, der Realhistorie angemessen, bei der deutschen Dimension, abgearbeitet von jüngeren deutschen Historikern in nationalkritischer Selbstaufklärung. Nur gestreift bleibt die meist unterschätzte Bedeutung des Ersten Weltkrieges als Präzedenzfall oder Vorstufe zu Vielem im Zweiten Weltkrieg.

Zwar fehlen übergreifende Perspektiven. Aber schon der Untertitel zu Ingo Haars Fallstudie (»Experten – Ordnungsmodelle – Expertisen«) hat es in sich: »Genesis der Endlösung aus dem Geiste der Wissenschaft« schlägt schmerzhaft Dissonanzen an: »Genesis«, mythisch-religiöser Anfang unserer Welt, reibt sich

hart an »Endlösung«, Codewort für deutschen Judenmord (besser statt »Judenvernichtung«), assoziiert Apokalypse und das im englisch-amerikanischen Bewusstsein präsentere »Armageddon«, im Geiste scheinbar aufgeklärter »Wissenschaft«.

Im Anfang schuf deutsche »kämpfende Wissenschaft«, gerade auch mit Historikern der damals jüngeren Generation, die Konzeption einer ethnischen Säuberung als »Neuordnung Europas« durch das Deutsche Reich im ethnisch gemischten »Zwischeneuropa«, zwischen Deutschen/Italienern im Westen und Russen/Türken im Osten. Führend war die »deutsche Ostforschung« unter Hermann Aubin (Breslau) und Hans Rothfels (Königsberg) samt Schülern, die nach 1945 die Anfänge der bundesdeutschen Geschichtsschreibung nachhaltig prägten. Mögen die akademischen Vordenker später nachträglich noch so vor dem mörderischen Endergebnis zurückgeprallt sein, objektiv ebneten sie Massaker und Völkermord zumindest gedanklich den Weg.

Scheinbar nur regionaler Ausschnitt, aber voll großdeutscher Brisanz, war die »Südostdeutsche Forschungsgemeinschaft Wien«, die mehr leistete als nur »Politische Beratung in der NS-Volkstumspolitik« (Michael Fahlbusch). Auch hier galt die Erforschung räumlich weitverstreuter deutscher Minderheitsinseln als Ansatz, um die herum nichtdeutsche »Kleinvölker« unter deutscher Herrschaft zu gruppieren waren – Juden stets ausgeschlossen. In der Praxis arbeiteten die Wissenschaftler eng mit der SS zusammen, so 1944 zur Sicherstellung (= Plünderung) »erheblicher Materialfunde in den badoglio-italienischen und polnischen Dienststellen Budapests«, dort auch in »jüdischen Buchhandlungen«, samt

Bücherverbrennungen – fast 450.000 Bücher (S. 489f.). Als neudeutsches Kontinuitätselement ragte Otto Brunner heraus, 1940 zweiter Leiter der Wiener Forschungsgemeinschaft: Seine Unterschrift als Rektor der Universität Hamburg prangt auf der Promotionsurkunde des Rezensenten.

Konsequente Exekution deutscher ethnischer Säuberung lieferte die SS mit noch ausgreifenderen Zielen, die nur die deutsche Endniederlage vereitelte (Isabel Heinemann: »Towards an »Ethnic Reconstruction« of Occupied Europe. SS Plans and Racial Policies«). Der Krieg gegen die Sowjetunion eröffnete scheinbar neuen »Lebensraum«. Gegenüber einem Plan des SS-Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) vom November 1941 nimmt sich der bekanntere »Generalplan Ost« von 1942 noch gemäßigt aus. Himmlers »deutscher Osten« reichte bis zum Ural als »Pflanzstätte deutschen Blutes«, damit es in 400–500 Jahren 500–600 Millionen Deutsche gäbe, statt damals (angeblich) 120 (S. 507). Millionen »unerwünschter« Slawen drohte nur die Alternative, sie »an Ort und Stelle zu verschrotten« (Rosenberg-Ministerium) oder sie, samt nichtdeutschen Balten, nach Westsibirien abzuschieben (S. 504f.).

Mehr als nur Marginalie ist das Los der, mehr oder weniger unter *deutschem* Zwang, »heim ins Reich« umgesiedelten deutschen Minderheiten, von Estland bis zur Dobrudscha, teilweise zur Germanisierung annektierter Gebiete Polens angesetzt (Rainer Schulze: »Forgotten Victims or Beneficiaries of Plunder and Genocide? The Mass Resettlement of Ethnic Germans »heim ins Reich«). Meist fanden die circa 541.000 Umsiedler (S. 563) so miserable Lebensbedingungen vor, dass sie

weniger Nutznießer als zynisch missbrauchte Opfer der »NS-Volkstumspolitik« waren.

Piotr Madajczyk konzentriert sich auf den »Generalplan Ost und die Aussiedlung der Polen« aus »eingegliederten« (= annektierten) wie »angegliederten« Teilen Polens (Generalgouvernement), benennt eingangs aber auch die sowjetische Dimension – Deportation von über 300.000 Personen aus »von der Sowjetunion annektierten polnischen Gebieten« und über 900.000, »die ihre Heimatorte verlassen mussten« (Verhaftungen, Zwangsmobilisierung in die sowjetische Armee usw. S. 519). Für Abfolge und schwankende Intensität der Deportationen, teilweise auch von der Wehrmacht gewünscht, unterscheidet der Autor nuancierend zwischen Planung und Realität: Im Endeffekt wurden 1,65 Mio. Polen »umgesiedelt«, im »Wartheland« 15 Prozent der »polnischen Vorbevölkerung« (S. 532). Wichtigster Faktor, der Deportation bremste, ähnlich beim Schicksal der Juden, das der Autor immer wieder einflicht, war das Interesse an Arbeitskräften für die deutsche Kriegsmaschine. Aus dem selbstgeschaffenen Dilemma fanden die NS-Machthaber unterschiedliche (»End«)Lösungen für Juden und Polen, zuzüglich jeweils drei Millionen in Polen Ermordeter.

Im Vergleich zum kriminellen Hin- und Herschieben von Millionen Menschen durch die »NS-Volkstumspolitik« erscheinen die anderen Achsenmächte als wahre Waisenknaben: Der italienische Beitrag (Pasquale Iuso: »Il fascismo e la politica di snazionalizzazione nei Balcani negli anni Trenta: il caso croata«) vermeldet nur Italiens Destabilisierung des lästigen Jugoslawien durch den Ustaša-Se-

paratismus/Nationalismus und – Terrorismus – geheime Finanzierung, Waffenlieferungen, Attentate, kulminierend im politischen Doppelmord am jugoslawischen König Alexander und französischen Außenminister Barthou in Marseille 1934. Insgesamt leitete weniger eine systematische Strategie als ein Bündel diffuser Ressentiments und Mythen (»vittoria mutilata, mito adriatico [= lago italiano], slavofobie, cattolicesmo«, S. 577, 583). Aber (hier nichtbehandelte) kroatische Massaker an Serben im Zweiten Weltkrieg fallen unter zumindest indirekte Verantwortung der beiden Achsenmächte, erst Italiens als langfristiger Geburtshelfer und anfänglicher Besatzungsmacht des Ustaša-Staates, 1943–45 NS-Deutschlands als Besatzungs- und Schutzmacht.

Dagegen entpuppen sich weniger bekannte Umsiedlungen in und aus Bulgarien, Rumänien als relativ zivilisierte Variante ethnischer Säuberungen – geregelt, mehr oder weniger freiwillig, ohne Zwangsdeportationen oder gar Massaker (Viorel Achim: »The Romanian Population Exchange Project Elaborated by Sabin Maniula in October 1941«) und Ungarn (Tamas Stark: »Population Movements in Hungary during the War Years«). Präzedenzfall wurde, als sanftere Fortsetzung des Friedens von Lausanne 1923, ein rumänisch-türkisches Abkommen von 1936, das bis zum April 1941 die *freiwillige* Aussiedlung von 70.000 Türken aus Rumänien ermöglichte (S. 605). Im Krieg selbst machte den Anfang der Austausch von ca. 61.000 Bulgaren aus der Nord-Dobrudscha und 100.000 Rumänen aus der Süd-Dobrudscha im September 1940. Es folgten Deutsche aus der Süd-Bokovina

(52.400) und der Dobrudscha (14.000) »heim ins Reich« nach einem deutsch-rumänischen Vertrag vom 22.10.1940, ca. 16.500 Ungarn aus der Bukovina und Beßarabien vom Herbst 1940 bis Oktober 1941.

Gegen diesen Hintergrund schlug die Denkschrift des Chefs des rumänischen Statistischen Amtes, Sabin Maniula, für Marschall Antonescu vom 15.10.1941 einen *freiwilligen* Bevölkerungstausch vor – fast 3,6 Mio. Minderheiten (Ungarn, Deutsche, Russen, Ukrainer, Polen, Tschechen, Juden) aus Rumänien gegen 1,6 Mio. Rumänen aus benachbarten Ländern. Verbleibende Minderheiten in Rumänien wären von 28,1 Prozent auf 9,1 Prozent zurückgegangen (S. 606). Es blieb beim Projekt.

Ungarn, bis 1944 noch mit einem parlamentarischen System, lehnte staatlich verordnete ethnischen Säuberungen ab, lieferte aber, auf deutschen Druck, seine 800.000 Juden zur Ermordung in Auschwitz aus. Zuvor hatte der 2. Wiener Schiedsspruch 1940 spontane Migrationen in beide Richtungen ausgelöst, kanalisiert von einem bilateralen Abkommen: 190.000 Ungarn verließen Süd-Transsylvanien, das bei Rumänien blieb, 200.000 Rumänen verließen Nord-Transsylvanien, das vorübergehend an Ungarn fiel (S. 629). Etwa zur selben Zeit eröffnete die CSR-Exilregierung Benes in London ihre Kampagne zur rigorosen Ausweisung der Deutschen (vor allem aus dem »Sudetenland«) und Ungarn (aus dem Süden der Slowakei, S. 621).

Immanuel Geiss

Helmut Maier (Hg.), Rüstungsforschung im Nationalsozialismus. Organisation, Mobilisierung und Entgrenzung der Technikwissenschaften, Göttingen: Wallstein-Verlag 2002. (Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bd. 3) 396 Seiten, 29,00 €

Rüstungsforschung ist »weit mehr als lediglich die wissenschaftliche Anstrengung zur Entwicklung und Optimierung militärisch nutzbarer Rüstungsgüter oder neuer Waffensysteme.« Vielmehr sei »die gesamte naturwissenschaftlich-technologische Forschung, die der Errichtung eines autarken Wehrstaates diene«, der Rüstungsforschung zu subsumieren. Dies heißt auch, dass es kaum einen Wissenschaftsbereich gab, der sich diesem Sog des NS-Systems entziehen konnte; »reine Wissenschaft« war und ist ein Mythos. Dass diese Definition des Begriffes »Rüstungswissenschaft« und »Rüstungsforschung« durch Helmut Maier, des Herausgebers des hier anzuzeigenden Bandes, tragfähig ist und zur Grundlage künftiger Arbeiten über das Verhältnis von Wissenschaft und NS-Regime gemacht werden muss, zeigen die in dem Band versammelten Beiträge eindrucksvoll: Ulrich Marsch skizziert für die Syntheseindustrie, dass das Autarkiekonzept als spezifische Variante des deutschen wissenschaftlichen Innovationssystems sehr viel älter ist, als die gängigen Arbeiten zur Wissenschaftsgeschichte vermuten lassen, und sich als Teil einer militärischen und ebenso kommerziellen Strategie bis weit in die Zeit vor 1914 zurückverfolgen lässt. Die nationalsozialistische Autarkie-

politik samt ihren (in der Terminologie der modernen Volkswirtschaft formuliert:) »Überinvestitionen mit Fehlallokationen von Ressourcen« konnte an diese Tradition bruchlos anknüpfen. Die Wissenschaftseliten, namentlich die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft »als bedeutende wegweisende und vor allem chemisch ausgerichtete Gesellschaft« waren nicht allein ein »integraler Bestandteil [dieses] deutschen Innovationssystems«; sie ebneten »den ideologischen Weg einer Ersatzwirtschaft« überhaupt erst, indem sie jener mit bahnbrechenden Erfindungen die materielle Basis verschaffte. Rolf-Dieter Müller thematisiert die Kontinuitäten der deutschen Rüstungsforschung und skizziert u. a., wie das Heereswaffenamt seit 1925 geheime Projekte an den Hochschulen, in der Industrie und den Kaiser-Wilhelm-Instituten förderte. Folgt man Müller, konnte sich der militärische Primat in der Rüstungsforschung bis 1945 allerdings nicht gänzlich durchsetzen. Allen Bemühungen zum Trotz unterblieb zudem im Zweiten Weltkrieg eine Vereinheitlichung der militärischen Rüstungsforschung. Einem Aufsatz von Ruth Federspiel über die systematische, zentrale Erfassung aller Rüstungsforscher zwecks forcierter Förderung kriegstechnologisch entscheidender Innovationen seit 1943, folgen Beiträge von Burghard Weiss über die lange Tradition der Rüstungsforschung der AEG und von Andreas Zilt über das zentrale (Rüstungs-) Forschungsinstitut der Vereinigten Stahlwerke. Anne Sudrow schildert auf Basis bedrückender Berichte von Augenzeugen am Beispiel der bekannten »Schuhprüfstrecke« in Sachsenhausen, in welcher menschenverachtender Weise sich die Rüstungswissenschaft der KZ-Häftlinge

bediente, um – in diesem Falle – die Haltbarkeit von Ersatzstoffen für die Massenproduktion von Schuhen zu testen. Kai Handel skizziert, wie es der interdisziplinären »Arbeitsgemeinschaft Rotterdam« gelang, nach Auswertung des Radargerätes eines an der niederländischen Küste abgeschossenen englischen Bombers den deutschen Rückstand in der Radartechnik wenigstens teilweise aufzuholen. Dieter Hoffmann thematisiert am Beispiel der Deutschen Physikalischen Gesellschaft das »Dilemma der Selbstmobilisierung«, die nach 1945 in einer »Allianz des Beschweigens und der Verharmlosung« verdrängt wurde. Wie aus der Not fehlender einheimischer Rohstoffe nicht eine Tugend erwuchs, sondern eine Ideologie, nämlich die Ideologie der »deutschen Metalle« gebastelt wurde, schildert Helmut Maier. Die am Kaiser-Wilhelm-Institut für (Nicht-Eisen-)Metallforschung konzentrierte Wissenschaftselite belächelte zwar das ideologische Brimborium um die vermeintlich nationalen Werkstoffe, tat jedoch seinerseits alles, um die angeblich typisch deutschen Metalle Magnesium, Zink und Aluminium zu aushärtbaren und damit tauglichen Fliegstoffen zu entwickeln, die das Mangelmetall Kupfer zu ersetzen versprachen. Unter den ohne Ausnahme höchst lesenswerte Beiträgen ragt der von Moritz Epple verfasste Beitrag heraus. Ihm gelingt es exemplarisch für den Bereich der Strömungsforschung nachzuweisen, wie sehr die Interessen von Wissenschaften, militärtechnologischer Entwicklung und Rüstungspolitik konvergierten. Die Trennung in Grundlagenforschung und angewandte Forschung ist – folgt man Epple – ein Konstrukt, das nach 1945 apologetisch extensiv genutzt wurde. Am

Beispiel der Strömungsforschung zeigt Epple, mit welcher »Leichtigkeit« sich (nicht nur) 1933 bis 1945 die »sog. Grundlagenforschung hin zur Entwicklung fundamentaler apparativer und epistemischer [meßwissenschaftlicher] Verfahren, für die militärtechnologischer Bedarf bestand, verschieben ließ«. Der Sündenfall, den die Wissenschaften unter dem Nationalsozialismus erlebten, ist keineswegs allein Resultat individuellen Versagens. Es »fehlen strukturelle Elemente, die eine Beteiligung an diesem Regime hätten verhindern können«. Die »Ungelöstheit dieses politisch-moralischen Problems? kann, so Epple, »in jedem technologisch geführten Krieg erneut fatale Folgen haben«. Ganz ähnlich konstatiert Maier bereits in der Einleitung, dass es eine unschuldige »freie Grundlagenforschung«, die sich dem NS-Regime entzog, nicht gegeben hat. Es konnte sie auch nicht geben, da die Zweiteilung in Grundlagen- und angewandte Forschung die zahlreichen Graufelder ausspart und die Wechselbeziehungen zwischen beiden ausklammert. Dieser Tatbestand, aber auch die unmittelbare »Kriegsrelevanz« vieler der als »Grundlagenforschung« apostrophierten Projekte fungierten nach 1945 als »Entlastungsgrund ersten Ranges« (Maier) gegenüber eine Öffentlichkeit, die die strukturelle Verflechtung zwischen Politik und Wirtschaft nicht durchschaute oder nicht erkennen wollte.

So ganz nebenbei destruiert namentlich Helmut Maier in seiner Einleitung weitere Mythen der Wissenschaftsgeschichte des Dritten Reiches: Abgesehen davon, dass bereits während der Weimarer Republik (und vorher) eine Art wissenschaftspolitische »Polykratie« existiert

hat, die der Produktivität der Wissenschaftseliten keineswegs im Wege stehen musste, war das »Fehlen einer zentral gesteuerten Forschungsführung für die Rüstungsforschung« 1933 bis 1945 keineswegs in jedem Fall kontraproduktiv. »Auch ohne ein starkes Wissenschaftsministerium«, konstatiert Maier lakonisch, sei es schon bald nach der »Machtergreifung« erfolgreich zur »sukzessiven Ausrichtung der drei großen Säulen der Rüstungsforschung gekommen«. Der »starke Widerspruch zwischen den zahllosen rüstungstechnischen Innovationen« und der vielleicht nur vermeintlichen »Schwäche nationalsozialistischer Wissenschaftspolitik und Forschungsplanung« ist (so Maier) bisher jedenfalls noch nicht aufgelöst; letztere muss überhaupt erst einmal systematisch ausgeleuchtet werden.

»Konkurrenz belebt das Geschäft: Dieses Postulat der heutigen Wirtschaftsliberalen besitzt auch für das Dritte Reich Gültigkeit. Nicht zuletzt Rivalität und Doppelarbeit erklären die ungemeine Dynamik und die beträchtlichen Erfolge der NS-Rüstungsforschung (zumal die Konkurrenz im NS teilweise gesteuert war und unproduktive Reibungsverluste durch den Reichsforschungsrat 1937 bzw. 1942 sowie weitere, informelle Koordinationen minimiert werden konnte). Die Konkurrenz wissenschaftlicher Arbeitsgruppen sei – so relativiert Maier die These vom vorgeblich wissenschaftspolitischen Chaos im NS – »ein das Wissenschaftssystem des 20. Jahrhunderts fundamental konstituierendes Element« gewesen, das auch im Dritten Reich spätestens seit 1936 beträchtliche Erfolge gezeigt habe. Ihr sei es wesentlich zu verdanken, »dass bis 1945 ein außerordent-

licher Bestand an rüstungstechnologischen Innovationen geschaffen wurde«. Entstanden ist der vorliegende Band – ein Muss für alle Wissenschaftshistoriker, die über das Dritte Reich arbeiten wollen – im Rahmen der Forschungen der Präsidentenkommission der Max-Planck-Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Dritten Reiches; die dort zusammengeführten Beiträge zeigen eindrucksvoll, wie sehr die Nachfolgeorganisation der vormaligen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft um Aufklärung der düsteren Kapitel ihrer Vergangenheit bemüht ist.

Rüdiger Hachtmann

Michael Pittwald, Ernst Niekisch. Völkischer Sozialismus, nationale Revolution, deutsches Endimperium, Köln: PapyRossa Verlag 2002. 335 Seiten, 20,50 €

»GUTEN Aufsatz von Niekisch gelesen. Den Mann müssen wir uns eigentlich kaufen. Ich werde mich einmal dahinter klemmen«, notierte Goebbels am 18. Januar 1930 in sein Tagebuch (Pittwald, S. 269, Anm. 151). Fast sechzig Jahre später schrieb der Publizist Sebastian Haffner angesichts des Anschlusses der DDR an die BRD in der nationalrevolutionären Zeitschrift »Wir Selbst« (Nov./Dez. Ausgabe 1989): »Es ist viel Zukunft in diesem Werk ... der wahre Theoretiker der Weltrevolution, die heute im Gange ist, ist nicht Marx und nicht einmal Lenin. Es ist Niekisch« (S. 36). Wer war dieser 1889 in Trebnitz

geborene Volksschullehrer, Schriftsteller und Politiker, der 1967 in West-Berlin verstarb? Ein hochgeachteter Mann zwischen den Fronten, der nach seinem Tode als »Nationalrevolutionär« für die »Neue Rechte« eine orientierende Bedeutung gewann, jedoch wegen seiner Beteiligung an der bayerischen Räterepublik, seiner Mitgliedschaft in der SPD, USPD, KPD und SED, vor allem aber wegen der Gegnerschaft zu Hitler und der Mitwirkung am Aufbau der DDR für viele auch heute noch als Linker gilt?

Das ist Ernst Niekisch nach der an der Universität Osnabrück angenommenen und im PapyRossa-Verlag veröffentlichten Dissertation von Michael Pittwald nie gewesen. Für Pittwald ist Niekisch ein extremer Verfechter national-sozialistischen Denkens und Handelns. Dass Niekisch sich aber »bei seiner Konzeption der Synthese von Nationalismus und Sozialismus durchaus auch auf Entwicklungen innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung berufen bzw. stützen konnte,« (S. 30) ist Gegenstand von Pittwalds Untersuchung. Minutiös und materialreich dokumentiert er seine zentrale These, dass die nationalrevolutionäre Konzeption von Niekisch in einer sich aus dem deutschen Idealismus herleitenden politisch-ideologischen Tradition innerhalb der Arbeiterbewegung liege. In den beiden letzten Kapiteln werden die völkischen Denktraditionen innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung einer genaueren Betrachtung unterzogen – und zwar am Beispiel des Verhältnisses von Arbeiterbewegung und Nation im Werk des Gründungsheiligen der Sozialisten Ferdinand Lassalle (S. 191–211) und des Einflusses vom »rationalen Idealisten und völkischen Denker« Johann Gottfried

Fichte auf die politische Ausrichtung der sich konstituierenden Arbeiterklasse (S. 212–237). »All dies erfuhr«, so Pittwald, »in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts mit Ernst Niekisch' Widerstandsideologie ihren paranoiden Höhepunkt« (S. 238). Diese von Niekisch als Gegenkonzept zur Französischen Revolution entwickelte Widerstandsideologie steht im Mittelpunkt der Untersuchung von Pittwald (Kapitel III, S. 99–190). Sie wird als eine spezifisch nationale Mythologie vorgestellt, die mit einem sozialistischen Anspruch auftrat und in den 1915 von dem der Sozialdemokratie nahestehenden Nationalökonom Johann Plenge formulierten »Ideen von 1914« ihre zeitgenössischen Grundlagen fand. Auch der schwedische Geopolitiker und Weltmachttheoretiker Rudolf Kjellen plädierte unter Bezug auf Werner Sombarts »Händler und Helden« für die neuen Werte von 1914: »Pflicht, Ordnung, Gerechtigkeit«. Von Plenge, dem Doktorvater des späteren SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher, übernahm Niekisch die Verbindung der »Ideen von 1914« mit dem Begriff des Sozialismus: die »Volksgenossenschaft des nationalen Sozialismus«. Im Kampf gegen den Westen, gegen Versailles und das von den Siegerstaaten oktroyierte bürgerlich-parlamentarische System, hatte sich die deutsche Arbeiterschaft zu bewähren und ihren Beitrag zur »nationalen Wiedergeburt Deutschlands« – notfalls im Bündnis mit der Sowjetunion – zu leisten. Nationale Befreiung im Sinne von Niekisch bedeutet zugleich Expansion, also Weltherrschaft Deutschlands. Dabei greift der Nationalrevolutionär auf den Begriff »Mitteleuropa« zurück. Die Konzeption des »proletarischen Nationalismus« wird

geschickt mit dem aggressiven Expansionskonzept Europa verknüpft und als Vorstufe eines deutsch dominierten Weltreiches interpretiert, als ein »Endimperium«, wie Niekisch es nennt. »Ausdruck des Deutschtums«, so Pittwald in seiner Schlussbetrachtung, »ist für ihn eine über Blut und Kultur definierte und bis zum Übermaß ausformulierte antiwestliche Haltung, die sich letztlich aus seinem Antisemitismus speist, und ein ungezügelter Militarismus, der sich in Forderungen nach einem wehrhaften Staat, einem Staat als Feldlager, nach Krieg, Aufopferung der eigenen Anhänger und nach Vernichtung der Gegner äußert.« (S. 242) Weil nun Hitler – nach Niekisch – sich als unfähig erwiesen hatte, die Volksgemeinschaft durchzusetzen, d. h. die Herstellung einer Totalität zwischen Führung und Staatsvolk herzustellen, um so die nationale Revolution konsequent zu vollenden, wurde der Nationalrevolutionär Niekisch lange vor 1933 zum entschiedenen Gegner des Hitler-Faschismus. Seine Kritik an Hitler, Hitler sei nur ein halber »Deutscher«, ein »romantisierender Deutscher« mit einer unverantwortlichen »Legalitätsbereitschaft«, verschaffte ihm schon vor seiner Verhaftung im Jahre 1937 und der anschließenden KZ-Haft den Ruf, ein Widerstandskämpfer zu sein. Sie führte zu einer bis heute andauernden Fehleinschätzung der 1932 im Widerstandsverlag erschienenen Schrift über »Hitler – ein deutsches Verhängnis«, worauf Pittwald im zweiten Hauptkapitel seiner Arbeit eingeht, das die politische Entwicklung des Nationalrevolutionärs behandelt (S. 42–98). Hier erfahren wir auch Aufschlussreiches über die Rolle von Niekisch als »Rätesozialist aus Patriotismus« (S. 42 ff.), über seine prägende Be-

deutung für den Hofgeismarkreis der Jungsozialisten (S. 50 ff.), die Herausbildung des Widerstandskreises (S. 60 ff.), die Querfrontbündnisse mit Ernst Jünger, Alfred Bäumler, Bodo Uhse, General Schleicher, Otto Strasser, die »Schwarze Front« und den »Bund Oberland« (S. 64 ff.), einschließlich der Finanzierung durch den Hamburger Großkaufmann Alfred C. Toepfer (S. 71). Auch auf seine nationalrevolutionäre Position nach 1945 in der DDR als Mitglied der SED, der Volkskammer und führender Repräsentant der »Nationalen Front« wird ebenso eingegangen (S. 84 ff.) wie auf seinen verbitterten Kampf um seine Anerkennung als Mann des Widerstands gegen das Hitler-Regime in der BRD (S. 95 ff.). Einen solchen haben allerdings schon andere Autoren geliefert, so beispielsweise Peter Kratz (1995). Was auch nach der Studie von Pittwald unaufgearbeitet bleibt, sind zwei wichtige hauptamtlichen Tätigkeiten von Ernst Niekisch. Das betrifft erstens seine Rolle als Funktionär im Vorstand des einflussreichen Textilarbeiter-Verbandes von 1923–1926. Wird die Kooperationsbereitschaft der ADGB-Führung unter Theodor Leipart mit dem Querfrontkanzler Schleicher und dem Hitler-Kabinett vielleicht erklärbarer, wenn man das vorbereitende Wirken der »Rechten von links« um Ernst Niekisch und August Winnig, den einflussreichen Sekretär des Bauarbeiter-Verbandes, mit einbezieht? Denn sie haben mit ihrem Brückenschlag zwischen nationalen Strömungen innerhalb der Arbeiterbewegung und völkischem Denken rechtskonservativer und antidemokratischer Provenienz zumindest in der Endphase der Weimarer Republik nicht nur bürgerliche Repräsentanten um den »Gegner-Kreis« mit

dem späteren Widerstandskämpfer Harro Schulze-Boysen oder Bündische und Freikorpsmitglieder wie Ernst von Salomon für die »Schwarze Fahne« gewonnen, sondern auch zahlreiche Vertreter aus den Kreisen der Gewerkschaften, der KPD und SPD auf ihre Seite gezogen. Ähnlich einflussreich wirkte zweitens Niekisch im Bereich der Volksbildung. Als Leiter der Volkshochschule Berlin-Wilmersdorf knüpfte er unmittelbar nach der »Fremdbefreiung« vom Faschismus an die »Bildungsbrüderschaft« und die »Sozialisierung der Bildung zum Aufbau des neuen Deutschland« an, für die er schon nach der Niederlage von 1918 zusammen mit den Repräsentanten der bündischen Jugendbewegung und der »Neuen Richtung der Volksbildung« geworben hatte, die 1933 die »Polyphonie der Volksgemeinschaft« besangen und nach 1945 für kurze Zeit erneut auf einen »romantischen Antikapitalismus« setzten, der sie in Ost- und Westdeutschland wieder einsatzfähig machte. Mit Goethe-Vorträgen eröffneten sie ihre Bildungsinstitutionen. Sie wollten so nach innen wieder gewinnen, was nach außen verloren war. Der Gefragteste unter ihnen war damals Ernst Niekisch. Überall erklang sein Wort über die »deutsche Daseinsverfehlung«. Sein von Friedrich Meinecke übernommener Appell, nach dem »Ende des deutschen Volkes« Volkshochschulen als »Goethe-Gemeinden« zu gründen, sollte dazu beitragen, den »Weg vom Novemberzusammenbruch 1918 zur Katastrophe von 1945« zu erklären und angesichts der geographischen Mittellage Deutschlands noch einmal auf eine »Ostorientierung« zu setzen. Damit geriet der nationalistische Träumer von einer deutschen Revolution nach 1953 erneut ins politische

Niemandsland. Auch am Ende seines Lebens befand Ernst Niekisch sich noch zwischen allen Fronten. Freilich sollte der von Sebastian Haffner als »eigentlicher Gegenspieler Hitlers« unzulänglich gewürdigt und von Bernt Engelmann zum Theoretiker eines »preußischen Sozialismus« hochstilisierte Schriftsteller als Leitfigur für die neuen »nationalrevolutionären« Gruppen und Zeitschriften ab Mitte der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts eine posthume Karriere beginnen, weil Niekisch, mit dem Vertreter der Traditionsrechten Uwe Saueremann formuliert, den historischen Beweis dafür liefere, dass radikaler Nationalismus und Antifaschismus miteinander vereinbar seien. Mit all diesen Legenden und Widersprüchen aufgeräumt zu haben, ist das Verdienst der solide recherchierten und gut dokumentierten Studie von Michael Pittwald.

Jörg Wollenberg

Ahlich Meyer, Die deutsche Besatzung in Frankreich 1940–1944. Widerstandsbekämpfung und Judenverfolgung, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000. 279 Seiten, 34,90 €

IN acht chronologisch ausgewählten Detailstudien präsentiert Ahlich Meyer eine Untersuchung der nationalsozialistischen Maßnahmen zur Widerstandsbekämpfung in Frankreich in den Jahren 1941 bis 1944. Das Buch bietet nicht nur einen Einblick in das komplexe Verhältnis zwischen französischer Résistance und deutscher Besatzungspolitik,

sondern aktualisiert auch den deutschsprachigen Forschungsstand zur Geschichte Frankreichs während des Zweiten Weltkriegs. Nahezu ein Drittel des Bandes besteht aus der Angabe von Quellen, die der Autor in französischen und deutschen Archiven eingesehen und mit ausführlichen Erklärungen und Anmerkungen ergänzt hat. In fünf eingeschobenen, abgesetzten Kästen werden einzelne Themen vertieft, indem Hintergründe des historischen Geschehens (Zur Entwicklung des kommunistischen Widerstands im Herbst und Winter 1941, S. 69ff.) näher beleuchtet oder verschiedene Zeitebenen (Aus den Akten der Dortmunder »Zentralstelle für die Bearbeitung von NS-Massenverbrechen«, S. 113ff.) miteinander in Beziehung gesetzt werden. Mit den Berichten der Pariser Polizeipräfektur an den Kommandanten von Groß-Paris setzt sich der Autor explizit quellenkritisch auseinander: Die Aussagekraft von Dokumenten aus der Feder von Polizeibediensteten ist begrenzt, denn sie wurden unter Umständen so und nicht anders geschrieben, um die Effizienz der französischen Behörden zu beweisen oder die Erwartungshaltung der Besatzer zu erfüllen. Für die Rekonstruktion eines annähernd realistischen Bildes des Widerstands reichen sie nicht aus (S. 66ff.).

Beiträge mit verschiedenen Schwerpunktsetzungen, von denen einige bereits in früheren Ausgaben der »Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik« veröffentlicht wurden, werden in diesem Band zu einer Art Gesamtschau zusammengeführt. Methodisch arbeitet Ahlich Meyer mit verschiedenen Ansätzen. Zwar orientiert er sich bei der Rekonstruktion des Geschehens an einer

eher klassisch ausgerichteten Sozialgeschichtsschreibung, darüber hinaus bezieht er aber auch erinnerungspolitische und mentalitätsgeschichtliche Fragen und Aspekte mit ein. In Auseinandersetzung mit der Frage nach Motiven und Motivationen der Täter trifft der Autor erste Aussagen über eine »Mikrophysik der Macht« (S. 107). Nach den Massenhinrichtungen, so argumentiert Meyer, hätte bei den daran beteiligten Tätern ein »Abstraktionsvorgang« eingesetzt, der Gewissensprobleme nivellierte und es stattdessen ermöglichte, pragmatische Ideen für eine schnellere und einfachere Umsetzung der Verbrechen zu entwickeln. Planungskompetenz gehörte zu den zentralen beruflichen Qualifikationen der deutschen Besatzer. Dies spiegelt sich nach Meinung des Autors in den emotionslos geschriebenen Erfahrungsberichten der direkt an den Hinrichtungsaktionen Beteiligten ebenso wie in der perfekt funktionierenden Bürokratie des Mordapparates.

Aus den im *Centre de documentation juive contemporaine* (CJDC) archivierten Dokumenten des SS-Sturmbannführers Dr. Horst Laube – es handelt sich vor allem um Erlasse und Verordnungen vom August 1942 – geht hervor, dass Beamte der mittleren und unteren Verwaltungsebene ihre bei sogenannten »Vergeltungsmaßnahmen« gesammelten Erfahrungen austauschten und durch Verbesserungsvorschläge maßgeblich zur Perfektionierung der Mordmaschinerie beitrugen. Dass eine ganze Abteilung des Besatzungsapparates wochenlang mit der Beschaffung von Särgen, Stricken und Handfesseln oder mit der Ofenreparatur eines Krematoriums beschäftigt war, mag sich makaber anhören, ist aber nur ein

Beispiel für die Verschränkung von Besatzungsterror, Bürokratie und Alltagsroutine.

Die verantwortlichen Deutschen für die Deportationen aus Frankreich – viele von ihnen gutausgebildete Juristen in hoher Position –, die nach dem Krieg vor Gericht gestellt wurden, hielten auch dann noch an ihrer subjektiven Gewissheit fest, kein Unrecht begangen zu haben (siehe zu den »Frankreich«-Verfahren, S. 109ff.). Sie waren der Meinung, mit den Geislerschießungen hätten sie sich durchaus auf dem Boden des Rechts bewegt. Schließlich hatte die Werner Best unterstellte Gruppe »Justiz« des Verwaltungsstabes immer wieder auf die Rechtmäßigkeit der »Geiselnahme« hingewiesen und entsprechende Erlasse ausgearbeitet, in denen die Kriterien für die gezielte Festnahme von Menschen für Hinrichtungen festgelegt waren (S. 31). Da Best innerhalb der Verwaltung auch für die Gruppe »Polizei« zuständig war, liefen bei ihm die Fäden des rechtlich abgesicherten Polizeistaates zusammen. In einem Amalgam von Ideologie, Stimmungsmache, Gesetzen, Erlassen und persönlicher Initiative richtete sich der Repressionskurs gegen zwei Hauptfeinde: die französische Widerstandsbewegung und die jüdische Bevölkerung. Ahlrich Meyer arbeitet nicht nur grundlegende Elemente der »Beziehungsgeschichte« heraus, sondern es gelingt ihm auch, eindrucksvolle Bilder von bisher wenig bekannten Situationen in dem von den Deutschen besetzten Frankreich zu zeichnen (insbesondere S. 80ff.). Auf der einen Seite die Juden und der Widerstand – wobei der Widerstand maßgeblich von osteuropäischen Juden getragen wurde –, auf der anderen Seite die Täter. Der –

wenn auch unbewusst – von Joseph Wulf bereits in den 60er Jahren aufgeworfenen Frage, ob und wenn ja, wie die extrem polarisierten Lebensrealitäten von Opfern und Tätern in Beziehung zueinander gesetzt werden können, nähert sich der Autor von verschiedenen Ausgangspunkten immer wieder an. Ahlrich Meyer bezieht sich damit auf eine auch innerhalb der Holocaustforschung lange Zeit vernachlässigte Geschichtsschreibung, die nicht den Blick der Besatzer reproduziert, sondern dessen scheinbare Objektivität kritisch reflektiert. Auch wenn der Schwerpunkt in diesem Buch, bedingt durch die Auswahl der Quellen, auf der Darstellung der Täterseite liegt, so wird doch, wenn immer möglich, die Aufmerksamkeit auf die Opfer gelenkt.

Die Studie über die im März und April 1943 in der Dordogne durchgeführte »Aktion Brehmer« fördert neue Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen nationalsozialistischem Krieg und Holocaust zutage. Unter dem Vorwand der »Banden- und Terroristenbekämpfung« zogen Kampfgruppen – zusammengestellt aus verschiedenen Wehrmachtstaillonen und kurzfristig dem Kommandanten des Heeresgebietes Südfrankreich zugeteilt – marodierend durch die französische Provinz, um Juden ausfindig zu machen, die den Deportationen entkommen waren. Mit Hilfe der Bevölkerung und der Widerstandsbewegung gelang es ihnen immer besser, sich zu verstecken. Dieses Beispiel zeigt, dass auch in Westeuropa die Wehrmacht maßgeblich an der Ermordung der Juden beteiligt war, denn im Unterschied zum SD hatte sie die Kapazität und Erfahrung ganze Regionen zu »durchkämmen«. Es vermittelt darüber hinaus einen eindringlichen Ein-

blick in den Kampf der Juden in der Dordogne um ihr Überleben. Nicht nur die Daten, an denen Exekutionen stattfanden, sind nun bekannt, auch einzelne Widerstandsaktionen konnten rekonstruiert werden. Vor allem aber nennt der Autor die Namen der Toten, ihre biographischen Daten, Familienzusammenhänge und die Umstände ihrer Ermordung. Das Buch ist also auch ein Gedenkbuch und, was selbst kritischen Historikern nicht immer gelingt, geschrieben voller Respekt gegenüber den Opfern.

Anne Klein

Sigrid Stöckel (Hg.), Die »rechte Nation« und ihr Verleger. Politik und Popularisierung im J.F. Lehmanns Verlag 1890 – 1979, Berlin: Lehmanns Media 2002, 328 Seiten. 24,95 €

DIES von einer namhaften Medizinhistorikerin herausgegebene und acht weiteren Autoren geschriebene Buch ist der lang erwartete Versuch, sich mit der Geschichte eines Verlages auseinanderzusetzen, bei dessen Nennung man an Rassenkunde und Nazizeit denken muss. Umso erstaunlicher ist es, dass sich das Unternehmen selbst an seine eigene Vergangenheit heranwagte. Das anfängliche – später nicht bestätigte – Misstrauen des Lesers wird zunächst genährt, wenn man im Kapitel »Die Namenswahl« erfährt, dass das Unternehmen, vom Deutschen Ärzte-Verlag 1981 gekauft, erst 1997, über fünfzig Jahre nach dem Ende der Nazizeit nur das »J.F.« loswerden, aber

unbedingt weiter »Lehmanns« heißen wollte. Zwei Geschäftsführer und ein Prokurist behaupten in einem kurzen Beitrag, das sei nur möglich gewesen, weil man einen lebenden Herrn Lehmanns gefunden habe, der für kurze Zeit Gesellschafter habe werden müssen, um dem Unternehmen seinen Namen geben zu können: Man habe die unliebsame Vergangenheit durch einen ganz neuen Namen nicht verdecken wollen. Für einen wirklichen Neubeginn nach all den Jahren?

In der Einleitung sagt die Herausgeberin, Julius Friedrich Lehmann sei »als einer der ambitioniertesten Verleger rasenhygienischer Werke« bekannt, der »zu den unterschiedenen Vertretern nationaler und rassistischer Ideologien« gehört und dazu beigetragen habe, »die ›rechten Kräfte‹ vom nationalkonservativen bis zum nationalsozialistischen Rand des Spektrums zusammenzuführen und damit den Untergang der Weimarer Republik vorzubereiten«. Lehmann, »ein klassisches Beispiel für die Verflechtung von Ideologie und Wissenschaft«, habe die Machtübertragung an die Nazis als »Erlösung« begrüßt.

Lehmann wurde 1864 als Kind von Flüchtlingen der Revolution von 1848 in Zürich geboren. 1890 machte er sich in München selbständig und eröffnete einen medizinischen Verlag und eine Fachbuchhandlung. Schon vor dem Ersten Krieg entwickelte er sich vom Freisinnigen zum extremen Nationalisten und Antisemiten. Im Dezember 1919 beteiligte er sich an Vorbereitungen für einen Staatsstreich und wurde verhaftet. Als Freicorpsführer wirkte er an der Befreiung Münchens von den »Roten« mit. Das alles animierte ihn, schon 1920 in die

Nazipartei einzutreten und gegen den »Systemstaat« zu kämpfen, sich für Fememörder einzusetzen und in seinem Verlag rechtsextreme und rassistische Bücher und Zeitschriften zu verlegen. 1934 bekam er zu seinem 70. Geburtstag den Adlerschild, die goldene Ehrennadel und einen Brief Hitlers. 1935 starb er.

Lehmann war ein erfolgreicher Verleger zahlreicher Zeitschriften, vor allem der »Münchner medizinischen Wochenschrift«, Atlanten und medizinischer Fachliteratur, aber auch abscheulicher nationaler Blätter wie »Deutschlands Erneuerung«, 1916 auf Anregung des Rassen-theoretikers und Wagner-Schwiegersohns Houston Stewart Chamberlain ins Leben gerufen, und eng verbunden mit dem Alldeutschen Verband: »Diese Zeitschrift ist das Verlagsunternehmen, was mir bisher von allen meinen Unternehmungen am meisten Freude gemacht hat«, schrieb er 1917 an Alfred Hugenberg. Für sie brachte er immer wieder große finanzielle Opfer: sie war nicht erfolgreich und fast nur in Bayern vertreten. Personelle Verbindungen zwischen den Nazis und der Zeitschrift gab es kaum. Aber gegen Ende der zwanziger Jahre schwenkte Lehmann auf die Parteilinie der Nazis ein, während die Zeitschrift selbst bis 1933 mehr dem Alldeutschen Verband verhaftet blieb.

Mario Heidler untersucht die Zeitschriften des Verlages von 1890 bis 1945, ihre Erfolge und Misserfolge und die geldbringenden Objekte, die dem Verlag politische, auch gewagte Experimente gestatteten. Daran anschließend untersucht er die Entdeckung der Öffentlichkeit und ihre Manipulation an Hand der Lehmann-Broschüre »West-Marokko deutsch!« aus Anlass des sogenannten

Panthersprungs 1911, als die deutsche Presse in einer außenpolitischen Frage nicht mehr nur lammfromm an der Seite der Regierung stand. Patrick Krassnitzer bearbeitet das Thema »Weltkriegserinnerung und ihre politische Instrumentalisierung in den Publikationen des J. F. Lehmanns Verlages 1916–1935«. Nicht, dass man es nicht schon lange gewusst hätte, aber an solchen sehr konkreten Beispielen totaler Geistesverwirrung wird besonders deutlich, eine wie große Zerstörung der erste Weltkrieg hinterlassen hat, eine viel größere als der zweite, nach dessen Ende klar war, dass das Land den Krieg mit nicht diskutierbarem »unconditional surrender« für jedermann sichtbar verloren hatte: man konnte keine Kriegsschuldläge, keine Dolchstoßlegende formulieren. Und man hoffte, dass der Nationalismus, wenn nicht viele den Verstand verlor, keine Zukunft haben könne. 1989 geschah das – zu mancher Leute Überraschung – tatsächlich nicht. Keiner, oder kaum einer, sagt noch, die Juden oder die Sozialdemokraten seien an allem schuld – nur bei den Kommunisten halten noch viele die vertrauten Verhaltensmuster parat.

Schon im Oktober 1918 schrieb Lehmann: »Wer hat dem deutschen Volk das Rückgrat gebrochen? Die Juden und ihre alljüdische Presse. Sie haben den Glauben der Heimat vernichtet und dann die Front zermürbt.« Dagegen trat er mit Weltkriegserinnerungen, antirepublikanischem Schrifttum und völkischen Aufbauschriften an. Lehmanns Verlag veröffentlichte auch zahlreiche Schriften zu Wehrtechnik und Wehrwissenschaften, z. B. Weyers »Taschenbuch der Kriegsflotten«, die Ernst Willi Hansen in seinem Beitrag behandelt.

Lehmanns Schwiegersohn Otto Spatz baute auch diesen Teil des Verlages nach dem zweiten Weltkrieg wieder auf und vergaß auch nicht, Bücher mit Rechtfertigungsideologie zu verlegen, die »rein soldatisches Handeln« vom Vernichtungskrieg zu trennen versuchen, also das Thema zu verdrängen, mit dem sich – viel später – die Wehrmachtausstellung beschäftigte.

Der Medizinhistoriker Paul Weindling von der Oxford Brooks University schreibt in einem kurzen – englischen – Beitrag über Lehmann als Medizin-Verleger »and the Racialising of German Medicine 1890–1945« – mit vielen Redundanzen, wie sie nicht nur in einem diesem Sammelband fast unvermeidlich sind, aber er sagt, fast nebenbei, »the Verlag was linked to the euthanasia administration«, ohne das zu konkretisieren. Die Politikwissenschaftlerin Christine Kirschenstein beschäftigt sich mit der trostlosen rechtslastigen Justiz der Weimarer Zeit und exemplifiziert dann ausführlich Lehmanns hoffnungslos verbohrten Kampf gegen die Weimarer Demokratie an dem vom ihm verlegten Buch »Gefesselte Justiz« von Ewald Moritz, der sich Gottfried Zarnow nannte. Es erschien in zwei Bänden 1930 und 1932, war voller Fälschungen und einem geradezu dramatischen Antisemitismus; deshalb kam es auch zu einstweiligen Verfügungen und einer Beschlagnahme des ersten Bandes.

Roman Warwas und die Medizinhistorikerin Brigitte Lohff untersuchen die Monographien des Verlages in den Nazijahren 1933 bis 1945, ab 1935 unter der Regie von Otto Spatz. 517 Titel von 384 Autoren, davon 21 Frauen, waren es, darunter 105 Medizintitel, 44 zur Rassenhygiene und Bevölkerungs-

politik, 42 naturwissenschaftliche Bücher, je 41 zum Thema Politik und Staat, Rassen- und Sippenkunde, Krieg und Wehrmacht, 29 Lebensbeschreibungen, 11 Frauenbücher, 25 über Kunststoffe, 15 zur Volksgesundheit und acht über deutsches Volkstum. Brigitte Lohff interessiert sich besonders für Lehmanns Medienpolitik und findet eine »brisante Verknüpfung von Protestantismus und völkischem Nationalismus«, die Lehmann, der sich eine Luthersche Reformation des 20. Jahrhunderts wünschte, als eine Art »Heilsverkündung« betrieben habe. So schrieb er im April 1932: »Hitler ist eine tiefenste religiöse Persönlichkeit«.

Der Verlag wurde nach dem Krieg von den Amerikanern beschlagnahmt und erst Ende 1949 wieder freigegeben. Dann machte sich Otto Spatz daran, ihn wieder zu eröffnen. Darüber schreibt Sigrid Stöckel. Spatz scheint bei seinem Schwiegervater schon früh gelernt oder schon alles mitgebracht zu haben: er achtete auf Kontinuität und verlegte sogleich wieder sogar Günthers »Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Ertüchtigung«, was denn doch so großen Wirbel machte, dass er das Buch zurückziehen musste. Der Verlag wurde zur Heimstatt vieler Autoren, die früher, vor allem zur Nazizeit »ihr Bestes« gegeben hatten. Zu ihnen gehörte auch Kurt Ziesel, der sich in mehreren Büchern, vor allem »Das verlorene Gewissen«, zu Recht darüber erregte, dass viele der Neudemokraten vergessen machen wollten, was sie während der Nazizeit geschrieben hatten. Ziesel indes verhehlte es nicht und der Verlag auch nicht.

Heinrich Senfft

Till Bastian, Sinti und Roma im Dritten Reich. Geschichte einer Verfolgung, München: Beck 2001. (Beck'sche Reihe) 95 Seiten, 7,50 €

»DIE Prüfung der Wiedergutmachungsberechtigung der Zigeuner- und Zigeunermischlinge ... hat zu dem Ergebnis geführt, daß der genannte Personenkreis überwiegend nicht aus rassischen Gründen, sondern wegen seiner asozialen und kriminellen Haltung verfolgt und inhaftiert worden ist.« Dieser Runderlass des Stuttgarter Innenministeriums von 1959 zur Frage der Entschädigung von NS-Opfern ist symptomatisch für eine Haltung, in der die Maßnahmen gegen die Sinti und Roma lange Zeit nicht als rassistisch motiviertes NS-Verbrechen erschienen, sondern als legitimes Vorgehen gegen Verbrecher.

Till Bastians Büchlein ist geeignet, diese Fehlwahrnehmung auch in einer breiteren Öffentlichkeit zu korrigieren. Darin liegt die Bedeutung seines Überblicks über die Verfolgung der Sinti und Roma seit der frühen Neuzeit, als der Staat im Zuge der Sozialdisziplinierung zunehmend die Nischen für soziale Außenseiter beseitigte. Zwar gab es im 19. Jahrhundert auch den Hang zur Romantisierung des »lustigen Zigeunerlebens«, dem exotischen Gegenentwurf zur geordneten bürgerlichen Welt, dennoch wuchs der Assimilierungsdruck beständig. Die 1899 in München eingerichtete »Zigeunerzentrale« oder das bayerische »Gesetz zur Bekämpfung von Zigeunern, Landfahrern und Arbeitsscheuen« von 1926 bildeten nur die Spitze der Diskriminierung.

Über die Nürnberger Gesetze, den »Erlaß zur Bekämpfung der Zigeunerfra-

ge« von 1938 und Himmlers »Auschwitz-erlaß« aus dem Jahre 1942 führte der Weg der Sinti und Roma dann in die Konzentrationslager und vor die Gewehre der Einsatzkommandos. Innerhalb Deutschlands und der besetzten Gebiete wurde jeder zweite umgebracht, insgesamt 300.000 bis 500.000 Menschen.

Bastians Betonung der Kontinuitäten hilft auch zu verstehen, warum das Saarland noch 1948 eine »Polizeiverordnung zur Zigeunerplage« erlassen und warum führende »Zigeunerexperten« auch nach 1945 bei Polizeibehörden und Universitäten ihren alten Tätigkeiten nachgehen konnten. Jedoch vernachlässigt Bastian in seinem Bestreben, die Ermordung der Sinti und Roma nicht als »Nebenprodukt« des Holocaust erscheinen zu lassen, den Bereich der eigentlichen Entscheidung zum Massenmord. Dadurch wird die Chance vertan, die Geschichte der Sinti und Roma in den Kontext der anderen NS-Massenverbrechen zu stellen, wie sie unter den Stichworten kumulative Radikalisierung, Bevölkerungsökonomie und regimeinterne Machtkämpfe diskutiert werden. Bedauerlicherweise fehlt auch eine Auseinandersetzung mit der grundlegenden Studie Michael Zimmermanns (»Rassenu-topie und Genozid. Die nationalsozialistische »Lösung der Zigeunerfrage«, Hamburg 1996).

Jürgen Zimmerer

Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht, Zürich: Pendo Verlag 2002. 619 Seiten, 29,90 €

ALS sich die internationale Diskussion 1996 in immer stärkerem Maße der Frage zuwandte, welche Dienste die Schweiz dem nationalsozialistischen Deutschen Reich geleistet habe, zeigten nicht wenige deutsche Journalisten mit dem erhobenen Finger auf den kleinen Nachbarn. Noch während die deutschen Konzerne und der deutsche Staat einen Verhandlungsmarathon um die Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter begannen, setzte der Schweizer Staat vergleichsweise zügig eine Expertenkommission mit weitgehenden Befugnissen ein. Insbesondere die staatlich verfügte Zugänglichkeit der Firmenarchive eröffnete den eingesetzten Historikerinnen und Historikern große Möglichkeiten.

Sechs Jahre später liegen als Ergebnis der Kommissionsarbeit 25 bereits publizierte Studien und der hier zu besprechende Abschlussband vor. Die Resultate der Forschungen sind beeindruckend und eröffnen neue Forschungsperspektiven; um so mehr überrascht es, wie wenig die Bände bisher in der deutschen Fachöffentlichkeit zur Kenntnis genommen wurden.

Der Schlussbericht trägt die Ergebnisse der 25 Bände zusammen und ist aufgrund der engen Anlehnung auch als kommentierende Einführung in die Einzelstudien nutzbar. Die Bedeutung des offiziellen Abschlussberichts führt mitunter dazu,

dass im Gegensatz zu den Einzelstudien manchmal ein diplomatisch-politischer Tonfall gewählt wird. Den Schwerpunkt des Berichts bilden die beiden Themenfelder »Flüchtlinge und Flüchtlingspolitik« und »Außenwirtschaftliche Verflechtung und Vermögenstransaktionen« auf die ich mich im folgenden konzentriere, während die ebenfalls behandelten Themen »Recht« und »Wiedergutmachung« hier vernachlässigt werden.

Am Vorabend des Zweiten Weltkrieges lebten etwa 20 Prozent der Schweizer Bevölkerung von der Landwirtschaft, 45 Prozent von Tätigkeiten in Industrie und Gewerbe und 35 Prozent von Dienstleistungen. Die treibenden Kräfte der Wirtschaft waren der Bankensektor sowie stark technisierte Unternehmen mit hohem Innovationsgrad, die weitgehend vom Export abhingen. Die internationale Konkurrenzfähigkeit der Banken wurde durch das 1934 eingeführte Bankengeheimnis gestärkt, das noch heute ein Rückgrat der Schweizer Wirtschaft und ein nicht zu hinterfragendes Dogma bildet. Die staatliche Struktur war geprägt von einem »liberalen Korporatismus« (S. 66), das heißt von regierenden bürgerlichen Parteien, die ihre Entscheidungsfindungen mit den Wirtschaftsverbänden abstimmten. Die Mentalität der herrschenden Elite zeichnete sich durch eine panische Kommunismusfurcht und latente Überfremdungsängsten aus. Das nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges errichtete autoritäre Vollmächtsregime verstärkte die bereits bestehende enge Verbindung von Staat und Wirtschaft noch weiter.

Vor dem Hintergrund dieser Überfremdungsangst ist die schweizerische Flüchtlingspolitik zu sehen. Das Kapitel

»Flüchtlingspolitik« ist im wesentlichen politikgeschichtlich orientiert. Es stellt die Frage, wie Schweizer Institutionen auf die Verfolgung von Juden und Jüdinnen in Deutschland und den besetzten Gebieten reagiert haben. Sie waren mit Abstand die bedeutendste Flüchtlingsgruppe. Den Motor der schweizerischen Flüchtlingspolitik bildete die Eidgenössische Fremdenpolizei, die seit 1919 von Heinrich Rothmund geleitet wurde. Rothmund vertrat bis Kriegsende eine vehemente Abschottungspolitik und begründete sie nicht selten antisemitisch. Unterstützt wurde er vor allem vom Militär, das ständig Spione unter den Flüchtlingen vermutete. Um die Flüchtlinge vom Grenzübertritt abzuhalten, erwogen Teile der Armee sogar den Einsatz von Gas (S. 137). Doch auch Vertreter anderer Parteien waren überzeugte Anhänger dieser Abschottungspraxis. Erst mit der sich abzeichnenden Kriegswende begannen Schweizer Politiker für eine »humanitäre Aufholjagd« (S. 169) zu votieren. Die Rolle der Wirtschaft, der Kirchen und der Hilfswerke scheint hingegen wesentlich ambivalenter gewesen zu sein. Die Befürworter einer offeneren Flüchtlingspolitik waren aber nicht stark genug, um sich gegen die Vertreter der Abschottungspolitik durchzusetzen. Die Frage nach der Einstellung der Schweizer Bevölkerung kann – so die Autoren des Bandes – heute nicht mehr zuverlässig beantwortet werden. Allerdings werden einige Beispiele für Hilfeleistungen der Bevölkerung aufgezählt und vermutet, dass die Bevölkerung eine offenerer Politik getragen hätte. Abschließend wird konstatiert, dass die politische Führung der Schweiz versagt habe, als es darum ging, den verfolgten Juden und Jüdinnen Schutz zu ge-

währen und dass die Schweiz »das einzige Land [war], das offen ein im Sinne des Nationalsozialismus definiertes rassistisches Selektionskriterium anwandte« (S. 171). Schweden verhielt sich bis 1942 übrigens ähnlich.

Das wirtschaftshistorische Kapitel »Außenwirtschaftliche Verflechtung und Vermögenstransaktionen« (S. 181–439) bildet mit zwölf Unterabschnitten das umfangreichste des Bandes. Bemerkenswert ist die kritische Darstellung, trotz der exponierten Stellung der Kommission. Der einleitende Abschnitt zum Außenhandel kommt zu dem Ergebnis, dass »das schweizerische Kriegsmaterial ... gerade einmal 1% der deutschen Rüstungsendfertigung [erreichte]« (S. 194). Die Studie weist für wichtige Rüstungsbereiche deutlich stärkere Abhängigkeiten der deutschen Rüstung von Schweizer Zulieferungen nach. Diskussionswürdig ist meines Erachtens die abschließende These, dass die wechselhafte Politik der Alliierten für die enge Verbindung der Schweiz zum Dritten Reich verantwortlich zu machen sei (S. 202).

Auf den ersten Blick überraschend ist die Feststellung, dass die Bedeutung der schweizerischen Rüstungsindustrie für die heimliche Aufrüstung während der Weimarer Republik letztlich für die deutsche Kriegsfähigkeit entscheidender war, als die Schweizer Lieferungen für die deutsche Rüstungswirtschaft ab 1940. Neben der Schweizer Flüchtlingspolitik stand 1996 in den öffentlichen Diskussionen vor allem der Goldhandel im Mittelpunkt der Kritik und wurde zum ersten Arbeitsschwerpunkt der UEK (Unabhängige Expertenkommission). Bereits zur Konferenz in London 1997 lag ein erster UEK-Bericht vor, der 1998 zu einer um-

fangreichen und Standards setzenden Studie erweitert wurde. Insbesondere die Ergebnisse dieser Studie bildeten die Grundlage auch für die Aussagen des Abschlussberichtes. Die zwei zentralen Kernaussagen lauten: 1. dass die Schweiz den Goldhandel mit dem Deutschen Reich nicht aufrechterhalten habe, weil sie meinte, so einen deutschen Angriff verhindern zu können 2. Den Schweizer Banken sei schon früh bekannt gewesen, dass das deutsche Gold mitunter nicht legal erworben war.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Bericht für den interessierten Leser eine gut geschriebene Analyse über das Verhalten eines neutralen Staates im von Hitler beherrschten Europa bietet. Für den Wissenschaftler bietet der Band vor allem einen schnellen ersten Überblick auf die Ergebnisse der 25 Kommissionsbände, die in ihrer Gesamtheit ein wichtiges Forschungsergebnis darstellen.

Marc Buggeln

Rüdiger vom Bruch/Rainer A. Müller (Hg.), Historikerlexikon. Von der Antike bis zur Gegenwart, 2. erweiterte Auflage. München: C.H. Beck Verlag 2002. 394 Seiten, 19,90 €

LEXIKA sind ein schwieriges Genre, aber unendlich nützlich. Das gilt auch für dieses kleine, kompakte Buch, in dem etwa 600 wichtige Historiker aus aller Welt präsentiert werden: von Homer (800 v. Chr.) bis Detlev Peukert (1950–1990). Daß mit einer solchen

Spannbreite unendliche Auswahlprobleme verbunden sind, liegt auf der Hand. Schwerpunkte waren zu setzen, und sie liegen hier bei der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts. Historiker anderer Länder werden zwar berücksichtigt, allein der zugewiesene Raum – und gelegentlich wohl auch die Kompetenz der Bearbeiter – reicht nicht aus. Überhaupt: Wie skizziert man in wenigen Sätzen ein Gelehrtenleben? Soll man nur wissenschaftliche Leistungen erwähnen oder auch akademische Würden? Und wie berücksichtigt man politisches Engagement und menschliche Qualitäten? Die Autoren der einzelnen Artikel sind sehr unterschiedliche Wege gegangen, und die Herausgeber ließen sie gewähren. Neben geglückten Miniaturen finden sich deshalb auch Einträge, die den Leser mit der Auflistung von Orden und Akademiemitgliedschaften langweilen, während die eigentlich brisanten Informationen – etwa ein Parteibuch – vornehm verschwiegen werden.

Immerhin, gegenüber der ersten Auflage von 1991 wurde diese Neuausgabe erheblich erweitert und verbessert. Etwa 70 Artikel sind neu hinzugekommen. Darunter sind nicht nur unumstrittene Größen der Historie wie Heimpel oder Nipperdey, Duby oder E. P. Thompson, sondern auch Außenseiter wie Spengler, Elias oder Haffner. Sogar zwei Vertreter der »Alltagsgeschichte« wurden berücksichtigt: Peukert und Tim Mason. Ein oder zwei NS-belastete Namen (z. B. Harold Steinacker) sind verschwunden; bei anderen, wie Schieder, Conze oder Erdmann, wurde die neuere Forschungslage eingearbeitet. Allerdings kann man sich nicht darauf verlassen: So werden die NS-Affinitäten eines Altheim oder Steinbach

nach wie vor verschwiegen, und die Entlassung Otto Brunners aus seinem Wiener Lehramt wird mit dem blossen »Vorwurf der Zusammenarbeit« mit den Nazis begründet, obwohl Brunners Aktivismus hinreichend erwiesen ist. Positiv hervorzuheben ist, daß die antisemitischen Ausrutscher der ersten Auflage getilgt wurden (einige Autoren jüdischer Herkunft hatten damals das Kürzel »Isr.« für »Israelit« bekommen). Alles in allem also ein brauchbares, aber immer noch verbesserungsfähiges Lexikon. Denn auf die naheliegende Quizfrage »Welche sieben Historiker erhielten bislang den Nobelpreis?« wird man weiterhin keine Antwort finden: Vier von ihnen sind nicht verzeichnet. (*Auflösung der Quizfrage auf Seite 158.*)

Peter Schöttler

Herrman Weber, in Zusammenarbeit mit Gerda Weber, Vom Parteihochschüler zum kritischen Sozialisten, Die SED-Parteischule »Karl Marx« bis 1949, Berlin: Aufbau Verlag 2002. 445 Seiten, 25,00 €

DER prominente Sowjetologe und DDR-Forscher Hermann Weber, dem kürzlich die Ehrendoktorwürde der Universität Rostock verliehen wurde, schildert in seinem autobiographischen Bericht den schmerzvollen Weg vom dogmatisch-gläubigen Kommunisten zum kritisch-differenzierenden Sozialisten, den er in den Parteischulen der SED (Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands) von Liebeswalde und Kleinmachnow in

den Jahren 1947–1949 zurückgelegt hatte.

Weber selbst stammte aus einer Mannheimer Arbeiterfamilie. Sein Vater wurde wegen Teilnahme am kommunistischen Widerstand von den Nationalsozialisten für 1 1/2 Jahre inhaftiert. Durch den väterlichen Einfluss gelangte der junge Weber früh zur kommunistischen Bewegung und trat sofort nach Kriegsende in die kommunistische Partei ein. Zunächst beeindruckte ihn das Kommunistische Manifest mit seiner faszinierenden Darstellung einer harmonisch-vollkommenen Gesellschaft ohne Klassen, Ausbeutung und Kriegen. Doch bald erkannte er, dass zwischen den theoretischen Idealvorstellungen eines Marx und der gängigen kommunistischen Praxis eine unüberbrückbare Kluft besteht. Er entdeckte die Ungereimtheiten in der offiziellen sowjetischen Propaganda, wenn etwa die in Ungnade gefallenen jüdisch-kommunistischen Parteiführer wie Trotzki, Radek oder Sinowjew von den Nationalsozialisten als »plutokratische Agenten des USA-Imperialismus« bezeichnet wurden, sie in der sowjetischen Literatur als »zionistische Handlanger Hitlers« auftraten.

Trotz dieser Bedenken glaubte der damals in Mannheim als Straßenbahnschaffner tätige Weber noch immer an die prinzipielle Überlegenheit des Sozialismus über den Kapitalismus und trat daher konsequent für sozialistische Ziele ein. Durch diese Aktivitäten erweckte er die Aufmerksamkeit des damaligen Mannheimer Bürgermeisters, der ihn der SED-Parteihochschule »Karl Marx« in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) empfahl. In der Schule, wo er aus Geheimhaltungsgründen den Decknamen »Wunderlich« annehmen musste, ver-

brachte er zwei Jahre und lernte dort auch seine spätere Frau Gerda Röder kennen. Mittlerweile vollzog sich in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands im Zusammenhang mit dem sich anbahnenden Kalten Krieg eine grundsätzliche Systemwandlung: Bislang galt die von Anton Ackermann formulierte These vom »deutschen Sonderweg«, die als Forderung nach einer zumindest partiellen Unabhängigkeit der Besatzungszone von der Sowjetunion, möglicherweise sogar als verdeckte Kritik am sowjetischen zentralistischen Sozialismusmodell verstanden werden kann.

Bald darauf schuf jedoch die UdSSR mit ihrer nun formulierten »Zwei-Lager-Theorie« Klarheit darüber, in welche Richtung sich die deutsche Besatzungszone in Zukunft zu entwickeln habe: Sie sollte nämlich zu einem strategisch wichtigen Bestandteil des sogenannten »progressiven«, von der Sowjetunion geführten Lagers werden. Demgegenüber wurden die damaligen deutschen Westzonen in das »reaktionär-imperialistische« Lager verwiesen.

Parallel zu der eben geschilderten Entwicklung verlief auch die Umwandlung der SED (Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands) von einer Volkspartei in eine hierarchisch strukturierten Elite- oder Kaderpartei. Dies führte wiederum zu einer Umorientierung des gesamten Schulbetriebs in den Parteischulen: Während bislang der Schwerpunkt des Unterrichts auf der allgemeinen marxistischen politischen Theorie beruhte, verlagerte er sich nunmehr auf die Heranbildung sogenannter »Berufsrevolutionäre«, das heißt dogmatisch eingestellter Parteibürokraten. Der bislang zumindest partiell noch tolerierte Meinungsplura-

lismus wurde immer mehr eingeengt, bis schließlich nur noch eine einzige Ansicht geduldet wurde, nämlich der offizielle Marxismus.

Diese Entwicklung bedeutete für Weber eine völlig neue Situation; er, der gewohnt war, selbstständig unterschiedliche Meinungen zu studieren und zu bewerten, musste nunmehr seine innere Überzeugung verheimlichen. Einen weiteren Schock erlitt er durch die Nachrichten über die Prager Schauprozesse, wo sich führende und altverdiente Kommunisten unter unvorstellbaren physischen und psychischen Druck zu den schwersten Verbrechen bekannten, und, obwohl unschuldig, für sich selbst die höchsten Strafen forderten.

Die nunmehr mangelnde Übereinstimmung zwischen Webers inneren Überzeugung und der von ihm nach außen abverlangten politischen Einstellung führte schließlich bei ihm sogar zu einem körperlichen Zusammenbruch. Dieser beschleunigte seinen Entschluss, sich gemeinsam mit Gerda Röder vom Kommunismus zu trennen und die Realisierung seiner sozialistischen Ideale im Rahmen demokratischer, rechtsstaatlicher und freiheitlicher Verhältnisse zu suchen.

Jan Osers

Johannes Fabian, Im Tropenfieber. Wissenschaft und Wahn in der Erforschung Zentralafrikas, München: C. H. Beck 2001. 412 S. 19,90 € (gebunden 39,90 €)

DI E Erforschung Afrikas sei die heroische Leistung einzelner wagemutiger Europäer gewesen, die wilden Tieren und kriegerischen Stämmen trotzend der Zivilisation und Vernunft ihren Weg ins Herz der Finsternis gebahnt hätten: So ähnlich lautet der populäre Mythos, niedergelegt in zahlreichen Reiseberichten, der sich teilweise bis heute hält. Viel Wahres ist allerdings nicht dran. Schon die Entdeckungsreisen selbst darf man sich nicht als einsame Unternehmen vorstellen. Im Schnitt waren etwa 200 bis 300 Träger, Soldaten und Diener beteiligt, welche die wissenschaftliche Ausrüstung, die persönlichen Utensilien des europäischen Entdeckers und zuweilen auch diesen selbst schleppten. An den größeren Häfen etablierte sich sogar eine Art Expeditionsökonomie. Einheimische Vermittler managten für den Neuankömmling aus Übersee die Organisation und die Anwerbung des Personals. Dennoch waren die Reisebedingungen schwierig und kosteten schätzungsweise der Hälfte der Reisenden das Leben. Allerdings meist nicht etwa wegen wilder Tiere oder kriegerischer Afrikaner, sondern auf Grund körperlicher Strapazen und unbekannter Krankheiten. Wer überlebte, verdankte dies oftmals nur der Fürsorge seines afrikanischen Personals – von europäischer Überlegenheit keine Spur. Im Grunde retteten die sogenannten ›Wilden‹ die ›Zivilisierten‹, denn nicht einmal den Weg fanden die Entdecker

ohne die Hilfe ihrer afrikanischen Mitarbeiter.

Die Bedingungen des Reisens, insbesondere die schmerzliche Erfahrung der eigenen Körperlichkeit, blieben jedoch nicht folgenlos für die Wahrnehmung des Fremden. Wie sich die körperlichen Bedingungen auf die geistige Produktion auswirkten, untersuchte der Anthropologe Johannes Fabian. Die Berichte europäischer Forschungsreisender wie Adolf Bastian, Jérôme Becker, Curt von François, Paul Pogge oder Hermann Wissmann, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Expeditionen nach Zentralafrika führten, bilden dafür das Sample. Vor allem interessiert Fabian, wie die schmerzliche Einsicht in die eigene Schwäche zur Selbstkonstruktion eines Bildes vom rationalen Europäer beigetragen hatte. Gerade weil sich Körper und Geist im Urwald nicht trennen ließen, so seine These, wurde die europäische Rationalität in den veröffentlichten Berichten betont, die eigene Unzulänglichkeit nachträglich zur Überlegenheit konstruiert. Bei dem Bild vom Siegeszug der Geistes handelt es sich eben nicht nur um koloniale Propaganda, waren die Entdeckungsreisenden doch zugleich die Erschaffer dieses Mythos und seine Gefangenen. Sie glaubten an ihn, litten an ihrer eigenen Unvollkommenheit und taten alles, um ihn zu erfüllen. Deshalb unterwarfen sie sich einer strengen Selbstdisziplinierung, wozu ausgefeilte Reinigungsrituale und ein striktes Zeitmanagement ebenso gehörten wie die ständige Selbstreflexion in Form des Tagebuchschreibens. Dies half auch, die inneren Widersprüche auszuhalten, die beispielsweise zwischen den vorgeblichen humanitären und wissenschaftlichen Motiven und der Tatsache

bestanden, dass man dem Imperialismus den Weg bahnte.

Durch die bewusst aufrechterhaltene Distanz verspielten die Forschungsreisenden zugleich jedoch die Gelegenheit, die fremde Kultur zu verstehen. Um selbst im Lichte der Vernunft heller strahlen zu können, brauchten die Europäer die hier sprichwörtliche dunkle Folie. Die dadurch konstruierten Dichotomien – Zivilisation, Sauberkeit und Selbstdisziplin auf der Seite der Europäer, Trägheit, Stumpfheit und Hedonismus auf der afrikanischen – waren für das europäische Afrikabild folgenreicher als die »wissenschaftlichen Erkenntnisse«, welche die ethnologischen Reisenden im vorherigen Jahrhundert zusammentrugen. Durchbrochen wurde diese Mauer nur in Momenten der Ekstase, ausgelöst durch Rauschmittel, sexuelle Begierden oder körperliche Schwächen. Obwohl dies für die Erfahrung der Protagonisten zentral war, legt keiner darüber Rechenschaft ab. Und so versteckt sich einer der Schlüssel zum Verständnis der europäischen Afrikaerfahrung in den Reiseberichten in der unscheinbaren Chiffre vom tropischen Fieber.

Fabian zeigt, dass die Frage, wie die Europäer die Fremde wahrnahmen im Grunde falsch gestellt oder zumindest unzureichend ist. Was ebenfalls erkundet werden muss, ist, wie die Europäer mit sich in der Fremde umgingen. Ein Problem, das auch heute noch aktuell ist. Nur ein Wermutstropfen trübt den Genuss dieses äußerst anregenden Buches: Hinsichtlich Fabians Fragestellung ist es eigentlich schwer verständlich, wieso er sich auf veröffentlichte Reiseberichte beschränkt. Wäre es nicht erst recht interessant gewesen, zu sehen, ob die unver-

öffentlichen Tagebücher und die vielfach geschriebenen Briefen den gleichen Konstruktionsprinzipien folgten?

Jürgen Zimmerer

Karsten Linne, »Weiße Arbeitsführer« im »Kolonialen Ergänzungsraum«. Afrika als Ziel sozial- und wirtschaftspolitischer Planungen der NS-Zeit, Münster: Monsenstein & Vannerdat Aug. 2002 (Books on demand). 490 S., 22,80 €

DI E blutig-imperialistische Eroberung von »Lebensraum im Osten« sollte nur der erste Schritt Nazi-Deutschlands auf dem Weg zur Weltmacht sein. Ein weiterer – nicht alternativer, sondern ergänzender – Schritt auf diesem Weg war in der Perspektive herrschender Kreise des NS die imperiale Unterwerfung des kolonialen Afrikas. Sie schien zwischen Mitte 1940 und 1942/43 vorübergehend zum Greifen nahe – nach der Niederlage Frankreichs (und der Chance, die Kolonien dieser europäischen Großmacht zu übernehmen) und den Erfolgen der Armeen Rommels. Karsten Linne hat sein Augenmerk den verschiedenen, im Wortsinne raumgreifenden Plänen zugewandt, die die diversen, mit Kolonialpolitik befassten Institutionen entwarfen. Herausgekommen ist eine spannende Arbeit.

Zeitweilig – zwischen Juni 1940 und Juli 1941 – scheint so etwas wie eine Kolonialismuseuphorie ausgebrochen zu sein: Fast »jede Reichsbehörde verfügte über ein besonderes Referat, das sich mit kolonialer Planung befasste« (S. 21). In-

teressant ist u. a. die (in Anlehnung an Wehler und Mason formulierte) These des Verfassers – der nicht zuletzt in der Zeitschrift 1999« mit wichtigen Beiträgen zur NS-Politik hervorgetreten ist – , dass der nazistische Kolonialismus auch die Funktion gehabt haben könnte, langfristig innenpolitische Friktionen und Konflikten zu dämpfen: sozusagen ein koloniales Ventil gegen inneren Überdruck zu schaffen, und zudem – durch extensive Agrarproduktion, Ausbeutung der reichen afrikanischen Rohstoffressourcen usw. – der angezielten Massenkonsumgesellschaft für die rassistisch privilegierte deutsche Arbeitnehmerschaft eine materielle Basis zu verschaffen (S. 55, 57f., 412f.). Bemerkenswert ist in diesem Kontext freilich, dass von der ökonomischen, wirtschaftspolitischen Seite her weniger die Industrie im engeren Sinne, als vielmehr der klassische Überseehandel (»Kolonialwaren«) und die mit jenen verflochtenen deutschen Großbanken kolonialpolitische Ambitionen entwickelten.

Ausgangspunkt der kolonialpolitischen Überlegungen bildeten die »alten« deutschen Kolonien. Kern des deutschen Kolonialreiches in Afrika jedoch sollte Belgisch-Kongo, das Herz Afrikas sein (S. 224ff. u. ö.). Überraschend ist, dass die kolonialpolitischen Pläne im Rahmen eines »klassischen Kolonialismus« verblieben und beträchtliche Ähnlichkeiten mit den deutschen, kolonialistischen Träumen während des Ersten Weltkrieges aufwiesen. Dass zusätzlich den Nürnberger Gesetzen vergleichbare Maßnahmen für Afrika vorgesehen waren (S. 349f.), kann nicht wirklich überraschen und relativiert diesen Eindruck nicht wesentlich. Zwar lassen sich nach der Lektüre

der Arbeit Linnes deutlich, zum Teil beträchtliche Differenzen etwa zwischen dem traditionalistischen »Kolonialpolitischen Amt« und dem moderneren Arbeitswissenschaftlichen Institut der Deutschen Arbeitsfront ausmachen, das stärker rassistische Konzepte aufnahm und typische DAF-Ideen auf Afrika anzuwenden trachtete (»Arbeitspfleger« etc.). Die vergleichsweise »milde«, »zumindest formal auf Assimilation abzielende, französische Kolonialpolitik« tat man im Dritten Reich offensichtlich unisono als »Rassenzersetzung« ab; als vorbildlich galt dagegen das 1937 verschärfte, südafrikanische Apartheidsystem, teilweise auch die Politik der belgischen Kolonialverwaltung im Kongo (S. 121 f., 138). Alles in allem jedoch muten die vorgestellten Projekte fast kolonialnostalgisch an. Den modernen kolonialpolitischen Varianten der USA, die im Grundsatz dem heutigen Neokolonialismus glichen, stand man erstaunt und letztlich mit Unverständnis gegenüber. An eine dem europäischen Osten auch nur ansatzweise vergleichbare »Siedlungs-« und »Umvolkungspolitik« war für Afrika zu keinem Zeitpunkt und von keiner Seite ernsthaft gedacht. Vor allem die SS wehrte sich vehement selbst gegen zaghaft positive Äußerungen zu einer deutschen »Massensiedlung« in Afrika (S. 130 ff.). Überdies gewinnt man den Eindruck, dass – trotz aller rassistischen Gesetzentwürfe – die Schwarzen besser behandelt werden sollten als Polen und SU-Bürger.

Angesichts der Vagheit vieler Pläne überrascht, wie weit die kolonialpolitischen Vorbereitungen bis in die erste Hälfte des Krieges gediehen waren: Schon 1936 gab es Überlegungen zum Aufbau einer neuen deutschen Kolonialpolizei;

seit 1939 bemühte sich der RFSS »um geeignete Bewerber für die Aufstellung einer Kolonialpolizeitruppe«; bis Mitte 1940 war »ein ausgearbeitetes Kolonialpolizeigesetz« fertig gestellt (S. 373 ff.). Bereits 1937 wurde überdies das 1900 gegründete »Hamburger Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten« reorganisiert und von 1940 bis 1942 dort »verstärkt Tropenkurse für künftige Kolonialärzte, Lehrgänge für Krankenschwestern« usw. angeboten (S. 144 ff.). Die Wehrmacht schließlich begann 1937/38 mit eigenständigen kolonialistischen Planungen; die Kriegsmarine hatte bereits vor Kriegsbeginn Stoßtrupps in der Stärke von zwei Kompanien aufgestellt, in Swinemünde und Cuxhaven, und Tropenausrüstung beschafft.

Viele interessante Ergebnisse also. Kleinere Schwächen sind gleichwohl nicht zu übersehen: 1. Während Linne die Rolle des »Arbeitswissenschaftlichen Instituts« der DAF überschätzt – er spricht in Anlehnung an Roth vom »sozialpolitischen Planungszentrum einer »Neuordnung Europas«« (S. 60), m. E. eine Fehleinschätzung –, setzt er die Rolle des 1937 gegründeten und 1942/43 reorganisierten Reichsforschungsrates eher zu niedrig an (vgl. bes. S. 318–321, 335): Dieser Reichsforschungsrat, in dessen Gremien alles versammelt war, was im Bereich der Spitzenwissenschaften, der Industrie und auch der NS-Politik Rang und Namen hatte und der überdies seit Anfang der vierziger Jahre finanziell opulent ausgestattet wurde, war eine interdisziplinär angelegte – in mancherlei Hinsicht übrigens ziemlich erfolgreiche – Einrichtung, die die Arbeiten sämtlicher wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen des Dritten Reiches koordinieren und

KRITIK

auf kriegsrelevante Projekte lenken sollte. Dass dieser Reichsforschungsrat von seinen knapp zwanzig Fachsparten eine für die Kolonialwissenschaften (unter Günther Wolff, über den man gern etwas mehr erfahren hätte) einrichtete, spricht für den hohen Stellenwert, den der Erwerb von ›klassischen‹ Kolonien im Dritten Reich hatte. Daran ändert auch der Tatbestand nichts, dass die Afrika-Pläne, selbst 1940/41, der »Ostexpansion« stets untergeordnet blieben, wie Linne zu recht wiederholt betont. 2. Obwohl die Fachsparte »Kolonialwissenschaften« des Reichsforschungsrats erst 1944 ihre Arbeit einstellte, wurden fast alle hochtrabenden kolonialistischen Afrika-Konzepte zwischen Mitte 1940 und Ende 1941 abgefasst. Linnes Bemerkung, dass »je länger der Krieg andauerte, desto lauter die Stimmen wurden, die die Erschließung eines [afrikanischen] ›Ergänzungsraumes« forderten (S. 220), ist irreführend und widerspricht seinen eigenen empirischen Befunden. 3. Ähnlich wie über den RFR hätte man auch über den »Reichskolonialrat« u. a. gern mehr erfahren. Undeutlich bleibt außerdem, ob die kolonialpolitischen Pläne der einzel-

nen Institutionen sich im Laufe der Zeit geändert haben, welche neuen Vorgaben aufgenommen wurden etc. 4. Angesichts der zahllosen Kürzel verliert man bei der Lektüre im polykratischen Gewirr der zahlreichen Institutionen, die sich für Kolonialpolitik interessierten, manchmal den Überblick. Wichtig wäre es zudem gewesen, wie die verschiedenen Pläne rezipiert wurden. Deutlich wird dagegen, dass das scheinbare Desinteresse zentraler politischer Institutionen an einer Afrikapolitik weniger mächtigen Gruppierungen und Einrichtungen Spielräume eröffnete, eigene Ambitionen zu entwickeln.

Auch wenn die Kolonialpolitik der Kontinentalpolitik nachgeordnet blieb, erlauben die hier vorgelegten Afrika-Planungen wichtige Schlaglichter auf die NS-Weltpolitik insgesamt. Linne hat eine Pionierstudie vorgelegt, die einen von der NS-Forschung bisher weitgehend vernachlässigten Bereich der Außen-, Wirtschafts- und Sozialpolitik aufhellt. Das Thema allerdings ist noch längst nicht ausgereizt. Zu wünschen ist, dass weitere Studien folgen.

Rüdiger Hachtmann

Quizauflösung »Historikerlexikon«, S. 152. Folgende Historiker erhielten bisher einen Nobelpreis: Theodor Mommsen (1902), Woodrow Wilson (1919), Ludwig Quidde (1927), Winston Churchill (1953), Simon Kuznets (1971), Robert Fogel (1993), Douglas North (1993).

Annotationen

Michael T. Klare, *Resource Wars. The New Landscape of Global Conflict*, New York: Henry Holt and Company 2002. xiii + 289 S., 15 US \$

Der US-amerikanische Politologe Michael Klare ist im deutschen Sprachraum vor allem durch seine Beiträge in *Le Monde Diplomatique* zur Aussenpolitik der Vereinigten Staaten bekannt. In seinem neuen Buch untersucht er die weltpolitische Bedeutung von Rohstoffen. Drei Faktoren führen seines Erachtens dazu, dass Öl, Wasser, Holz und Mineralien im 21. Jahrhundert Kriege verursachen werden: 1. Die immer größer werdende Nachfrage als Folge von Bevölkerungswachstum; 2. Die tendenzielle Erschöpfung natürlicher Vorräte; und 3. Miteinander im Konflikt stehende territoriale Eigentumsansprüche. Zu den besonders kriegsgefährdeten Regionen zählt Klare den Persischen Golf, das Kaspische Meer, das Südchinesische Meer, die Stromgebiete des Nils, Jordans, Tigris, Euphrat und Indus, Papua New Guinea, Sierra Leone und Borneo.

M. v. L.

Chantal Metzger, *L'empire colonial français dans la stratégie du Troisième Reich (1936–1945)*. Brüssel: Peter Lang Verlag, 2002. Teile I, II, 1123 S., 58,95 US \$

Bismarck war eigentlich gegen Kolonien. Als er aber ging, besaßen die Deutschen ein Kolonialreich, das fünfmal größer als ihre Heimat war. Dies verlor Berlin mit dem Versailler Vertrag. Im Dritten Reich verlangten bestimmte Kreise wieder den Besitz von Kolonien. Chantal Metzger fokussiert ihr Werk im Anschluss an Klaus Hildebrands »Vom Reich zum Weltreich« auf die Bedeutung der Kolonien Frankreichs für die Nazis. Hat Hitler die Kolonialisten der NSDAP, der Wehrmacht und des Auswärtigen Amtes nur benutzt? Sein Einmarsch in Paris rückte auch Frankreichs Kolonien wieder ins Blickfeld. Die Historikerin aus Nancy kommt zu dem Schluss, dass Hitler diesem Thema kaum Beachtung geschenkt habe. Dann, 1936, forderte er die deutschen Kolonien zurück. Wohl infiltrierte die NSDAP die kolonialen Vereine, doch hielt Hitler deren Lobbyisten und die Admiralität hin. Er wünschte keine Siedlungen bei den »Farbigen«. Aber er bediente sich der Anhänger des kolonialen Gedankens, um »Lebensraum im Osten« zu gewinnen und für spätere politische Optionen. Als im Krieg wieder koloniale Pläne reiften, überließ Hitler diese erst einmal Rom. Frankreichs Kolonialreich zählte nicht zu seinen kurzfristigen Zielen. Aber ohne den französischen Kolonialbesitz, so Metzger in ihrer profunden Studie mit einem zusätzlichen Dokumentenband, wäre Hitlers Europa nicht lebensfähig gewesen. Dies bleibt meines Erachtens fraglich, deckten doch die Deutschen ihren Roh-

KRITIK

stoffbedarf in Europa und auf dem Balkan. Alle kolonialen Träume wurden schließlich in den Niederlagen von Stalingrad und al-Alamain begraben.

W. G. S.

Andreas Meyhoff, *Blohm & Voss im »Dritten Reich«. Eine Hamburger Großwerft zwischen Geschäft und Politik*. Hamburg: Christians 2001. 605 Seiten, 35,00 €

Die Studie von Andreas Meyhoff ist die erste umfassende Unternehmensgeschichte einer deutschen Großwerft in der Zeit des Nationalsozialismus. Der Verdienst der Arbeit ist die quellengesättigte Darstellung der Unternehmenspolitik und insbesondere des Handelns sowie der Motive der Unternehmerpersönlichkeit Rudolf Blohm. Leider konzentriert sich der Autor zu sehr auf die Biographie Blohms, während die Perspektive des Unternehmens zum Teil in den Hintergrund gerät. Besonders auffällig wird diese Sichtweise, wenn die Angestellten- und Arbeiterpolitik des Unternehmens ausschließlich aus der Sicht des Patriarchen dargestellt werden und nicht einmal im Ansatz eine Sozialgeschichte der Belegschaft und des Vorstandes versucht wird. Ebenso verzichtet Meyhoff darauf, den Einsatz von KZ-Häftlingen auch aus deren Sicht zu schildern, obwohl die Quellen dazu in der KZ-Gedenkstätte Neuen-gamme leicht erreichbar gewesen wären. So füllt die Studie zwar eine wichtige Lücke, doch handelt es sich methodisch um eine sehr konventionelle Unternehmensgeschichtsschreibung.

M. B.

Maria Lúcia G. Pallares-Burke, *The New History. Confessions and Conversations*, Cambridge: Polity Press 2002. vi + 247 S. Paperback 15,99 £ (Hardback 50,00 £)

Die brasilianische Historikerin Pallares-Burke hat in diesem Band neun große Interviews mit prominenten Vertretern und einer Vertreterin der sogenannten »New History« veröffentlicht. Sie definiert den Begriff »New History« nicht, aber es handelt es sich vor allem um Sozial- und Kulturgeschichtsschreibung die kulturanthropologisch orientiert ist. Die Gesprächspartner sind: Asa Briggs, Peter Burke (der Ehemann der Autorin), Robert Darnton, Natalie Zemon Davis, Carlo Ginzburg, Jack Goody, Daniel Roche, Quentin Skinner und Keith Thomas. Die Interviews geben Auskunft über die Autobiographie dieser Intellektuellen und diskutieren wichtige methodische wie theoretische Probleme der Geschichtsforschung.

M. v. L.

Johann Gustav Droysen, *Précis de théorie de l'histoire*, hg. von Alexandre Escudier. Paris: Éditions du Cerf 2002. 113 Seiten. 19,00 €

Müssen wir Droysen jetzt auf Französisch lesen? Natürlich nicht. Aber Alexandre Escudiers Neuübersetzung von Droysens »Grundriß der Historik« (1858) enthält erstens eine ausgezeichnete Einleitung (S. 7–28) und zweitens einen kritischen Apparat, weshalb dieses kleine Bändchen besser als alle vorliegenden deutschen Ausgaben zu einem der wichtigsten Ge-

schichtstheoretiker hinzufügen vermag. Sicher, Droysens »Organon des historischen Denkens und Forschens« ist noch voller Metaphysik, aber dennoch ein Meilenstein auf dem Weg zu einer analytischen und selbstreflexiven Geschichtswissenschaft.

P. S.

Gabriele Moser; »*Im Interesse der Volksgesundheit...*«. *Sozialhygiene und öffentliches Gesundheitswesen in der Weimarer Republik und der frühen SBZ/DDR. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des deutschen Gesundheitswesens im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.: Verlag für Akademische Schriften 2002. 396 S., 25,00 €

Über die in der Wilhelminischen Ära entstandene Gründergeneration der Sozialhygiene gibt es eine Vielzahl gelehrter Abhandlungen. Dagegen sind Studien über die Konzepte und Praktiken ihrer Schüler noch immer rar. In der vorliegenden Studie geht Gabriele Moser nicht nur ihrem Wirken in der Weimarer Republik der zwanziger Jahre nach, sondern untersucht auch die Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit in der Sowjetischen Besatzungszone und der frühen DDR. Dabei kommt sie zu überraschenden Ergebnissen. Obwohl die Entnazifizierung der Ärzteschaft und des öffentlichen Gesundheitswesens an den katastrophalen Bedingungen der ersten Nachkriegsjahre rasch ihre Grenze fand, konnte die seit den dreißiger Jahren begonnene Ausgrenzung der chronisch Kranken und »Erbminderwertigen« rückgängig gemacht werden. Jedoch setzten

sich unter dem Primat des öffentlichen Gesundheitswesens wieder die sozialhygienischen Traditionslinien der zwanziger Jahre durch. Unter dem Vorrang von Prävention und medizinischer Expertise erhielt die »Volksgesundheit« Vorrang vor dem individuellen Wohlergehen und den persönlichen Freiheitsrechten.

Diese komparative Studie erweitert unseren Blick auf die Geschichte des Gesundheitswesens im 20. Jahrhundert und ist wegen ihrer aktuellen Bedeutung auch für Nichtfachleute sehr empfehlenswert.

K. H. R.

Jan Breman, *The Labouring Poor in India. Patterns of Exploitation, Subordination, and Exclusion*, New Delhi: Oxford University Press 2003. xi + 351 S. Rs 595

Der niederländische Soziologe Jan Breman gilt als einer der bedeutendsten Erforscher der indischen Unterschichten. Die elf Aufsätze zu dieser Thematik im vorliegenden Band beschreiben und analysieren Proletarisierungsprozesse und damit zusammenhängende Kämpfe und soziale Konflikte seit den 1960er Jahren, vor allem in den Staaten Gujarat und West-Bengalen. Zum Teil handelt es sich um beeindruckende Fallstudien, z. B. über den ermordeten Landarbeiter Manu Bhikha (1994), die Überlebensstrategien der Armen Kalkuttas oder das Entstehen eines Ghettos in Ahmedabad. Zum Teil wurden auch eher theoretische Betrachtungen aufgenommen, in deren Mittelpunkt die sozialen Folgen des Neoliberalismus und der »Wiederkehr des Sozialdarwinismus« stehen.

M. v. L.

KRITIK

Hagen Koo, *Korean Workers. The Culture and Politics of Class Formation*, Ithaca und London: Cornell University Press 2001. xii + 240 S., 17,95 \$

Diese seit langem erwartete Studie über die südkoreanischen Arbeiterklasse rekonstruiert die mit der Industrialisierung des Landes einhergehende Proletarisierung seit den sechziger Jahren: die Alltagserfahrungen der Arbeiterinnen und Arbeiter in den neuen Fabriken; die frühen sozialen Kämpfe der siebziger Jahre und die Rolle kirchlicher Organisationen dabei; die durch studentische Einflüsse geförderte Politisierung der Kämpfe in den achtziger Jahren; die sozialen und wirtschaftlichen Hintergründe des »Grossen Arbeiterkampfes« von 1987 und die unternehmerische Gegenoffensive der neunziger Jahre. Quer zur chronologischen Betrachtung bringt der Autor thematische Analysen (z. B. zum Entstehen einer kulturellen und politischen Identität der Arbeiterschaft).

M. v. L.

Max Elbaum, *Revolution in the Air. Sixties Radicals turn to Lenin, Mao and Che*, London und New York: Verso 2002. viii + 370 S., 21,00 \$

Kees Slager, *Het geheim van Oss. Een geschiedenis van de SP*, Amsterdam und Antwerpen: Uitgeverij Atlas 2001. 480 S., 19,50 €

Michael Steffen, *Geschichten vom Trüffelschwein. Politik und Organisation des Kommunistischen Bundes 1971 bis 1991*, Berlin [usw.]: Assoziation A 2002. 409 S., 24,00 €

Nachdem fast alle maoistischen Gruppen und »Parteien« in Westeuropa und Nordamerika untergegangen sind oder ihr politisches Programm drastisch geändert haben, werden sie allmählich zu Objekten historischer Forschung. Max Elbaum beschreibt die Geschichte der sogenannten New Communist Movement in den USA, das heisst der marxistisch-leninistischen Linken, die sich an den »sozialistischen Experimenten« in China, Kuba, usw. orientierte. Elbaum – selber ein prominenter ehemaliger »Mler«, der sich noch immer als radikaler Sozialist betrachtet – beschreibt detailliert wie der Maoismus in den USA sich im Laufe der 1960er und 70er Jahre organisierte, welche Kontroversen und Debatten für ihn wichtig waren, und wie er mit den Trotz-kisten und Moskautreuen Kommunisten wetteiferte. Elbaum zeigt auch wie die chinesische Theorie der »Drei Welten« (ab 1974) und der Tod Maos (1976) die Bewegung verunsicherten und ihren Niedergang einleiteten.

Michael Steffen rekonstruiert in seiner Doktorarbeit (Marburg 2002) die

zwanzigjährige Geschichte einer relativ undogmatischen deutschen Gruppe, des Kommunistischen Bundes, und auch seine »Assoziationen und Abgrenzungen zu konkurrierenden Fraktionen der revolutionären Linken der Bundesrepublik«. Die Studie beschreibt die Formierung der deutschen ML-Bewegung und die Gründung des KB (1971); die ersten Jahre des Organisationsaufbaus und die damaligen Debatten, die Aktivitäten im Rahmen der neuen sozialen Bewegungen (1976–79), die Spaltung der Gruppe 1979, den Prozess der Marginalisierung und Auflösung bis 1991. In einem Anhang sind u. a. eine grosse Anzahl von Kurzbiografien leitender Kader aufgenommen.

Die Arbeit des Journalisten Kees Slager beschreibt die Entwicklung der Socialistische Partij – eine niederländische maoistische Gruppe, die sich in den 1980er Jahren vom Marxismus-Leninismus verabschiedet und sich inzwischen zu einer im Parlament vertretenen linkssozialdemokratischen Partei transformiert hat. Am Beispiel der innerhalb der Partei einflussreichen Ortsgruppe des Industriestädtchens Oss zeigt Slager wie der relativ konfliktlose Übergang von der revolutionären zur reformistischen Politik zustande kam.

M. v. L.

Bucheingänge

(Rezension vorbehalten)

Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker/Christian Ingrao/Henry Rousso (Ed.), *La violence de guerre 1914–1945. Approches comparées des deux conflits mondiaux*, Bruxelles: Édition Complexe 2002. 253 S.

Wolfgang Beck, *Westfälische Protestanten auf dem Weg in die Moderne. Die evangelischen Gemeinden des Kirchenkreises Lübbecke zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik*, Paderborn: Schöningh 2002. (Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Forschungen zur Regionalgeschichte Band 42) 456 S.

Cahiers d'Histoire du Temps Présent/Bijdragen tot de Eigentijdse Geschiedenis, (30/60) Nr. 11, José Gotovitch (Ed.), Bruxelles: 2003, 263 S.

Die Deutsche Reichspost 1933–1945. Eine politische Verwaltungsgeschichte. Ausgewählte Dokumente, bearb. von Wolfgang Lotz, Koblenz: Bundesarchiv 2002. (Materialien aus dem Bundesarchiv Heft 11) 719 S.

Franck Düvell, *Die Globalisierung des Migrationsregimes. Zur neuen Einwanderungspolitik in Europa*, Berlin: Assoziation A 2002. (Materialien für einen neuen Antiimperialismus Heft 7) 224 S.

KRITIK

Stefan Frech, *Clearing. Der Zahlungsverkehr der Schweiz mit den Achsenmächten*, Zürich: Chronos Verlag 2001. (Veröffentlichungen der UEK, Band 3) 381 S.

Gret Haller, *Die Grenzen der Solidarität. Europa und die USA im Umgang mit Staat, Nation und Religion*, Berlin: Aufbau Verlag 2002; 288 S.

Isabel Heinemann, *Rasse, Siedlung, deutsches Blut. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas*, Göttingen: Wallstein Verlag 2003. (Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts Bd. 2, hg. von Ulrich Herbert und Lutz Raphael) 704 S.

Wolfgang Hien/Christina König/Dietrich Milles/Rolf Spalek, *Am Ende ein neuer Anfang? Arbeit, Gesundheit und Leben der Werftarbeiter des Bremer Vulkan*, Hamburg: VSA Verlag 2002. 233 S.

Bruno Kartheuser, Walter, *SD in Tulle. Die Tragödie des 9. Juni 1944. Zweiter Band: Das Besetzte Frankreich 1940-1943*, Neundorf: Edition Krautgarten Orte 2002. 248 S.

Gerd Kaiser, *Katyn. Das Staatsverbrechen – das Staatsgeheimnis*, Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2002. 476 S.

Pieter Lagrou, *Mémoires patriotiques et Occupation nazie. Résistants, requis et déportés en Europe occidentale 1945–1965*, Bruxelles: éditions Complexe 2003. (Histoire du temps présent) 360 S.

Nicole Mayer-Ahuja, *Wieder dienen lernen? Vom westdeutschen »Normalarbeitsverhältnis« zu prekärer Beschäftigung seit 1973*, Berlin: Edition Sigma 2002. 359 S.

Medien – Politik – Geschichte. *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXXI*, hg. von Moshe Zuckermann im Auftrag des Instituts für deutsche Geschichte Universität Tel Aviv, Göttingen: Wallstein Verlag 2003. 448 S.

Martin Meier/Stefan Frech/Thomas Gees/Blaise Kropf, *Schweizerische Außenwirtschaftspolitik 1930–1948. Strukturen – Verhandlungen – Funktionen*, Zürich: Chronos Verlag 2002. (Veröffentlichungen der UEK, Band 10) 568 S.

Babette Quinkert (Hg.), *»Wir sind die Herren dieses Landes«. Ursachen, Verlauf und Folgen des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion*, Hamburg: VSA Verlag 2002. 255 S.

Jens Renner, *Der neue Marsch auf Rom. Berlusconi und seine Vorläufer*, Zürich: Rotpunktverlag 2002. 198 S.

Ernst Ritter (Hg.), *Restauration in Baden. Zwei Manuskripte von Georg Adam Hillengass aus den Jahren 1849 und 1851*, Koblenz: Bundesarchiv 2002. (Materialien aus dem Bundesarchiv Heft 6) 41 S.

Manuel Schramm, *Konsum und regionale Identität in Sachsen 1880–2000. Die Regionalisierung von Konsumgütern im Spannungsfeld von Nationalisierung und Globalisierung*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2002. (Vierteljahrschrift für

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 164) 329 S.

Thomas Urban, Überleben und Sterben von Zwangsarbeitern im Ruhrbergbau, Münster: Ardey-Verlag 2002. (Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Forum Regionalgeschichte 9) 178 S.

Martin Vogt (Hg.), Herbst 1941 im »Führerhauptquartier«. Berichte Werner Koepfens an seinen Minister Alfred Rosenberg, komment. von Martin Vogt, Koblenz: Bundesarchiv 2002. (Materialien aus dem Bundesarchiv Heft 10) 160 S.

Summaries

Wolfgang G. Schwanitz Djihad »made in Germany«. Der Streit um den Heiligen Krieg 1914–1915

Haben die Deutschen die Jungtürken bei ihrem Eintritt in den Ersten Weltkrieg dazu bewegen wollen, den Heiligen Djihad gegen Briten, Russen und Franzosen auszurufen? Diese Auffassung vertrat der führende holländische Arabist C. Snouck Hurgronje. Er warf seinen deutschen Kollegen wie beispielsweise Carl Heinrich Becker vor, dieses »Djihad-Fieber« begünstigt zu haben. Der Holländer behauptete sogar, dass dieser Djihad eine intellektuelle Waffe »made in Germany« sei. Angenommen, es wäre so, antwortete Carl Heinrich Becker, hätten Berlin und Konstantinopel im Kampf um ihre Existenz nicht das Recht dazu? Während der holländische Arabist betonte, dass diese Form des Djihad sich gegen Humanismus und Religionsfrieden wende, sah der Deutsche in der Verwendung der Religion im Krieg kein Tabu. Erstmals wird der Djihad-Streit im Licht der deutsch-osmanischen Djihad-Aktion dargestellt, die fünf Teile umfasste: 1. Den Plan Max von Oppenheims, koloniale Feindräume zu revolutionieren; 2. für diese Aktivitäten im Orient Propaganda durch die Berliner Nachrichtenstelle zu betreiben; 3. die türkische Djihad-Fatwa; 4. Scheich Salihs Kommentar und 5. die Ausfüh-

rung. In diesem historisch einzigartigen Dihad ging es vor allem um Aufwiegelung zum Glaubenskrieg. Während die Kritik des holländischen Arabisten zutraf, blieb Becker bei seiner chauvinistischen Auffassung.

Proclaiming the Holy Jihad against the British, the Russian and the French: Is this what the Germans tried to talk the Young Turks into when they entered the First World War? This at least is the understanding of the leading Dutch Arabist C. Snouck Hurgronje. In fact he accused his German colleagues like Carl Heinrich Becker of having encouraged this »Jihad fever«. The Dutchman even went as far as to claim that Jihad was an intellectual weapon »made in Germany«. Assuming this were the case, replied his German colleague Becker, weren't Berlin and Constantinople entitled to do so in their struggle for their existence? While the Dutch Arabist emphasised that this form of Jihad opposed humanism and religious peace, the German did not consider it a taboo to instrumentalise religion in times of war. This contribution is the first description of the Jihad-dispute in the context of the German-Ottoman Jihad action. It consists of five parts: 1. Max von Oppenheimer's plan to revolutionise the enemies' colonial territory; 2. to make propaganda for those activities through the Orient news department in Berlin; 3. the Ottoman Jihad Fatwa; 4. Sheikh Salih's commentary; 5. the implementation. The main aim of this historically unique Jihad was the incitement to a religious war. Although the Dutch Arabist was proved right, Becker insisted on his chauvinistic interpretation.

René Del Fabbro

Internationaler Markt und nationale Interessen.

Die BMW AG in der Ära Castiglioni 1917–1930

Der im Ersten Weltkrieg gegründete und von dem Italo-Österreicher Camillo Castiglioni finanzierte Flugmotorenproduzent Bayerischen Motoren Werke verlor nach Kriegsende seinen wichtigsten Abnehmer, das Militär der Mittelmächte. Um auch in Friedenszeiten über ein tragfähiges Produkt zu verfügen, engagierte sich BMW auch im Automobilbau, der heutigen Geschäftsgrundlage des Unternehmens. Dabei darf Castiglioni als Begründer des BMW-Automobilbaus gelten. Aber auch der Flugmotorenbau ging weiter. 1922 wurden für Flugmotoren neue Märkte im Ausland erschlossen. Bis Mitte der 1920er Jahre hatten sich die BMW nahezu eine Monopolstellung im deutschen Flugmotorenbau erworben. Das Reich versuchte deshalb den Ausländer Castiglioni als Besitzer der BMW AG auszuschalten. In einem mit äußerster Härte geführten Machtkampf wurde Castiglioni mit Hilfe der Deutschen Bank als Alleinaktionär der BMW AG verdrängt. Ende 1929 kam es zu einer wesentlich stärkeren Orientierung auf den Inlandsmarkt, da auch die Sowjetunion nach einem Schmiergeldprozess als Hauptabnehmer von BMW-Flugmotoren nicht mehr zur Verfügung stand. Erneut war man auf Bestellungen des deutschen Militärs angewiesen. Bereits 1930 wurden so die Weichen für die spätere verhängnisvolle Verstrickung des BMW-Konzerns in die Rüstungswirtschaft des Dritten Reiches gestellt.

Following the end of the First World War the Bavarian motor factory BMW lost its most important customer, the armed forces of the central powers. The producer of aircraft engines had been founded and was financed by the Italo-Austrian Camillo Castiglioni. In order to have a lucrative product in peace time BMW switched to manufacturing motor-cars, its business foundation today. In this, Castiglioni can be considered the founder of BMW-motor cars. The companies' production of aircraft engines continued, however, and in 1922 new markets for aircraft engines were opened abroad. By the mid-1920s BMW had acquired a near monopoly in the manufacture of German aircraft engines. The German Reich then tried to oust the foreigner Castiglioni as the owner of BMW joint-stock company. In a fierce struggle for power, and with the help of the Deutsche Bank, Castiglioni was driven out as the sole shareholder of the company. When the Soviet Union ceased to be the main buyer of aircraft engines – following a law suit over bribery – BMW started concentrating on the domestic market at the end of 1929. Again, it depended on orders from the German military. This way the course was set for its later disastrous entanglement in the armaments industry of the Third Reich.

Christiane Harzig
Migrationspolitik im nordatlantischen Raum: Ein zeitgeschichtlicher Vergleich zwischen Kanada, Schweden und den Niederlanden

Nahezu alle westlichen Industrienationen waren in den Jahren nach dem Zweiten

Weltkrieg in großem Ausmaß von Zuwanderung betroffen. Allerdings haben nur wenige Staaten auf die Herausforderung der daraus entstandenen kulturellen Vielfalt in der Bevölkerung politisch gestaltend reagiert. In Kanada, Schweden und den Niederlande konnten in den 1960er bis 1980er Jahren migrationspolitische Maßnahmen umgesetzt werden, die den Einlass, den Zugang zur Staatsbürgerschaft und den kulturellen Pluralismus regelten. Der Aufsatz zeigt, wie – unter Bezugnahme auf die jeweilige historische Erfahrung und die politische Kultur – die gesellschaftliche Entwicklung von einer als ethnisch homogen (bzw. im Falle Kanadas bi-kulturell) konstruierten Nation zu einer multikulturellen Gesellschaft gelang. In Hinblick auf die restriktiv-konservativen Entwicklungstendenzen an der Wende zum 21. Jahrhundert scheint die zeitgeschichtliche Rückschau sinnvoll.

In the decades following World War Two almost all Western industrial nations experienced im-migration. However, only some states were able to respond politically to the growing cultural diversity of their populace. Canada, Sweden and the Netherlands introduced migration policies, regulating entry, citizenship and cultural diversity. Having recourse to historical memory and political culture this paper shows how these countries were able to re-configure what had been a homogeneous population to construct multicultural societies. Considering the restrictionist and conservative developments at the turn of the 21st century this review of the most recent past seems worthwhile.

*Stephan Moebius***Contre-Attaque. Eine politische Initiative französischer Intellektueller in den 30er Jahren**

Der selbsternannte »Kampfverband revolutionärer Intellektueller« mit dem Namen »Contre-Attaque« engagierte sich Mitte der 30er Jahre sowohl gegen die sich in Europa ausbreitenden Faschismen und faschistische Putschversuche in Frankreich als auch gegen Léon Blums Volkfrontpolitik. »Contre-Attaque« versuchte einen Dritten Weg zu gehen: Die Gruppe wollte den Faschismus gewissermaßen mit seinen eigenen Methoden schlagen und zur Mobilisierung der Massen für die eigenen links-revolutionären Zwecke ebenfalls faschistische Methoden nutzen. Die Mitglieder rekrutierten sich aus der sogenannten non-konformistischen Generation von Intellektuellen, die vom Surrealismus und vom »Cercle communiste démocratique« kamen. Die führenden Köpfe von »Contre-Attaque« waren Georges Bataille und André Breton. Der Aufsatz rekonstruiert die Gründungsphase, die Treffen, die politischen Debatten und Aktionen, die geplante Zeitschrift und die sozio-politischen Kontexte von »Contre-Attaque«.

»Contre-Attaque« was a self-appointed »Combat unit of revolutionary intellectuals«. In the mid-1930s it fought against spreading fascism in Europe, the attempted fascist coup in France as well as against Léon Blum's policy of the popular front. »Contre-Attaque« tried the Third Way: The group intended to beat fascism somehow with its own methods and used those methods to mobilise the masses for its own revolutionary left purposes. Its mem-

bers were recruited from the so-called non-conformist generation of intellectuals who came from surrealism and the »Cercle communiste démocratique«. Its leaders were George Bataille and André Breton. This contribution reconstructs the founding period, the meetings, the political debates and actions, the magazine in planning and the socio-political context of »Contre-Attaque«.

*Angelika Ebbinghaus***Deutschland im Bombenkrieg – Ein missglücktes Buch über ein wichtiges Thema**

Das von Jörg Friedrich verfasste Buch über Deutschland im Bombenkrieg des zweiten Weltkriegs hat eine außergewöhnliche Resonanz gefunden. Mit ihr setzt sich der vorliegende Diskussionsbeitrag kritisch auseinander. Anschließend verweist Angelika Ebbinghaus auf einige Aspekte, die in der Debatte bislang vernachlässigt wurden. Die Stilmittel des Autors erzeugen eine dem Thema unangemessene Dramatik, die sich manchmal bis zur »Action-Atmosphäre« von Landerheften steigert und von einigen Rezensenten befremdlicherweise als »furiose Sprachkraft« gelobt wurde.

Nicht weniger problematisch ist der Blick des Verfassers auf die Opfer des Bombenkriegs. Unbekümmert greift er dabei vor allem auf die Studie eines früheren Wehrmachtpsychiaters und »Euthanasie«-Gutachters zurück, der die tiefen psychischen Verletzungen der Luftkriegsopfer als rasch wieder abklingende »abnorme Erlebnisreaktionen« deutete, um eventuellen Entschädigungsansprüchen einen Riegel vorzuschieben.

Jörg Friedrich hat ein Buch veröffentlicht, das unter Verzicht auf die Kriterien historischer Analyse einerseits Emotionen mobilisiert, andererseits aber dem kollektiven und bis heute nachwirkenden kollektiven Trauma der Opfer nicht gerecht wird.

Joerg Friedrich's book about Germany during the bombing raids suffered in the Second World War received an exceptional public response. This essay contributes a critical perspective to the discussion regarding that resonance. Angelika Ebbinghaus points out several aspects that had hitherto been neglected in the debate. The author's stylistic device creates a dynamic which seems inappropriate for the subject. At times it is raised to the »action atmosphere« that can be found in the pulp literature of simple soldiers. Strangely, says Ebbinghaus, this was praised by some reviewers as »furious linguistic power«.

No less questionable is the author's view on the victims of the bombing raids. It shows a certain lack of concern that he refers frequently to the study of a former Wehrmacht psychiatrist and euthanasia expert who interpreted the intense psychological injuries of the victims of the aerial warfare as a quickly passing »abnormal reaction to experiences« in order to avoid possible claims for compensation.

Lacking the criteria of historical analysis, Friedrich's publication mobilises emotions but at the same time does not do justice to the collective trauma of the victims which continues to have an effect today.

Errata

Beim Setzen des letzten Hefts Sozial.Geschichte, Neue Folge, 18 (2003) Heft 1 sind uns leider zwei sehr ärgerliche Fehler passiert. Auf der ersten Seite von zwei Aufsätzen sind eine beziehungsweise zwei Zeilen abgeschnitten worden. Wir bitten dies zu entschuldigen.

Es betrifft erstens den Aufsatz von Marcel van der Linden über »Die Geschichte der Arbeiter und Arbeiterinnen in der Globalisierung«.

Auf S. 10 unten fehlen folgende Zeilen: »Publikationen geführt, sondern schlägt sich allmählich auch in institutionellen Formen nieder. Hier einige Beispiele dafür:«

Zweitens betrifft es den Beitrag von Wolfgang G. Schwanitz über »Die westdeutsche Nahost-Politik 1953 im Licht der Edition der Akten zur deutschen auswärtigen Politik (ADAP) – Eine Quellenkritik«.

Auf S. 134 unten fehlt folgende Zeile: »Dokumente präsentiert, die Aufschluss über die Grundlegung der westdeut-«

Autorinnen und Autoren

Heide Berndt war seit 1979 Professorin für Sozialmedizin an der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin. Am 22. Februar 2003 ist sie völlig unerwartet gestorben.

Marc Buggeln M. A., Historiker, Stipendiat der Heinrich-Böll-Stiftung, promoviert an der Universität Bremen zum Außenlagersystem des KZ Neuengamme. (M. B.).

Ebbinghaus Angelika Dr. phil. Dipl. Psych., Historikerin und Psychologische Psychotherapeutin, Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bremen.

Immanuel Geiss, Studium der Geschichte und Anglistik in München und Hamburg; Promotion bei Fritz Fischer in Hamburg 1959, danach Habilitation am Historischen Seminar der Universität Hamburg 1968, Professor in Bremen 1973–96, seitdem dort pensioniert.

Rüdiger Hachtmann Prof. Dr. phil., apl. Prof. an der TU Berlin, Historiker.

Christiane Harzig PD Dr. phil. lehrt zur Zeit nordamerikanische Geschichte an der Universität Erfurt, hat vor allem zu Migration und Geschlecht publiziert und ist zudem freiberuflich tätig.

Anne Klein, Erziehungswissenschaftlerin und Historikerin in Köln, promoviert zum Thema Flucht und Asyl in Frankreich und den Vereinigten Staaten 1938–1942.

Marcel van der Linden Prof. Dr., Hochschullehrer an der Universität Amsterdam, Forschungsdirektor des IISG Amsterdam und Verantwortlicher Redakteur der *International Review of Social History*. (M. v. L.)

Stephan Moebius Dr. phil., DFG-Stipendiat zur Erforschung der Soziologie- und Wirkungsgeschichte des *Collège de Sociologie 1937–1939* und Lehrbeauftragter im Fachbereich Soziologie an der Universität Bremen.

Jan Osers Dr. rer. pol., Häftling im KZ Theresienstadt und Zwangsarbeitslager Zamość, Lehrtätigkeit an den Universitäten Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe.

Karl Heinz Roth Dr. med. Dr. phil., Historiker, Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bremen. (K. H. R.)

Peter Schöttler Prof. Dr., Centre Marc Bloch, Berlin, und Freie Universität Berlin. (P. S.)

Wolfgang G. Schwanitz Dr., Arabist und Ökonom. Editor des *Princeton Papers Special Issue, Middle Eastern Studies*, Princeton, N.J. (W. G. S.)

Heinrich Senfft Dr. jur., Rechtsanwalt, Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, lebt in London.

Jörg Wollenberg, Prof. Dr., Hochschullehrer für Weiterbildung an der Universität Bremen, seit 2002 pensioniert.

Jürgen Zimmerer Dr. phil., Centro de Estudos Interdisciplinares do Século XX (CEIS XX), Universidade de Coimbra/Portugal.

Aad Blok / Keith Hitchins / Raymond Markey / Birger Simonson (eds.)

Urban Radicals, Rural Allies

Social Democracy and the Agrarian Issue, 1870-1914

Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt/M., New York, Oxford, Wien, 2002.

451 pp., 1 ill., num. tables

International and Comparative Social History. Vol. 7

Issued by the International Institute of Social History Amsterdam

General Editor: Marcel van der Linden

ISBN 3-906770-15-X / US-ISBN 0-8204-5937-2 hardback

sFr. 99.- / €1* 68.30 / €2** 63.80 / £ 41.- / US-\$ 60.95

* The €1-price includes VAT and is only valid for Germany and Austria. ** The €2-price does not include VAT.

Contents:

Raymond Markey: Social Democracy and the Agrarian Issue, 1870-1914: Introduction

Marcel van der Linden: Social Democracy and the Agrarian Issue, 1870-1914: The Broad Themes

Leo van Rossum: The Second International and Social Democratic Activity among the Agrarian Population, 1889-1914: An Exploration

Luis Enrique Alonso: Agrarianism, Populism and the International Division of Labour

Richard J. Walter: Social Democracy and the Agrarian Issue: Argentina, 1870-1914

Raymond Markey: Social Democracy and the Agrarian Issue: Australia, 1870-1914

Guy Vanschoenbeek: The Worker's Party against the Farmers' League: Social Democracy and Peasantry in Belgium, 1893-1914

Johan Frieswijk: Dutch Social Democracy and the «Agrarian Question», 1880-1914

Birger Simonson: Social Democracy and the Peasants in Sweden before World War I

Knud Knudsen: Social Democracy and the Agrarian Question in Denmark, 1870-1914

Maurizio Degl'Innocenti: Rural Areas and Socialism in Italy Between 1800 and 1900

Santiago Castillo: The Long Road to an Agrarian Programme: Spanish Socialism and the Agrarian Question, 1888-1918

Zdeněk Kárník/Jan Měchýř: Social Democracy and Village Dwellers in Bohemia, 1870-1914

Keith Hitchins: Social Democracy and the Peasantry in Rumania, 1870-1914

Antoaneta Tcholakova: Bulgarian Social Democracy and the Peasantry, 1870-1914

Mira Bogdanović: Serbian Social Democracy and the Peasantry, 1903-1914

Jasna Fischer/Franc Rozman: Social Democracy and the Peasantry on Slovene Territory between 1870 and 1914

Birger Simonson: Social Democracy and Agriculture: Some Conclusions.



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt/M. · New York · Oxford · Wien

INHALT

FORSCHUNG

WOLFGANG G. SCHWANITZ: Jihad «Made in Germany». Der Streit um den Heiligen Krieg 1914–1915

RENÉ DEL FABBRO: Internationaler Markt und nationale Interessen. Die BMW AG in der Ära Castiglioni 1917–1930

CHRISTIANE HARZIG: Migrationspolitik im nordatlantischen Raum: Ein zeitgeschichtlicher Vergleich zwischen Kanada, Schweden und den Niederlanden

MISZELLE

STEPHAN MOEBIUS: Contre-Attaque. Eine politische Initiative französischer Intellektueller in den 30er Jahren

DISKUSSION

ANGELIKA EBBINGHAUS: Deutschland im Bombenkrieg – Ein missglücktes Buch über ein wichtiges Thema

BUCHBESPRECHUNGEN UND ANNOTATIONEN